

NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 08218813 1



1700

1700

*MFBF
(Gipsy)
List

* MFBR
(Gipsy)
Liszt

—

757

Die Zigeuner

und

ihre Musik in Ungarn.

Von
Franz Liszt.

Deutsch bearbeitet
von

Peter Cornelius.



Pesth,
Verlag von Gustav Hedenast.
1861.

AV

THE
MUSEUM
OF
THE
MUSEUM

Inhalt.

	Seite
I. Des Zigeuners Epos ein musikalisches	1
II. Des Zigeuners Gegensatz: der Israelit	13
<u>III. Zigeunergeföhrnung: Poetischer Egoismus</u>	<u>29</u>
<u>IV. Zigeunertrieb: Zügellose Naturliebe</u>	<u>39</u>
<u>V. Zigeunergefühl: Schmerz und Stolz</u>	<u>52</u>
VI. Der Zigeuner in der europäischen Literatur	65
<u>VII. Der Zigeuner ein Paria</u>	<u>79</u>
VIII. Ethnographen; Civilisierungsversuche	90
IX. Des Zigeuners Beschäftigungsweisen	101
X. Erlebnisse mit Zigeunern unsrer Heimath	111
<u>XI. Zigeuner auf unsren Reisen</u>	<u>122</u>
<u>XII. Zoßy</u>	<u>139</u>
<u>XIII. Die Zigeuner in Ungarn</u>	<u>148</u>
<u>XIV. Die ungarische Zigeunermusik</u>	<u>160</u>
<u>XV. Costüm, Orchester, Art und Weise des Zigeuners- virtuosen</u>	<u>178</u>
<u>XVI. Eigenthumsfrage der Zigeunerkunst</u>	<u>188</u>
<u>XVII. Geschichtliches; Bihary</u>	<u>210</u>
<u>XVIII. Lavotta und Csermak; Reményi</u>	<u>226</u>
<u>XIX. Verhältniß der Zigeunerkunst zur europäischen Musik.</u>	<u>245</u>
<u>XX. Dies Buch eine Vorrede zu unsrem Zigeuner-Epos, den „Ungarischen Rhapsodien.“</u>	<u>254</u>

I.

Die Völker nähren in ihrer Kindheit die Einbildungskraft an Dichtungen, welche ihnen hervortretende, bedeutungsvolle Gestalten darbieten, ihren Sinn für das Heldenhafte wecken, ihnen den Ruhm oder die Noth des Vaterlandes vergegenwärtigen und in klingenden Strophen die ihnen eigenthümliche Art und Sinnesweise verkörpern. Dann sind die Massen noch nicht durch wachsendes Bedürfnis auf stete mechanische Arbeit angewiesen, noch nicht durch die mannigfachen erkünstelten Erfordernisse der Civilisation abgestumpft; sie kennen vom Luxus nur den Überfluß des Nothwendigen, dessen sich eine genügende Mehrzahl erfreut um das Schauspiel peinlicher Armut fern zu halten, und es wird ihnen in solchem Zustande zum dringendsten Bedürfnisse wie zum kostbarsten Luxus sich ein poetisches Volksideal zu schaffen, dem der Stempel des innersten volksthümlichen Wesens ganz und klar aufgeprägt ist. Meistens wird es anfangs eine Sage, ein kurzes einfaches Lied sein, das überall im Lande von Lippen und Herzen widerklingt. Um diesen Keim

sammeln sich neue Thaten, den Grundzug ergänzend, verschönernd; zu dem Haupthergange gesellen sich verwandte Einzelheiten; bald wird auch jener Hauptzug verschieden ausgelegt; die Überlieferung in ihrem unbestimmbaren Walten schmückt und formt an dem vorhandenen Stoff und so entsteht allmählig das Volksepos. Jene Sage aber, jenes Lied, das den Keim des Volksepos bildet, ist nicht allein durch Sinn und Art des betreffenden Volkes je nach klimatischen, sittlichen und geschichtlichen Einflüssen bedingt und bestimmt, es ist vielmehr deren eigentlicher Ausdruck, deren unmittelbarstes Produkt. Bei manchen Völkern haben diese fragmentarisch entstandenen und erhaltenen Lieder ihre Gestalt unverändert behauptet, bei anderen finden wir den nur lose geformten poetischen Stoff in tausendfältigen Wandlungen von Mund zu Mund gehend bis endlich unter eines berühmten Dichters Hand die hier und dort umherirrenden Bruchstücke sich zum durchsichtigen künstlerischen Ganzen gestalten.

Unter Griechenlands schönem Himmel sehen wir wandernde Rhapsoden den Städtern und Landleuten ihre Sagen von Völkerkriegen und Heldenfahrten singen und später diese Sagen gesammelt ein unnachahmliches Ganzes bilden, das folgende Zeiten nur immer auf's Neue bewundern, nicht wieder erreichen konnten. In Indien mochte die Fülle tropischen Wachstums, die Versenkung in das Anschauen einer übergewaltigen Natur den Geist des Menschen leicht zu dem Glauben bewegen, daß nur die Berge selber in Tempel umgewandelt würdige Wohn-

füße der Götter heißen dürften, und der Poet, der von jeder Beschränkung seiner Phantasie eine Verkleinerung seines Ideals fürchtete, gerieth auf der Spur des Gewaltigen leicht in's Ungeheuerliche. Die nordischen Barden, angeführt einer finstern Natur, deren Strenge selten durch ein flüchtiges Lächeln gemildert erscheint, erhoben den Muth bis zur Wollust, und Walhall bietet den Seligen nur neue Kämpfe und Siege. Im Beginn des Mittelalters, wo die Gemüther von den mystischen Bildern einer noch jugendlichen Religion erfüllt waren, in welcher Gefühl und Symbol unausgesetzt sich gegenseitig erzeugen, ertönen Legenden von christlichen Helden, welche mit Großthaten der mythologischen Halbgötter zugleich Frömmigkeit und Zartheit als Weihgaben ihres Glaubens vereinigten. Die Slaven erzählen Familienereignisse aus denen Bürgerkriege entstehen; Liebe zum häuslichen Herd ist hier immer das tragische Motiv; die Gastfreundschaft und die Feste die sie hervorruft leih die glänzenden und schildernden Momente her. Bei den Arabern gönnte die Lehre vom Fatalismus der Willensfreiheit zu wenig Spielraum; sie ergehen sich am Liebsten im Lob der Schönheit, im Preis des Reichthums; ihre emailartigen Phantasiebilder streben kaum nach einem Anschein von Wahrscheinlichkeit. Als neue Continente entdeckt und erobert wurden lieferten die Abenteuer der Seefahrer und die Beschreibung ferner Himmelsstriche den iberischen Idiomen Stoff zu Dichtungen voll glühendem Realismus. Überall hat das Volksepos eine Gefühlsweise, die

der ganzen Nation sympathisch war, in Thaten symbolisirt und mit erzählender Form bekleidet; unter dem Schleier des Mythos bot es ihr in leicht sich einprägender Sprache eine Schilderung der ihr innerlichst eignen Leidenschaften, ihres gemeinschaftlichen Strebens und Duldens, welchem so durch die Tradition eine plastische Gestalt verliehen wurde. Zu dieser Befriedigung der Einbildungskraft gesellte sich die lebhafteste Lust an einem in's Ohr fallenden, dem Gedächtniß das Bewahren des Inhalts erleichternden Rhythmus. Die Strophen wurden entweder durch eine cadenzirte und modulirte Deklamation, durch eine Art Recitativ, oder auch durch eine wirkliche Melodie begleitet, und diese beiden Formen des Genusses vereinigten sich so innig, daß sie dieselbe Benennung annahmen. Das Gedicht wurde in Gesänge abgetheilt.

Die Völker Europa's wurden plötzlich durch ein neues vermehrt, ohne daß man eigentlich recht wußte, woher es gekommen war. Es verbreitete sich über die Lande ohne Erobrungslust zu zeigen, ohne aber auch um Bewilligung eines Domicils zu bitten. Es wollte nicht unterjochen, verweigerte aber auch die Unterwerfung. Es wollte nichts geben, aber auch nichts annehmen. Es sagte nichts von den afrikaniſchen oder asiatischen Vergebeuen denen es entstiegen war, nichts von der Nothwendigkeit durch welche es zum Aufsuchen andrer Wohnplätze getrieben wurde. Es brachte keine Erinnerung mit und verrieth keine Hoffnung. Es schlug die Vortheile einer Colonisation aus

und als wäre es zu eitel auf seinen verkommenen Stamm, um sich jemals zur Vermischung mit einem anderen herabzulassen, stieß es jedes fremde Element von sich zurück, begnügte sich mit dem nackten Leben und nahm durchaus keinen Antheil an den Wohlthaten der Staatseinrichtungen an welchen es vorüberging. Es ist ein seltsames Volk; so seltsam daß es keinem andren auch nur in irgend etwas ähnelt. Es besitzt keinen Boden, keinen Cultus, weder Geschichte noch Gesetzbuch. Es fährt fort zu bestehen und keinem Einfluß, keinem Willen, keiner Verfolgung, keiner Belehrung gelingt es eine Veränderung in diesem Volke hervorzubringen, es aufzulösen oder auszurotten. In Stämme, Horden und Bänden getheilt verfolgt es bald hier bald dort immer zufällig gewählte Ziele; keine Verbindung besteht unter den einzelnen Stämmen, sie wissen oft nichts von einander und doch bewahren sie unter den entferntesten Zonen dieselben Sitten, dieselbe Sprache, dieselbe Phsyionomie. Ein bloß thierisches instinktives Leben führend ahut und weiß dies Volk nichts von dem, was außer ihm vorgeht. Die Jahrhunderte vergehen, die Zeit schreitet fort, die Reiche in welchen es sich aufhält wechseln ihre Herren und ihre geistigen Zustände, führen Krieg und schließen Frieden: gleichgültig und innergriffen alledem zuschauend lebt dies Volk von einem Tag zum andren; es benutzt die Wirren der über das Geschick der andren Völker entscheidenden Begebenheiten nur um einigermaßen freier zu leben, und so oft man Muße findet sich mit ihm zu beschäftigen, verschwin-

det es in den Wäldern und Bergschluchten. Dies Volk das nicht weiß woher es kommt und wohin es geht, keine Überlieferung bewahrt und keine Annalen aufzeichnet, das ohne bestimmten Glauben, ohne Lebensvorschriften seine dauernde Vereinigung nur durch rohen Aberglauben, traditionelle Gebräuche, beständiges Elend und tiefste Erniedrigung aufrecht erhält; dies Volk das alle Schmähungen und Entbehrungen erträgt, um seine Zelte, seine Ummpen, seinen Hunger und seine Freiheit zu bewahren; dies Volk das, von einem Jahrhundert dem andren wie ein geheimnißvolles Vermächtniß übergeben, einen unbeschreiblichen Zauber auf die civilisirten Nationen übt; dies von tiefster Verachtung gebrandmarkte, aber von Dichtern verherrlichte Volk mußte, zerstreut, unzählbar, kulturreichen, unerklärlich, wie es war, dennoch in irgend einer Falte seines Wesens eine vornehme Begabung bergen, da es, für Idealisirung empfänglich, sich selber idealisirte, so daß es auch im Besitze von Gesängen und Dichtungen ist, welche zu einem Ganzen vereinigt gewissermaßen eine besond're Art Epopöe zu bilden vermöchten.

Es ist begreiflich, daß bei vollständiger Ermangelung geistiger Bildung, behaglicher Muße, andächtig aufbewahrter Geschichte, veredelter Erziehung und ehrwürdiger Religion, daß bei Verleugnung jeder Anhänglichkeit an die Scholle, an das Vaterland ein Volk nicht einen Dichter aufzuweisen haben wird welcher Gefühle der Thatkraft, des Handelns in historischem Rahmen entfaltet; diesen Gefühlen hat es entsagt und sich in eine uner-

schütterliche Passivität gehüllt, die es allem was die übrige Menschheit bewegt, unzugänglich macht. Wenn seinen Geist ein wildes Träumen und Sehnen durchzuckte, so mußte es im Begehren nach einer eignen Poesie ein andres Ausdrucksmittel als das des Wortes erstreben. Es mußte zur Mittheilung seiner innersten Empfindungen eine Form finden, worin sich diese nicht bestimmt aussprechen, ihre Ursache nicht verrathen. Weil das Schweigen über sich selbst ihm fast einzige Religion, einziges Gesetz ist, konnten ihm Erzählungen nicht zusagen, in denen es selber die Hauptrolle spielt. Ueberdies wäre es unfähig gewesen, seine wechselnden, schweifenden Triebe in symbolischen Bildern und Thaten darzustellen, wie die Poesie es nothwendig verlangt hätte. Wohl finden sich bei ihm hier und da einige Lieder und Romanzen, als rohe und ungeschickte Einzelheiten können sie aber nicht in der Reihe der Kunstwerke aufgezählt werden. Wenn ein so heimge suchtes Volk die ursprünglichen Triebe seines Wesens, die es so lange in schweigendes Geheimniß gehüllt hatte, vor sich selber veredelt aussprechen wollte, so mußte sich ihm die reine Instrumentalmusik als das geeignetste Mittel bieten, als die Kunst welche Gefühle ausdrückt ohne ihnen eine Anwendung zu geben, ohne in den von der Epopöe erzählten, im Drama dargestellten Thatfachen eine Allegorie für sie zu suchen. Die Instrumentalmusik läßt die Leidenschaften in ihrer eignen Wesenheit leuchten und schimmern ohne sich an ihre Versinnlichung in geschichtlichen oder erfundenen Gestalten zu binden; sie reinigt die

Gefühle von ihren Schlacken, entfangt ihnen nur die geläuterte Triebkraft um sie in ihrem innersten Glanze kundzugeben, sie wie ein duftendes Mark unmittelbar aus dem Herzen zu ergießen. In ihr offenbarte sich diesem Volke die einzige Sprache die es zum Ausdruck seiner Innerlichkeit ohne mühsame geistige Anstrengung gebrauchen konnte und die ihm zugleich sinnliche Freude, materiellen Genuß bot. Dieser sinnigen Kunst, dieser räthselvollen Form vertraute es in Rhythmen, Cadenzen, Modulationen und Gesängen, wie sie der eigne Geist ihm eingab, die Verherrlichung des Triebes an, welcher es unsrem Verkehr fern hält, unsren Lockungen unzugänglich macht, es einzig und despotisch beherrscht.

Wenn man bedenkt, daß eine im rechten Sinne ausgewählte und zu entsprechender Folge geordnete Sammlung von Fragmenten der Zigennermusik ganz wie ein Heldenlied jenem Gesamtgefühl einen Ausdruck verleihe, das einem ganzen Volke innewohnend durch sein Gepräge das Gepräge seiner Sitten entscheidet, so möchte man sich berechtigt fühlen eine ähnliche Sammlung mit dem Namen Epopöe zu bezeichnen. Wir beabsichtigen nicht eine Vergleichung zwischen den gewöhnlich mit jenem Namen belegten Werken und einem solchen musikalischen Cyclus aufzustellen und durchzuführen, wir übernehmen aber die Verantwortung ihn auf denselben anzuwenden wegen der Analogie der Inspiration welche in beiden dieselbe, heroische, von dem der Race eigenen Genius durchdrungen ist. Das Epos besteht nicht allein

aus einer gewissen Reihe von Ereignissen, aus der Beschreibung gewisser Gegenden, Gebräuche und Gegenstände, es unterscheidet sich diese Dichtungsart von den andren hauptsächlich durch die Natur der Gefühle und Leidenschaften, von welchen die handelnden Personen befeelt sind. Und diese Leidenschaften sind meist unbedingte, weil sonst die aus ihnen sich ergebenden Handlungen nicht das Siegel der Größe, den Reiz des Naturells an sich tragen würden, welche von dem ersten poetischen Aufschwung der Einbildungskraft unzertrennlich sind. Auch die Musik der Zigeuner athmet unbedingte, freie Leidenschaften, die allerdings hier ohne die sie an bestimmte Persönlichkeiten knüpfende Erzählung auftreten, die aber ganz dieselben sind, nur daß sie in einer Kunst sich manifestiren, wo sie der Vermittlung des Mythos nicht bedürfen.

Hegel erklärt die Bedeutung des Wortes Epos mehr aus dem Zeitwort: sagen, als aus dem Hauptwort: Erzählung, und reiht sogar unter diese letzte Benennung als erste poetische Versuche zuvörderst die monumentalen Inschriften, sodann die gnomischen Sprüche und Sentenzen der Alten, die Kosmogonien 2c. Wir wüßten die Gleichheit der Inspiration in poetischen Werken dieser Art und dem Ganzen eines wesentlich nationalen musikalischen Werkes nicht besser anschaulich zu machen, als indem wir die Worte des Philosophen hier anführen. Wir lassen ihn um so lieber für uns reden als die für seine Gedanken gewählte Form dem Sinne des unfrigen ganz entsprechend ist.

„Als solch' eine ursprüngliche Totalität ist das epische
 „Werk die Sage, das Buch, die Bibel eines Volkes und
 „jede große und bedeutende Nation hat dergleichen abso-
 „lut erste Bücher, in denen ihr, was ihr ursprünglicher
 „Geist ist, ausgesprochen wird. Insofern sind diese Denk-
 „mäler nichts Geringeres als die eigentlichen Grundlagen
 „für das Bewußtsein eines Volks, und es würde interes-
 „sant sein, eine Sammlung solcher epischen Bibeln zu ver-
 „anstalten. Denn die Reihen der Epopöen, wenn sie kein
 „späteres Kunstwerk sind, würden uns eine Galerie der
 „Volksgeister zeigen. Doch haben nicht alle Bibeln die
 „poetische Form der Epopöen. . . . Indem nun im eigent-
 „lichen Epos das poetische Bewußtsein einer Nation zum
 „erstenmal in poetischer Weise sich ausdrückt, so fällt das
 „echte epische Gedicht wesentlich in die Mittelzeit, in wel-
 „cher ein Volk zwar aus der Dumpsheit erwacht, und der
 „Geist so weit schon in sich erstarkt ist, seine eigne Welt
 „zu produziren und in ihr sich heimisch zu fühlen, umge-
 „kehrt aber alles, was später festes, religiöses Dogma
 „oder bürgerliches und moralisches Gesetz wird, noch ganz
 „lebendige, von dem einzelnen Individuum als solchem
 „unabgetrennte Gesinnung bleibt, und auch Wille und
 „Empfindung sich noch nicht von einander geschieden ha-
 „ben. . . . Dabei müssen wir uns aber nicht etwa die
 „Sache so vorstellen, als ob ein Volk in seiner heroischen
 „Zeit als solcher, die die Heimath seines Epos, schon die
 „Kunst besitze, sich selber poetisch schildern zu können;
 „denn etwas andres ist eine an sich, in ihrem wirklichen

„Dasein, poetische Nationalität, etwas anderes die Poesie
 „als das vorstellende Bewußtsein von poetischen Stoffen
 „und als künstlerische Darstellung solch' einer Welt. Das
 „Bedürfnis, sich darin als Vorstellung zu ergehen, die
 „Bildung der Kunst, tritt nothwendig erst später auf, als
 „das Leben und der Geist selbst, der sich unbefangen, in
 „seinem unmittelbar poetischen Dasein zu Hause findet.
 „. . . Dieser Trennung zum Troß muß dennoch zugleich
 „ein enger Zusammenhang zwischen dem Dichter und sei-
 „nem Stoffe übrig sein. Der Dichter muß noch ganz in
 „diesen Verhältnissen, dieser Anschauungsweise, diesem
 „Glauben stehen, und nur das poetische Bewußtsein, die
 „Kunst der Darstellung zu dem Gegenstande hinzuzubrin-
 „gen nöthig haben, der noch seine substantielle Wirklichkeit
 „ausmacht. . . . Die Verhältnisse des sittlichen Lebens,
 „der Zusammenhalt der Familie, so wie des Volkes als
 „ganzer Nation in Krieg und Frieden, müssen sich einge-
 „funden, gemacht und entwickelt haben, umgekehrt aber
 „noch nicht zu der Form allgemeiner, auch ohne die leben-
 „dige subjective Besonderheit der Individuen für sich gül-
 „tiger Satzungen, Pflichten und Gesetze gediehen sein,
 „welche auch gegen das individuelle Wollen sich zu halten
 „die Kraft besitzen. Der Sinn des Rechts und der Bil-
 „ligkeit, die Sitte, das Gemüth, der Charakter muß im
 „Gegentheile als ihr alleiniger Ursprung und Stütze er-
 „scheinen, so daß noch kein Verstand in Form prosaischer
 „Wirklichkeit dem Herzen, der individuellen Gesinnung
 „und Leidenschaft gegenüber sich zu stellen und zu befesti-

„gen vermag. . . . Nun giebt es aber zweierlei Arten nationaler Wirklichkeit. Erstens eine ganz positive Welt „spezieller Gebräuche grade dieses einzelnen Volks, in dieser bestimmten Zeit, bei dieser geographischen und klimatischen Lage, diesen Flüssen, Bergen, Wäldern und Naturnumgebung überhaupt. Zweitens die nationale Substanz des geistigen Bewußtseins in Anschauung auf Religion, Familie, Gemeinwesen u. s. f. Soll ein ursprüngliches Epos nun, wie wir es forderten, die dauernd gültige Bibel, das Volksbuch sein und bleiben, so wird das Positive der vergangenen Wirklichkeit auf ein fortwirkend lebendiges Interesse nur in sofern Anspruch machen können, als die positiven Charakterzüge in einem inneren Zusammenhange mit jenen eigentlich substantiellen Seiten und Richtungen des nationalen Daseins stehen, denn sonst wird das Positive ganz zufällig und gleichgültig.“

Eine musikalische Epopöe kann demnach die Bibel, das Buch eines Volks sein, wenn sie die eigentliche Grundlage für das Bewußtsein eines Volks ist, wenn sie von jenem lebendigen und individuellen Gedanken ausströmt, welcher die Glieder einer Nation, ihnen selbst unbewußt, charakterisirt, von dem gesellschaftlichen Stadium, wo Wille und Gesinnung noch nicht von einander getrennt sind, wo das sittliche Leben noch nicht zu der Form allgemeiner Sagen, Pflichten und Gesetze gediehen ist, denen die Besonderheit der Individualität fehlt, wo noch kein Verstand in Form pro-

saischer Wirklichkeit dem Herzen, der individuellen Gesinnung gegenüber sich zu stellen, zu befestigen vermag. Und wenn also nicht alle Bibeln die Form poetischer Epopöen haben, welche Form hätte dann geeigneter als die Musik sein können zum Buch eines Volkes, welches die ganze positive Seite der Nationalität zurückweist um nur ihre geistige Seite mit all' ihren Trieben, Leidenschaften und Liebhabereien, mit ihrem beharrlichen Widerwillen gegen alles gesellschaftliche Leben zu bewahren? Wenn also die Zigeuner, die trotz dem Abweisen aller Unterscheidungszüge der übrigen Völker untereinander nichts destoweniger ein festes mit wunderbarer Lebensfähigkeit begabtes Volk bilden, als auch sie das Bedürfnis fühlten, ihr Buch zu besitzen, und eine Beschreibung ihrer selbst durch eine im Gedächtnis bewahrte Erzählung wirklicher oder symbolischer Ereignisse nicht geben mochten und konnten, so mußten sie singen, um zu sagen.

II.

Wenn wir nach aufmerksamem Betrachten eines Kunstwerks in seinem Bau eine unzweifelhafte Ursprünglichkeit, in den Gefühlen die es ausspricht eine unverkennbare Verwandtschaft mit hochstrebender Gesinnung erkennen, so fragen wir uns alsbald, worin diese Ursprünglichkeit besteht, welches ihre Quelle und die abschließende Formel ihres Gesinnungsinhaltes ist? Im vorliegenden Falle

dürften diese Fragen von um so größerm Interesse sein, als ihre Beantwortung sich dem Geiste nicht sofort darbietet. Es möchte selbst schwer sein eine solche überhaupt zu finden, ehe man vorläufig die Lösung einiger andrer von ihr unzertrennlichen Probleme mit Geduld gesucht und verfolgt hat. Durch eine sonderbare Anomalie wohnt in den Cygany ein Lebensprinzip von überraschender Zähigkeit, obgleich sie gewissermaßen sich weigern einen Theil der menschlichen Gesellschaft zu bilden. Wie ließe sich zu einem Verständniß ihrer Kunst gelangen ehe man versucht hätte die Beziehungen zu entdecken, die unfehlbar, wenn auch dem Anscheine nach jeder Forschung unzugänglich, zwischen dem Charakter ihrer Sitten und dem ihrer Gefänge besteht? ehe man die geheime Übereinstimmung aufgefunden hätte die zwischen scheinbar verwerflichen Individualitäten, zwischen rohen, an's Thierische streifenden Sitten und jenen Gefängen waltet, die voll Stolz und Schmerz, und von einer Anmuth sind wie sie nur durch das Bewußtsein der Schönheit geweckt werden kann? und so zu errathen, welches Zusammenwirken von Gedanken und Trieben diese von der großen menschlichen Familie losgelösten Glieder so unzugänglich macht für jede Verschmelzung mit Interesse und Sinnesart der cultivirten Nationen unter welchen sie seit Jahrhunderten leben?

Um sich von allem Außerordentlichen volle Rechenschaft zu geben was in dem seltsamen und in seiner Seltsamkeit so dauernden Bestehen der Zigeuner liegt, die sich im vierzehnten Jahrhundert so geräuschlos und schritt-

weise durch Europa verbreiteten, daß das Auffinden der Spuren ihres ersten Erscheinens so wie die genaue Bestimmung des Landes welches sie verließen um hier ihren Aufenthalt zu nehmen fast zu den Unmöglichkeiten gehört, hat man zunächst die Mittel ihres Bestehens mit denen eines andren Volkes zu vergleichen, welches gleichfalls ohne Vaterland, ohne Zuflucht und Gastfreundschaft sich in Europa fortgepflanzt hat und dessen Erhaltung als ein Wunder zu betrachten ist. Danach wird man sehen, daß die Romany's immer unter viel kläglicheren Verhältnissen gelebt haben, und womöglich noch mehr erstaunen wie ein Volk in so traurigen Zuständen ausdauern kann. Außerdem bemerken wir noch, daß die Zigeuner unter gänzlich auflösenden Bedingungen sich Jahrhunderte lang erhalten haben, ohne weder eine Vergangenheit des Ruhmes noch Hoffnung auf eine Zukunft zu bewahren; da sie sich zerstreuten, zertheilten wie Blätter im Winde und trotzdem mit einer bewundernswerthen Hartnäckigkeit der Lockung widerstanden am Glücke der begünstigten Völker Theil zu nehmen, so wenig sie jemals der Schwäche unterlegen sind auch nur einen Tropfen fremden Blutes unter sich zu dulden. Das letzterwähnte Factum ist durch die erhaltne Reinheit ihres Typus physiologisch genügend bewiesen, den die Beschreibungen aus der ersten Zeit ihres Erscheinens uns ganz als denselben erkennen lassen, wie wir ihn heute vor Augen haben. *) Und mitten unter allen

*) Siehe Borrow.

Entbehrungen und Verfolgungen fanden sich niemals Renegaten in ihren Stämmen, Keiner der die Seinigen unfällig verleugnet, ihrer Dürftigkeit den Rücken gekehrt hätte um ein theuer erkauftes Wohlleben zu genießen, wie es in jener andren Familie von Verbannten häufig vorgekommen, von der manche Individuen, ihres Ursprungs sich schämend, unter ihren Bedrückern bedeutende Geschlechter gründeten und glänzende Namen erwarben.

Auch diese anderen Geächteten irrten von Land zu Land, bald gelitten, bald vertrieben aber immer zu einer festen Masse vereinigt und gegen die Annahme jedes andren, von dem ihrigen verschiedenen Dogma hartnäckig sich sträubend, da sie ja das erste unter den Dogmen besitzen, das erste Gesetz gehabt haben. Wie einfach erscheint das Schauspiel der jüdischen Nation im Vergleich zu dem Dasein der Zigeuner! Wie leicht scheint es, sich die Gründe zu erklären durch welche dies Volk, das sich das auserwählte Gottes-Volk nennt, in so engem Verbande zusammen bleibt, wenn man bedenkt, daß keiner dieser Gründe für die Zigeuner existirt. Die Israeliten wurden allerdings seit achtzehn Jahrhunderten für vogelfrei angesehen, Schmach und Noth ist im Übermaß auf sie gehäuft worden. Aber sie setzten Haß der Schmach, Unheil der Noth entgegen. Sie nahmen den ihnen von der christlichen Civilisation zugewiesenen Platz an, mit dem Vorbehalt ihn in einen Herd des Unglücks zu verwandeln, von ihm aus ihren Bedrückern mit unheilbarem Leid zu vergelten. Wenn man sie dann zu spät aus ihren

Winkeln vertrieb, wo sie die ihren Feinden verderblichen Schätze aufhäuften, zogen sie fort und brachten einer andern Heimath denselben Zorn und Haß entgegen. Überall, wo sie sich anpflanzten, begnügten sie sich nicht damit, auf Kosten der darbedenden Bewohner ihre Nahrung aus dem Boden zu ziehen; sie schienen aus dem Wehen der Luft, aus dem Saft der Früchte die Wissenschaft zu erfinden, die ihnen eine verderbliche Übermacht über ihre Wirth verleiht. Unter scheinbarer Feigheit bewahrten sie ihren ernstern Muth, ihren verabscheuten Cultus, ihre verspottete Kleidung, all ihre zahlreichen Unterscheidungszeichen: von den Christen verachtet, aber gebraucht und gefürchtet, hielten sie sich für die Geißelhiebe der Schmach durch den Stolz auf ihre Vergangenheit, durch ihren Glauben schadlos, der voll herber Schöne sich auf eine Sammlung von Gesetzen stützt wie eine enge aber feste gesellschaftliche Organisation ihrer bedarf. Durch den blinden Gehorsam den sie absoluten Geboten leisten, blieben die Juden bei aller Beweglichkeit ihrer regsamen Naturen ein feststehendes, allen Stürmen der Habgier, des Hasses Trotz bietendes Monument. Durch seine organische Kraft heilt das Judenthum unverbundne Wunden, ersetzt die erschöpften Triebe, schmückt verdorrte Zweige mit frischem Grün. Immer wieder finden wir die Juden finster aber dienstfertig, ränkevoll aber unterwürfig, trotz allem Schelten und trotz verstellter Annäherung ihren feindlichen und doch basiliskenhaft anziehenden Charakter

bewahrend. So haben sie die Qualen und Erpressungen überlebt mit welchen das Mittelalter sie überhäufte.

Die Christen haben ihnen den Grundbesitz überall verweigert, und die Volkslegende hat ihr Geschick in der Sage vom ewigen Juden personifizirt, dem immer Schweissenden, immer Traurigen, dem stets Dürftigen und nie um Hülfsmittel Verlegnen, der nie auf gastlicher Schwelle willkommen geheißen, doch nie des gemünzten Symbols entbehrt, welches Gastfreundschaft und selbst Macht erkauft. Die Hebräer haben indessen ihre Erinnerungen zu wohl bewahrt um nicht immer noch eine geheime Vorliebe für den Feldbau zu empfinden. Eine Art Furcht, um nicht zu sagen abergläubische Angst, hindert sie allerdings auf einem Felde das nicht ihr Erbtheil ist Hand an den Pflug zu legen. Man sollte glauben, sie scheuten sich, durch eine Strafe des Himmels auf immer an die fremde Scholle gebannt zu werden, wenn sie Wohlgefallen daran fänden mit ihrem Schweiß einen unreinen Boden zu beneßen, die Fruchtbarkeit eines Landes zu genießen, welches zu verabscheuen ihre Pflicht ist; aber sie hätten gern Andre zu ihrem Acker anlocken lassen und ihren Tagelöhnern gelehrt, wie sie die Furchen ziehen müssen. Wo man dazu nur vorübergehend die Erlaubniß erteilte machten sie Gebrauch davon. Dies immer wandernde, immer fliehende, immer verfolgte, die Auswanderung der Umgestaltung vorziehende Volk ist seiner Natur nach ein sedentäres. Ihm ist es nicht wie den Zigennern willkommen die Zelte abzuschlagen und das Unglück, sein unabänderliches Loos,

anderswo zu suchen. Es verläßt aus eigenem Antriebe nie ein Land in welchem noch ein Halm zu pflücken und zu verkaufen, noch ein Kupferpfennig aufzulesen ist. Aber ihr Princip herrscht über ihren Instinkt und sie geben dem letzteren nur dann nach wenn er mit dem ersteren übereinstimmt. Sie halten sich gern an Orten auf, wo sie das Gepäck ihres scheinbaren oder wirklichen Elends schon abgeladen, aber nur unter der Bedingung daß man sie als flüchtige Bewohner eines Gasthauses betrachte. Geschieht es auch, daß sie lange genug in einer Stadt sich aufhalten um endlich Paläste dort zu bauen, so vergessen sie nie daß sie auch unter den prächtigsten Dächern der Fremde nur eine Zeit lang zu wohnen haben. Unter sinnbildlichen Zelten feiern sie jährlich den Auszug aus Egypten und verwünschen dabei periodisch die neue Gefangenschaft, deren zufälliger Glanz sie nicht verzichten machen kann auf das fiktive und zugleich wirkliche Land, welches Gott ihnen als ewiges Eigenthum verheißen, in das er sie ehemals führte und jeden Ruheplatz mit einem Wunder bezeichnete, das Land auf welches sie noch heute hoffen: jenes einst fruchtbare, von Milch und Honig triefende Juda, im Golde seiner wallenden Saaten, im Grün seiner üppigen Reben, im Schmuck seiner Cedern, im Duft seiner Tuberosen; jenes nun öde und wüste gewordne Juda, das im Joche seiner Unterdrücker eine stumme, störrische Wittwe bleibt, welche nicht des Trostes begehrt.

Auch haben diese edlen Enterbten in keinem Augen-

blick ihrer vielhundertjährigen Wandrung die Liebe zu ihrem heiligen Palästina vergessen. Mit einer ihren Stolz nie verleugnenden Charakterstärke haben sie Aug' und Ohr allen Freuden eines andren Himmels, einer andren Erde und Natur als der ihrigen verschlossen gehalten. Sie haben Alles bis auf das Meer und den Horizont, welche sie von ihrem Canaan trennen, verachtet und verabscheut. Sie haben, selbst wenn sie Reichthümer besaßen, in Armuth und Schmutz gelebt, um nicht fern von Sion glücklich genannt zu werden, um nicht etwa eine Abschlagzahlung auf die Wonnen hinzunehmen, in denen sie einst mit aller Zügellosigkeit lange verhaltener Neigungen zu schwelgen gewiß sind. Sie verdammen Den als Gotteslästerer und sprechen ihm am Tage der Vergeltung alles Antheils verlustig, der sich durch Verunreinigung mit einer Christin entweicht, und rufen Gluch und Verwünschung über jede Annäherung eines Ungläubigen aus, weil in das wieder eroberte Sion kein unächter Sproß mit einziehen soll. Sie haben das Wohlleben in der Verbannung ehrlos gescholten, es ihres hohen Ursprungs unwerth gefunden an den Sinnengenüssen ihrer Verächter Theil zu nehmen. Von einem unvergänglichen Glauben und erhabenen Hoffen, von ebenso erhabenem Haß und unvergänglicher Rache befeelt haben sie die ganze Kraft ihres Wesens auf Erforschung der zum Befriedigen dieser großen Leidenschaften nöthigen Mittel gewandt und sich mit Muth, ohne Schonung und Gnade auf die Berechnungen der Falschheiten und die Schikanen des Gewinnes gewor-

fen. Warten, warten, immer warten und wieder warten ist ihre Parole; warten auf den verheißnen Messias, der sie hinführen wird zu dem mystischen und wirklichen, aus Asche, Staub und Trümmern sich wieder erhebenden Tempel, der gefesselt und niedergetreten ohn' Erbarmen alle die Völker hinter sich herschleifen wird, die ihnen so lange Steine statt Brod, Schlangen statt Fischen geboten. Sie haben den Genuß der Gaben dieser Welt und dieses Lebens auf das Kommen Desjenigen aufgespart, der sie in Palästen wird wohnen lassen, sie mit köstlichen Weinen tränken, an üppigen Tafeln sättigen, ihnen schöne Frauen zuführen wird; der sie erbauen wird durch die glänzendsten Schauspiele, ihre Zeit ausfüllen durch die wechselndsten Wandlungen; der sie überhäufen will mit Gold, Silber und Edelgestein, Balsam und Nektar. Sie haben dem Nazaräer den Glauben versagt weil er ein Reich verhieß welches nicht von dieser Welt sei und erwarten mit einer Festigkeit, die Achtung ertrotzt, jenen Messias, der ihnen Herrschaft und Genuß dieser Welt, Wollüste geben wird gleich denen an welchen Salomon sich sättigte, Wollüste des Fleisches, Freuden einer ewig blühenden Natur, rastlose Festlichkeiten, wonnige Tänze und glänzende Spiele statt all' den mystischen Seligkeiten zu welchen man nur durch die dunklen Pforten des Todes ingeht.

Wir wollen nicht behaupten, daß jeder Einzelne dieses Stammes die klare und genaue Vorstellung der Bewegungstriebe die seine Handlungen bestimmen, in sich

trägt; aber es ist das Eigenthümliche nationaler Gesinnungen daß sie selbst die Bethätigung derjenigen bedingen, die sich in ihren Motiven keine Totalanschauungen zu bilden wissen, indem sie von zarter Kindheit an sich im Menschen so festsetzen daß sie zum Instinkt werden. Besonders in unsren Tagen wo der Name dieser Nation immer noch als ein mit dem häßlichsten Egoismus, mit einem Gemisch von Unehrlichkeit und Habsucht gleichbedeutendes Schimpfwort gilt, befindet sie sich nichtsdestoweniger in unsren großen Hauptstädten in einem äußerlichen Zustande, der den gehässigen Verfolgungen früherer Jahrhunderte fast diametral entgegengesetzt erscheint. Nur in einigen, von Europa gewissermaßen getrennten Landstrichen bewahrt sie noch ihren Kaftan, ihre anschließlichen Speisen, ihre Sitten, ihren aufrichtigen Glauben, ihre äußerliche Erniedrigung und die Poesie ihrer Verstocktheit, ihrer unversöhnlichen Feindseligkeit gegen die Anbeter des Gekreuzigten. Dort sind die Juden fast noch, was sie im Mittelalter waren: heimliche, listige Feinde der Gesellschaft, deren Laster sie hätscheln, während sie ihre Schwäche verachten. Im Herzen Europa's scheinen alle Symptome dieses unauslöschlichen Charakters zu schwinden. Eine nach der andren fallen die Barrieren des Vorurtheils; nicht länger ist dies Volk genöthigt, seine Wohlhabenheit vor neidischen Blicken zu verbergen, es hat seinen Haß verlernt, die Rache vielleicht vergessen. Und dennoch, so schwer in denen, welche heute an allem Zauber unsrer Civilisation theilnehmen und mit vollen Händen allen

Armen Almosen spenden, die Spuren ehemaliger Zeiten wieder zu erkennen sein möchten, scheint es uns, daß wenn eine unvorhergesehene Catastrophe sie zurückwerfen sollte in die alte Noth, sie genug hebräischen Blutes in sich fühlen würden, um noch einmal, wie bei jenem Auszug aus Egypten zu heiligem Feste versammelt sich am Blute der Erstgeborenen ihrer Tyrannen zu weiden.

Eine unbegreifliche Begabung ihrer Organisation hat jedesmal wenn sie kaum aus einer Zeit der härtesten Unterdrückung hervorgingen und nur einige Generationen lang so viel Ruhe genossen um nicht jeden Morgen Hunger und Tod fürchten zu müssen, große Theologen und Metaphysiker, Philosophen und Naturforscher unter ihnen erstehen lassen, deren Gelehrsamkeit sowohl durch kolossale Anhäufung des Materials als Genauigkeit und Feinheit des Details uns in Staunen versetzt. Sie haben in den schwierigsten Wissenschaften, in den verschiedensten Zweigen menschlicher Kenntnisse große Namen aufzuzählen, bedeutende Schriftsteller und selbst Poeten besessen. Auch die Kunst pfl egten sie und bemächtigten sich dieses Feldes in der jüngsten Zeit sogar als Herrschende; besonders in der Musik eigneten sie sich jeden Genre an und haben in Composition und Virtuosität glänzende Berühmtheiten aufzuweisen. Als Virtuosen wie als Componisten feierten sie verdiente Erfolge durch ausgezeichnete Handhabung der Formen, welche sie durch das ihrem Genius eigne Streben nach Combinationen erweiterten und bereicherten. Die Kunst von geistreichen und ergiebigen Gesichtspunkt-

ten erfassend wußten sie hier wie anderswo neue Resourcen zu finden; sie wußten meist eben so gut und besser zu machen, was Andre schon vor ihnen gethan hatten. Von dieser Seite muß ihr Eindringen in dies Gebiet als der Kunst nützlich und förderlich betrachtet werden. Sie haben ihr sowohl durch geschickte Handhabung ihres Materials gedient, als sie zu ihrer Verbreitung und Verallgemeinerung beitrugen. Wer weiß wie es um die Musik heute noch stünde, wer weiß ob man den Geist unsrer großen Meister besser als zu ihren Lebzeiten begreifen würde ohne den eindringlichen und beharrlichen Sinn der Glieder dieser Nation, welche Geschmack und Schätzung für sie durch Interpretation auf ihren Instrumenten, oder durch Commentiren und Recensiren ihrer Werke verbreiteten? Ihre Thätigkeit hat das allgemeine Interesse auf diesen Punkt gelenkt, die christliche Habgier zum Wettstreit gereizt und Alles in Allem genommen ist ihnen unsre Kunst eher zu Dank verpflichtet da es sehr zweifelhaft bleibt ob sie ohne ihre Dazwischenkunft eine so reiche Blüthe erlebt hätte. Ihre Theilnahme an diesem Fach hat die Kunst mit großen Talenten und Namen von hellem Klang bereichert; es wäre demnach weder ehrlich noch würdig ihre außerordentlichen Erfolge im Ganzen bestreiten oder verkleinern zu wollen.

Aber nachdem sie während etwa zwanzig Jahrhunderten ihre Gefühle in den tiefsten Falten der Seele verborgen gehalten hatten und strenge ihr eignes Gebot be-

folgten, keines derselben über die Oberfläche auftauchen zu lassen um ihren Scharfsinn für List und Trug zugleich besser zu verbergen, war es ihnen wohl möglich Kunst zu lernen und auszuüben, weniger aber Kunst zu schaffen. Sie, die sich nicht mehr entwöhnen konnten alle Bewegungen ihres Herzens vor sich selbst mit religiösem Schweigen, vor Andern mit Haß und Verachtung zu versiegeln, wie sollten sie fähig sein sie der Kunst anzuvertrauen? Sie hätten zu diesem Zweck die Verstellung verlernen müssen; daran dachten sie nicht einmal. Sie wollten geschickt und gewandt werden wie die Christen, und dies gelang ihnen glänzend.

Künstlerisches Hervorbringen und selbst ein gelungenes Hervorbringen ist keineswegs gleichbedeutend mit der höchsten Gabe künstlerischen Schaffens; es besteht hierin der Unterschied zwischen Talent und Genie. Ersteres bewegt sich in bereits bekanntem Inhalt und Form; letzteres singt kraft persönlicher Eingebung und in Weisen die diese es lehrt und ihm vorschreibt. Die Israeliten konnten keine neuen Weisen erfinden, denn sie sangen niemals ihre eigenen Gefühle. Ihr langes Verschlößenhalten des Edelsten was in ihnen lag, ihre Religion des Schweigens gestattete ihnen nicht den Aufschwung ihrer Seele, das Weh ihres Herzens, das Beben ihrer Leidenschaften dieser idealen Sprache anzuvertrauen. Sie wagten nicht, die von ihren Vätern so mißtrauisch verhüllten Saiten schwingen zu lassen. Sie wagten nichts zu erzählen von ihren langen Drangsaleu, ihrem Elend, ihren Beschwerden und

verhaltenen Drohungen, von ihren heiligen Verheißungen, von ihrem Vertrauen auf Jehova, ihrer Gewißheit wieder zu sehen den Berg Sinai und den Berg Horeb, wieder einzuziehen in das Land der zwölf Stämme, wieder zu umfassen die gesegnete Erde und Freudenthränen zu mischen in die Ströme des Cedron, mit dem Schrei des Adlers vom Libanon ihr Saugzen zu vereinigen über das wieder gewonnene Jerusalem, das große, heilige! Sie vertrauten nichts von alledem irgend einer Kunst an, die den Heiden einen Begriff von ihren Glaubensmysterien hätte geben können, welche sie unsren Spott und Hohn drohenden Blicken so sorgsam entzogen. So besteht weder Architektur, noch Malerei, noch Dichtung, noch Musik welche man als ihre nationale betrachten könnte, welche die innerste Anschauung dieser Menschen ausspräche, die kraft eines erzenen Glaubens, einer übermenschlichen Macht des Hoffens ihre dunklen Tage mit einem andren Augen nicht wahrnehmbaren Scheine vergolden.

Wir haben ein einzigesmal Gelegenheit gehabt eine Ahnung von dem zu empfinden, was eine jüdische Kunst werden könnte, wenn die Israeliten alle Intensität des in ihnen lebenden Gefühls in Formen ihres eignen Geistes fund gäben. Wir lernten in Wien den Cantor Sulzer kennen. Die zum Verhüllen des innersten Wesens gebräuchliche Maske ist bei dieser Künstlerorganisation nicht so undurchdringlich wie sonst und läßt auf Augenblicke das wirkliche Gepräge seiner Seele durchleuchten, wie es die geheimen Reden väterlicher Belehrung ihr aufgedrückt

haben. Dann scheint es, als habe er mitgemeißelt an den Felsblöcken zu den Pyramiden, als habe er das rothe Meer mit überschritten und Pharao in den Wellen versinken sehen, als gewahre er noch die Feuerwolke welche das auserwählte Volk vor den Augen der Feinde verhüllte, als seien die Empörer Core, Dathan und Abiron vor seinen Augen von der Erde verschlungen worden, als habe er mit Hiram den Tempel des Salomon betrachtet, als sei er in Ophir und Sidon gewesen und habe zu Ezechiels Zeit die Gefänge der Gefangenen an den Ufern des Euphrat vernommen, nachdem er in Sion's Freudenliedern dem Sistrum und Psalter und Davids Harfenklängen gelauscht. Um ihn zu hören gingen wir zur Synagoge deren musikalischer Leiter und Vorsänger er war. Selten haben wir eine so überwältigende Erschütterung aller Saiten der Gottesverehrung und des menschlichen Mitgefühls erlebt, als an diesem Abend, wo beim Schein der den Plafond gleich Sternen übersäenden Kerzen ein seltsamer Chor anhub von dumpfen gutturalen Stimmen, als wäre jede Brust eine Kerkerzelle aus deren Tiefen sie sich rangen um dem Gotte der Bundeslade in Elend und Gefangenschaft zu lobsingen, ihn mit festem Glauben anzurufen voll der Gewißheit einstiger Erlösung aus endlos langer Sklaverei, einstigen Entrinnens aus diesem verhassten Land, einstiger Wiederkehr in ihr Königreich vor den Blicken der entsetzten Nationen mit einem Trümph voll unvergleichlicher Pracht. Beim Aussprechen dieser hebräischen Worte glaubte man dunkle Blumen sich von

ihren Stengeln erheben und ihre klingenden Kelchblätter in die Lüfte verstreuen zu sehen; diese rauhen Töne, schimmernden Diphthonge und knitternden Endungen durchschwebten den Raum und streiften wie mit lebenden Fenerzungen das Ohr. Kein Weib durfte in den heiligen Kreis treten, als ob hier zur Verrichtung des Gebetes männlicher Muth und Stärke gehörten, als wenn jede schwächere Kraft ausgeschlossen bleiben mußte von den Unterredungen des auserwählten Volkes mit seinem zornigen und getreuen Gott, als wenn jeder Dritte unberufen wäre zu richten über die erfüllten oder nicht erfüllten Bedingungen des mit ihm geschlossenen Vertrags. Kurze, rasche und regelmäßige Geberden schienen dem Auge diese schwungvollen Apostrophen rhythmisiren zu wollen. Man glaubte die Psalmen wie Geister des Feuers über sich schweben zu sehen, die dem Fuß des Höchsten als dienende Stufen sich neigen. Dann entrollten majestätische, siegesfrohluckende Klänge das Schauspiel der ganzen Kraft des Gottes Abels und Noahs, Isaaks und Jacobs, und es war unmöglich, nicht mit allen Sympathien der Seele in den großen Aufruf dieses Chores einzustimmen, der wie auf riesigen Schultern die Last so viel tausendjähriger Überlieferungen und göttlicher Wohlthaten, so vieler Empörungen und Züchtigungen und so unerlöschlicher Hoffnungen trug. Und während die Phantasie des Christen sich niedergedrückt fühlte unter der Schwere dieser mahnenden Erinnerungsrufe, die vor dem Altar ohne Opfer, vor den wie zu Moses und Esders Zeiten in Gold und Brokat

gehüllten Pergamenten ertönten, während die heiligen Bücher in ihren rothen Einfassungen und im unheimlichen Glanz der Ampeln wie glühende Kohlen leuchteten die mäßig angehäuft am Tage des himmlischen Gerichtes auf schuldige Häupter niederbrechen sollen, blieb das Antlitz dieser Menschen die als Brandopfer sich selbst darbrachten, das Hohenpriesteramt durch sich selbst vertreten sahen, die mit ihrem ganzen leidenvollen Leben ihren Glauben an die heißerflehte Rache besiegelten, es blieb regungslos, gleichgültig, wie von undurchdringlichem Schleier bedeckt, zeigte weder Born noch Ekstase, während ihre Stimmen das provisorische Heiligthum wie in gewohntem Ausruf mit dem furchtbaren dreifachen Namen Jehovah! Adonai! Elohim! erfüllten.

III.

Im Gegensatz zu der, absoluten Geboten blind gehorchenden jüdischen Nation verwirft der Zigeuner den Despotismus jedweden Gesetzes; er verlangt von der Erde nichts als das Leben, und mit einer ebenso thörichten als großartigen Verachtung gegen alles Beschränken desselben bewahrt er den Charakter seiner Individualität durch fortwährendes Zusammensein mit der Natur, durch völlige Gleichgültigkeit gegen die Menschen so lange er deren nicht zur Fristung seines Daseins bedarf. Auch er hat Lust am Betrug, aber nicht aus Haß und berechneter

Bosheit. Haß und Rachegefühl entsteht bei ihm nur zufällig, ist nur persönlich, nicht solidarisch. Er hat die Überlegenheit des civilisirten Menschen zum besten wie der Fuchs der einen Hühnerhof anräumt. Sobald seine Bedürfnisse gestillt sind ist er harmlos, mindestens hat er niemals die vorbedachte Absicht in Masse der Masse Schaden zuzufügen. Ihm liegt nur daran, seine wilde Nothfreiheit zu bewahren, denn ihm ist unbegreiflich wie man ein noch so schön gebautes Dach der Wölbung des Waldes vorziehen kann. Autorität, Gesetz, Regel, Vorschrift, Grundsatz, Verpflichtung sind ihm unansprechliche Begriffe, ebenso wohl weil um sie in sich aufzunehmen man sie mit einer anhaltenden Aufmerksamkeit des Geistes überlegen muß, die ihm antipathisch ist, als weil er lieber die übelsten Folgen eines zweck- und ziellosen Lebens erträgt dessen müßiges Unherschweifen nur durch die Anreizungen des Instinkts und der Einbildung bestimmt wird. Dieses Suchen nach einer wilden weil unbedingten Freiheit erzeugt natürlich eine unbefiegbliche Ehen gegen jede Arbeit (sowie gegen den, den Juden aufstehenden, Handel) weil sie bindet, gegen Wohlhabenheit weil sie knechtet, gegen feste Wohnungen, weil er dann des Waldes, der Berge verlustig gehen müßte; und er zieht vor, zu jedem Verfahren, jedem Hülfsmittel, wäre es selbst ein für etwas gefittetere Naturen widerliches, seine Zuflucht zu nehmen um seine wenigen Bedürfnisse zu befriedigen. Keine Bibel, kein Testament nöthigt ihn, seinen Verstand vor der Erfassung abstrakter Ideen zu neigen und stört sein

Sichdrehen im Kreise des Instinkts; ihm genügt ein einziger Entschluß: sein Leben unter freiem Himmel, entzückt durch jeden Sonnenstrahl zu verbringen, sich einigen uranfänglichen Leidenschaften hinzugeben, und von keiner conventionellen Tugend diesen Zustand seiner Seele trüben zu lassen, der ihm theurer ist als alle durch die geringste Beschränkung seines Ganges etwa zu erzielenden Vortheile.

Den Eigennern erwächst dies unterscheidende Merkmal ihres Charakters, dies Streben nach schrankenloser Freiheit aus einer der fortwährenden unmittelbaren Verührung mit der Natur entspringen, in schweigendes Brüten versenkenden Berauschnung. Da sie sich ihrer unmittelbaren Einwirkung nie entziehen wollen, wird die von ihr hervorgebrachte Erregung so zur Gewohnheit in ihnen, daß es ihnen das Leben nehmen hieße, wollte man sie auf längere Dauer diesen Eindrücken entziehen. Nichts wiegt ihnen die durch alle Poren eingefognen Freuden des Naturlebens auf, und man möchte sie die von Cybelens Milch ewig Trunkenen nennen, da sie in solchem Übermaß von ihr genießen, daß ihre Vernunft getrübt, ihr Gefühl mißleitet wird. Nichts kommt für sie der Freiheit gleich jeden Augenblick die kleinste Lanne befriedigen zu können. Sie schütteln jeden sittlichen Zwang, jede gesellschaftliche Abhängigkeit ab um unaufhörlich der Schmetterlingsjagd auf Sensationen nachzugehen. Ihr ganzes Leben ist unmittelbares Fühlen; sie wollen immer und um jeden Preis erregt sein. Befehlen und gehorchen ist ihnen

gleich zuwider; Haben ist ihnen eben so fremd als Sollen und diese beiden Zeitwörter finden sich nicht einmal in ihrer Sprache. Reihenfolge, Zusammenhang, Voraussicht, die Kette zwischen Vergangenheit und Zukunft, sind ihnen deshalb nicht nur widerwärtig, sondern gradezu unbegreiflich. Im Verfolgen ihres einzigen Zweckes: ihre Organe fortwährend an allen im Naturbesitze sich vorfindenden Genüssen zu ergötzen, gelangen sie durch absolute Gleichgültigkeit gegen das Haben zur absoluten Freiheit des Seins. Welch' ein Gegensatz zu den Israeliten!

Da die meisten unter uns einheimischen Leidenschaften durch die Nothwendigkeit und Begierde des Habens entstehen, so wird ein Volk vom Augenblicke an wo es demselben entsagt gegen die Angriffe jener Leidenschaften unverwundbar. Auch gelangt der Zigeuner dahin, unempfindlich wie ein Anachoret gegen alle weltliche Fesseln zu werden, die wir mit dem Ausdruck: „Verlockungen des Satans“ bezeichnen. Wie aber ihr Trieb zur Befreiung ein anderer ist, als der des Einsiedlers, so ist auch der Gebrauch der erlangten Freiheit ein verschiedener. Sener entledigt sich aller irdischen Bande aus reinster Liebe zu dem Prinzip, welches ihm einst die entbehrten Freuden mit Wucher vergüten wird; der Zigeuner wirft die Ketten der Gesellschaft verächtlich von sich um sich ohne Aufschub an ganz andren Freuden zu laben. Der Einsiedler verläßt alle Annehmlichkeiten der Civilisation um sich anbetend dem höchsten Leiter des All's zu opfern. Der Zigeuner verläßt sie aus Egoismus. Bewundernswerth in seiner

Verachtung unsres Ehrgeizes, unsrer Eitelkeit, Freigheit und Knechtschaft erscheint er uns zugleich erniedrigt weil er mit den Gebrechen der menschlichen Gesellschaft auch das Edle und Heilige verschmählt welches sie verbindet und erhält.

Egoismus nannten wir seinen unersättlichen Durst nach Freiheit, sein ungezügeltcs Verlangen nach Genuß in jedem Augenblick seines Lebens, seinen Widerwillen gegen jede Trennung von der für ihn an Freuden so reichen Natur. Der Egoismus führt zur Barbarei, verstehe man unter diesem Worte nun eine unmenschliche Grausamkeit oder einen gänzlich verwilderten Zustand. Die Civilisation hat zwar die Rauheit des ursprünglichen, dem Menschen angeborenen, von seiner Natur unzertrennlichen und folglich unmöglich ganz zu überwindenden Egoismus beschränkt, das Auftreten des naiven, poetischen Egoismus im Individuum erstickt, nichtsdestoweniger aber hat sie die Keime eines anderen, heuchlerischen, begünstigt, den wir, als von jenem gänzlich verschieden, den prosaischen Egoismus nennen möchten. Der erstere entsteht aus dem Streben nach unendlicher Befriedigung des Gefühls, und kann niemals und durch nichts in menschlichen Herzen vernichtet werden; er wurzelt selbst in den schönsten und größten Seelen so tief, daß sie, die ihn nicht zu tilgen vermögen, das Geheimniß ausfindig machen sich eine Seligkeit in der Liebe zur Sinegebung zu schaffen, wenn es ihnen nicht gegeben ist im stolzen Besiße einer wirklichen oder idealen Liebe,

habe sie nun einen Gott, ein Volk, ein Wesen, eine Idee, Kunst oder Natur zum Gegenstand, ihr Glück zu finden. Der andere ist nur der dem eigenen Selbst zugestandene ausschließliche Vorzug vor allem Übrigen, er ist die Pflege des körperlichen, vergänglichen, beschränkten Selbst, die Sorge um sein materielles Wohlbehagen, das gänzliche Eingekerkeltsein für seine physischen Genüsse, für die Befriedigung seiner kleinlichen Begierden. Der erste nährt sich selbst in seinen Sensationen von Gefühlsbewegungen, der andre tödtet diese um seine Sensation zu verfeinern, und trägt mit mehr oder weniger auffälligem Egoismus all' seine Triebe in diese hinüber. Der poetische Egoismus hat Stolz, der Stolz Tyrannei zur Folge; aus dem prosaischen Egoismus aber entsteht Selbstgenügen, aus Selbstgenügen Nichtigkeit. Ist nicht der Mensch, der sich selbst genügt seinem Willen und der That nach ein Nichts für die Übrigen? Ist nicht seine Nützlichkeit im großen Räderwerk der Welt eine für ihn absichtslose, unfreiwillige? Der poetische Egoismus, soweit er in Selbstgefühl besteht, ist nicht so steril, er ist selbst reich an Prinzipien der Fruchtbarkeit. In welcher Sphäre sich auch seine Wirksamkeit entfalte, er ist die mehr oder weniger unmittelbare, mehr oder weniger eingestandne und wahrgenommene Quelle aus welcher der Mensch den Muth seiner Überzeugung selbst seiner Umgebung schöpft; ohne die stillschweigende oder ausgesprochne Achtung vor sich selbst könnte die Thätigkeit des Geistes und Herzens nicht bestehen; sie giebt dem Bedürfniß nach jeder Art Kraftent-

faltung bis zur äußersten Grenze (und im Übermaß über dieselbe hinaus) und jedem Bestreben nach Bethätigung und Genuß Leben und Wachsthum. Dieser Egoismus ist an einem bis zur Annäherung getriebenen Hochstium zu erkennen, er giebt sich durch Energie wie durch Beharrlichkeit, durch Zorn wie durch Ungehorsam, durch Beschirmung des Schwachen wie durch Auflehnen gegen den Starken, bald als Tugend bald als Fehler kund. Nur zu oft findet er seinen Untergang, seine Auflösung in der tödtlichen Atmosphäre der Gesellschaft, deren Majorität sich überall so gänzlich der rohen Befriedigung des Materialismus überläßt, sollte sie selbst den höchsten Preis, menschliche Würde, dafür hingeben; widersteht er aber ihrem Einfluß, so verurtheilt, verbannt und unterdrückt man ihn durch die ihm als Baum angelegten conventionellen Formen aus Furcht vor den, ihn wie jede lebendige Kraft begleitenden, oberschwebenden Gefahren. Wo er auf die Spitze getrieben erscheint, führt er traurige Katastrophen mit sich; wo er fehlt bleibt der Mensch ohnmächtig, willenlos, ohne Nerv. Von ihm erfüllt durfte sich der Sklave Epiktet für freier halten als seinen unter das Joch gesellschaftlicher Vornurtheile gebeugten Herrn; ohne ihn sinkt die Gesellschaft in einen verächtlichen Zustand, wie er Caligula zu dem Wunsche reizen konnte, daß alle seine Unterthanen nur einen Kopf haben möchten um ihn mit einem Streiche vom Rumpfe zu trennen, als den höchsten Ausdruck einer Verachtung die eben so sehr ein ewiger Schimpf ist für das Volk das ihn hervorgerufen als den Tyrannen der

ihn aussprach. Aus jenem hohen ursprünglichen Egoismus entspringt die ganze persönliche Kraft des Menschen nach der doppelten Anwendung des Wortes *valor* (*valeo*), und die in die Wissenschaft von der menschlichen Seele so tief eingeweihte katholische Theologie trägt diesem, den edelsten Naturen unveräußerlich innewohnenden Gefühl so reichlich Rechnung, daß sie denen welche in der Zeit sich selbst entsagen, den Besitz Gottes für alle Ewigkeit verheißt. In diesem poetischen Egoismus liegt das Lebensprinzip der Israeliten sowohl als der Zigeuner; bei der Verschiedenheit seiner äußeren Umgebung kann aber nur die Analyse die Verwandtschaft der beiden Impulse nachweisen, deren so entgegengesetzte Wirkungen durchaus keine Ähnlichkeit mit einander haben. Beide Völker sind gleichmäßig von demselben nationalen Sinn beherrscht; nur wird durch ihn das eine zu ganzlichem Vergessen, das andre zu ausschließlicher Liebe der Natur getrieben, das eine zu systematischer Böswilligkeit gegen die übrigen Menschen, das andre zu dem unüberwindlichen Verlangen fern von ihnen zu bleiben; beide aber zu gleichem Schweigen über die Mysterien ihrer Nationalitäten; das eine zum Ausbieten der Kunst der Heiden ohne Erguß des eignen Seelenausstroms in dieselbe, das andre zum Schaffen einer eignen Kunst zum Ausdruck seines Innern, ohne das Muster des Giorgio*) einer Nachahmung zu würdigen.

*) Giorgio — Heide.

Wenn der von der Natur auf unsre Sinne geübte Reiz nicht einer höheren Art wäre als flüchtige Erschütterungen derselben, so möchte man den Zigeuner, der jeden andren menschlichen Gang den Freuden unausgesetzten Zusammenlebens mit der Natur zum Opfer bringt, des prosaischen Egoismus verdächtig halten. Dieser aber, der die Gefühlsbewegung abschwört, weil sie mit der Fähigkeit des Glücks gleichzeitig die Fähigkeit des Leidens ausbildet, macht zu künstlerischem Hervorbringen, wie zum Erfassen des inneren Sinnes einer Kunst unfähig; er bringt es höchstens durch ein Raffinement von Verkommenheit dazu, sinnlichen Genuß aus der Schönheit ihrer materiellen Kundgebung zu schöpfen. Da jedoch die Zigeuner eine unzweifelhaft eigenthümliche Kunst hervorgebracht haben, muß ihr Egoismus reinerer und edlerer Natur sein. Sie haben ihre Kunst nach keinem Muster, keinem Publikum zu Liebe gebildet. Im Gegensatz zu den Israeliten haben sie weder für die Christen, noch in christlicher Weise Musik getrieben. Sie sangen, weil sie des Gesanges bedurften; sie haben sich selbst und für sich selbst gesungen. Wenn das Lebensprinzip der Zigeuner unverbüllter, ungezügelter Egoismus ist, sind sie wenigstens, da sie der Kunst seine Inspirationen anvertrauen wollten, zu seiner lautersten Quelle emporgestiegen. In ihren Klängen weht der Stolz des Egoismus, aber er spricht zu uns als das Bewußtsein des Menschen von seinem inneren Werth, seiner höchsten Individualitätsberechtigung, seinem ungetrübten Privilegium durch sich selbst und für sich selbst

da zu sein, vom Werthe seines Willens als Ausstrom seiner Seele, von seinem entschiednen Übertagen der Schöpfung. Wir sehen hier den Stolz des Egoismus, wie er unveränderlich in der Totalität des Menschengeschlechtes sich immer erhält, doch selten nur als vorherrschender Zug einer Nation oder eines Individuums vorkommt. Wir sehen ihn im vollen Glanze jener Kraft welche dem Menschen das Gefühl verleiht daß er vermöge seiner Geburt vor allem sich selbst und die Natur als ihr Haupt, als ihr König, wir möchten sagen als hingebender und innig erfassender Liebender besitzt, die Natur, die man auch lieben muß, um sie zu verstehen. Die Musik der Zigeuner ist ganz von dieser gebieterischen und nachhaltigen Affirmation, die ihr sympathisches Element bildet, durchdrungen, der Affirmation welche zur Quelle manches unsrer edelsten Triebe zurückführt.

Wenn ein Gefühl aus dem tiefsten Boden unsres Herzens emporsprießt und so erhabne Höhen zu gewinnen fähig ist, so müssen wir, welch' kläglichen Irrthümern in Völkern und Individuen es immerhin ausgesetzt sein mag, vom Augenblicke an wo es sich in der Kunst manifestirt und in den Formen des Schönen auftritt, die Erinnerung an seine Entartung vergessen und es in seinem angeborenen Glanze bewundern. Wozu die angestammte Kraftfülle des Menschen leugnen, weil sie falsch angewendet auf Irrwege führen kann, wenn sie vermittelt der Kunst ihre entstellenden Auswüchse abstreifend in ihrer Pracht und Reinheit auftritt? So bedenklich es auf den ersten

Blick scheinen mag einen Keim des Edlen in Ergüssen von Wesen wie die Zigeuner finden zu wollen, die ein Leben gleich den Thieren des Waldes führen und die man mit herkömmlicher Geringschätzung behandelt, so können die Offenbarungen ihrer Kunst dennoch einen solchen Versuch rechtfertigen.

IV.

Man müßte oft unter dem Baldachin der entlegensten Firmamente geschlafen haben, man müßte oft im Morgenthau von den die Augenlider plötzlich wie mit Feuergerthen treffenden Sonnenstrahlen geweckt worden sein, man müßte die wirren Melodien des Sturmes auf tausendnadligen Tannenzweigen und vieltausendröhrigem Schilf kennen, man müßte oft lange Tage ausgestreckt unter blauem Himmel, tief in hohen Wogen von Gräsern welche nichts von der Sichel wissen gelegen und die Heimlichkeiten verstehen gelernt haben welche sie leise einander zuflüstern, man müßte daran gewöhnt sein, die kalte flebrige Schlange sorglos über den nackten Körper schleichen oder die Stirn umringeln zu fühlen, man müßte so zu sagen jeden Baum nach dem Arom seines Saftes zu unterscheiden und die Sprache der geflügelten Luftbewohner zu verdolmetschen wissen, um zu begreifen, daß man dann nicht mehr leben kann ohne die Duftspenden der Baumstämme einzuathmen, daß das Ohr verschnarcht wenn es

die Trauergefänge des Abendwindes entbehren soll, daß das Auge brennt wenn es statt des durchsichtigen Aethers bei Sonnenaufgang nur noch enge dunkle Mauern sieht, daß man dann nicht mehr in steinernen Kässen schlafen kann und daß unsre Zimmerdecken einer Brust den Athem versehen müssen, welche gewohnt ist in langen Zügen die Luft der azurnen Unendlichkeit einzuathmen. Was kann dem an solche Eindrücke gewöhnten Sinn die Scenen ersetzen die fern von menschlichen Wohnungen aufgeführt werden? Was könnte der Wuth des Donners, dem gigantischen Chor der ihm antwortenden Wälder gleichkommen? oder dem Schauspiel rother Wolken welche wie trauernde Helden den Untergang der Sonne umstehen? und der elegischen Trauer eines Waldes, den der Wind seiner letzten Blätter entkleidet, um die welken Reste seines Schmuckes schwanbend vor sich her zu jagen? Was ließe sich mit der liebeheulichen Schweremuth bläulicher Ferne vergleichen, welche die vom ersten Strahl eines Frühlingsmorgens überglänzten Höhen mit einem beweglichen Schleier umhüllt? Welches Behagen unsres Comfort kann sich mit dem seligen, die Lebenskräfte verdoppelnden Schwelgen messen, wenn ein warmer Sommerregen die Pflanzen badet, den Boden erfrischt, und der Himmel dann lächelnd, selbstgefällig niederblickt. Welche Macht der Erde kann mit all' ihrem Glanz den funkelnden Wundern des Frostes gleichkommen, der wie ein gefürchteter Tyrann bei seinem Erscheinen das Sprudeln der Quellen hemmt, alle Lieder verstummen, das Blut der

Pflanzen erstarren macht und den Schoos der Erde verhärtet?

Die zum Bedürfnis gewordne Leidenschaft für die Natur wird aber wie jede andre tyrannisch. Den Bevölkerungen wie den Individuen die in fortwährendem innigen Verkehr mit ihr leben, merkt man die Herrschaft ihres Einflusses an. Der Lappe und Samojede wie der Alpen- und Pyrenäenjäger, der Steppen-Rosacke wie der bretonische Matrose welkt und verschmachtet wenn man ihn der Umgebung entreißt, in welcher er aufgewachsen. Sie alle aber beschränken sich darauf eine gewisse Natur, eine gewisse Region des Erdbodens und ihren besondern Charakter leidenschaftlich zu lieben. Für sie wird die Pracht nordischer Beleuchtungen, die Majestät hoher Berge, die Endlosigkeit der Ebenen, das Tosen der Brandung zu so gehegten Gewöhnungen, daß fern von ihrer Betrachtung die Sehraft eine überflüssige, ihren Eindrücken entzogen die Empfänglichkeit der Seele eine unkhlose zu sein scheint. Außerdem sind die Bewohner solcher Gegenden an eine ihren klimatischen Verhältnissen entsprechende Lebensweise und Nahrung gewöhnt, die nirgend anders hinpaffen, und die Hinnneigung zu gewissen Natureindrücken befestigt ihnen nur die Liebe zum Vaterland, zum Herd, zur Familie. Nicht so die Zigeuner. Sie haben keine Auffassung für den Begriff der Familie und noch weniger für den des Vaterlandes, des Herdes, und am wenigsten des Eigenthums. Sie betrachten die ganze Erde als ihr Vaterland; der Boden den ihre Sohle berührt ist der ihrige;

die vom Zufall zusammen gewürfelte Bande ist ihre Familie, ein über Zweige gebreitetes Zelt ihr Haus, und alles was sie zum Genuß eines Augenblicks bedürfen ihr Eigenthum. Jedes Klima gefällt ihnen, in welchem sie frei und zwecklos umherschweifen dürfen.

Es ist unmöglich sich ein vollständigeres Aufgehen in der Natur als das des Zigenners zu denken. Auch unterliegt seine Vernunft diesem steten Wechsel des Schauens und der Sensationen. Sein Herz wird nach alledem von ruhigen und so zu sagen halbdunkeln Stimmungen gelangweilt und angewidert, und behält nur einen gewaltsamen Geschmack für ausschweifende Erregungen, für Seelenzustände welche alle Gefühlsfähigkeiten in Anspruch nehmen und keine Faser seines ganzen Wesens in Ruhe lassen. Das Extreme wird sein Element, er gefällt sich nur noch in auf die Spitze getriebenen innerlichen Bewegungen. Er verlangt immer und jedesmal den Genuß seiner ganzen und vollen Leidenschaften. Sie zu mildern, zu bekämpfen, durch Einhalten einzuschläfern sind ihm fremde Anstrengungen, denn sein wanderndes Dasein verleiht ihm eine Erregbarkeit die, indem sie Unbeständigkeit zu seiner beständigen Lust macht, ihm andererseits zum Gähren des Verlangens zu wenig Zeit läßt. Weil seine Wünsche unbestimmt sind wünscht er unaufhörlich. Ist sein Begehren ein bestimmtes, so befriedigt er es auf hastige Weise, ohne daß Furcht oder Rücksicht ihm Einhalt zu thun vermöchten; kann er aber augenblicklich das Be-

gehrte nicht erlangen, so wandert er weiter. Er begreift nur Befriedigungen von einfacher, ursprünglicher Natur. Liebe zum Weibe, zur Lustigkeit, zum Tanz, zum Trunk, zur Musik, zum Schwelgen, und daneben zu Diebereien, zur List, zur Mystification, zur Lüge, weil sie zum Speisezettel seiner Unterhaltungsleckerbissen gehören und das Blut in den Adern seiner Abenteuerlichkeit sind: darin bestehen seine Freuden! Das sind die Feste die er feiert! Das ist sein Leben, wenn er im Birkenwald einschlummert, wo ihn die Gruppen der weißen Bäume wie märchenhafte Mädchengestalten umgeben denen das Haar unter lieblich schaukelnden Bewegungen flatternd und wiegend den schlanken Leib umhüllt während sie unter unsichtbaren Küffen beben, deren harmonischen Mordent er trunken in's Ohr sangt; das ist sein Leben, wenn er Stunden lang in den Himmel starrend die wechselnden Linien eines Rabengeschwaders verfolgt, oder in Raschheit und List mit der scheuen naschhaften Trappe wetteifert, und die hinschießende Forelle in Haft überbietet um die goldgestirnte Beute mit Virtuosenhand wegzuschnappen; das ist sein Leben, wenn er einen saftigen Frucht-
hagel von den wilden Obstbäumen über sich herunter schüttelt, oder die rothen säuerlichen Beeren vom Strauch nascht und mit den Brosamen seines Mahls den Rasen wie mit einem Regen von Blutstropfen übersäet; wenn er dem eifrig hackenden Specht oder dem schäumenden Waldbach lauscht, oder in den Spiegel eines laichbedeckten, schlummerträgen wie von einem Vorgefühl

des Winters befangnen Reiches schaut und seine Gedanken wie einen ruderlos treibenden Kahn auf ihm sich ergehen läßt, sich auf hohen Ästen wie auf Hänematten schaukelt während jedes Blatt wie von Nachtigallgeschmetter laut wird; das ist sein Leben, wenn er mit einem Schauer von Behagen den Blick über die vom ersten Sonnenstrahl rosig beleuchtete Welt schweifen läßt, wenn er die im Frühreif wie riesige Reiherfedern schimmernden jungen Weiden lachend abstäubt und dann über ihre Nacktheit spottet, wenn er dem saften Ochsen sein respektvolles Compliment macht, den Ziegenbock zum possierlichsten Zweikampf herausfordert, der Schildkröte ihre Schleichwege ablauscht, oder sich mit einer Heßjagd auf Eichhörnchen gaudirt; wenn er sich einen Liebling unter den goldnen ewig tanzenden Sternen auswählt, oder mit einer breitbüscheligen vollduftenden Hollunderblume liebäugelt, der Haselstaude oder dem Weißdorn einen Zweig raubt oder gar eine schillernde Pfauenfeder aufgabelt und sie wie eine Trophäe auf die Mühe steckt; wenn er des Nachts ein höchst ernsthaftes Zwiegespräch mit dem röhrenden Hirsch hält oder sich nach dem Befinden eines girrenden Taubenpaares erkundigt; wenn er blinzeln die zwischen alten Ulmen und Eichen verstreuten Herdfeuer mustert oder wie immer die Üppigkeit einer reichen Vegetation genießt oder verdirbt, dem tummelnden, liebkosenden Kinde gleich, das der Mutter die prächtigen Falbeln des Kleides zerwühlt, und mit den vierfüßigen und geflügelten Grundbesitzern der Waldeinsamkeit seinen feindselig

traulichen Verkehr fortspinnnt, sie lockt und hascht und wieder frei läßt, sie prügelt und liebkost, wie ein junger Prinz seine Spielfkameraden. Ihm heißt Leben: die Stromwellen der Natur durch alle Poren einsaugen, seine Augen naschhaft an all' ihren Farben und Formen sättigen, mit gespitztem Ohr all' ihre Klänge und Akkorde schlürfen, ihren berausenden Dufthauch einathmen, auf Moos und Blumen hingestreckt den Besitz aller dieser Güter durch die Phantasmagorien des Branntweins verhundertfachen, bis zum Erschöpfen aller Kräfte lachen, tanzen, singen, musizieren und sich dann der ebenso lebhaften Reaktion gegen alle diese Genüsse zu überlassen, wie er denn eben nur noch heftiger und flüchtiger Erregungen fähig ist; ein Zustand den vielleicht das Alterthum in seiner merkwürdigen Divinisation symbolisirte, indem es mit einer ganz besondern Art Wahnium Diejenigen bestrafte welche die singende Alraunwurzel aufgefunden, welche der Natur mehr von ihren poetischen Geheimnissen abgelauscht, mehr von ihren mysteriösen Schönheiten entschleiert hatten als der Schwachheit unsrer Constitution zu kennen dienlich ist.

Die Harmonie der Schöpfung manifestirt sich in so riesigen und mannigfaltigen Verhältnissen, daß die Fähigkeiten des Menschen erschlaffen ehe er sie in ihrem Ganzen zu erfassen vermag. Wenn erst einmal in endlose Perspektive versenkt er den Versuch machen will, ihre Windungen zu erforschen, so wird wie von einem Nektar den seine kühnen Lippen berührten sein Geist berückt. Da er in seinem beschränkten Wesen den Begriff der unzahlbaren

Entwicklungswege der Natur nicht zusammenfassen kann, verwirrt sich die Anlage ihres Planes vor seinen Augen. Die periodische Wiederkehr, die zahlreichen Analogien, die wundervolle Beständigkeit, die nie abspannende Monotonie, die symbolische Verkettung ihrer Erscheinungen, die verhüllte Einheit ihrer Gesetze werden ihm durch die Vielheit ihres Details, die Fülle ihrer Abwechslungen, den Reichthum ihrer Formen unerfaßbar. Kein Blatt gleicht dem andren, keine Stunde der verfloßenen, kein Tag dem vergangnen; die Vögel wirken aus allen Kräften zu einer Menge Concerten mit, deren Programme nie dieselben bleiben; die Beleuchtung hat zu jeder Stunde eine andre Färbung, die Landschaft gewährt jeden Morgen einen andren Anblick, macht jeden Abend einen andren Eindruck. Der Baum bewegt mit sanftem oder feierlichem Rauschen, je nach der Bestimmung des Augenblicks sein Laubwerk; die dünne Luft ist von Dufstwogen durchwallt welche selbst ihre vollste Ruhe mit zitterndem, wechselndem Athem erfüllen; das Gras des Rasenplatzes und das Moos des Felsens färbt und zuckt sich auf jeder Spalte, auf jeder Scholle verschieden, und diese Scholle selbst nimmt jede Tagereise weiter besondre Veränderungen an — so daß der Mensch bestürzt, verwirrt vor diesem Chaos der ungleichsten Schönheiten steht, daß sein Gedanke sich zerstreut und nicht mehr dazu gelangt die weise Ordnung all' dieser Dinge in seinen engen Spiegel zu fassen. Der menschliche Geist durchläuft in ewiger Betrachtung zu häufig die ganze Scala der Gefühlsbewegungen, von der Bezaube-

rung zartester Annuth bis zur zerschmetternden Wirkung
 grausenvoller Schrecken, vom schwelgerischsten Hingeben
 bis zum behutsamsten Mißtrauen, vom süßen Gespötte
 des Vogelgezwitschers bis zum Angstschrei des mit dem
 Adler ringenden Opfers, von der klarsten Ruhe heitrer
 Tage bis zur beängstigenden Aufregung der Gefahr, um
 nicht durch das anhaltende Spiel all' dieser Triebfedern
 erschöpft zu werden. Der Mensch verwildert mit dem
 Thier des Waldes, er girtt kofend mit der Taube; er ruht
 träumend zwischen Blumen und springt glühend und lech-
 zend wie der Panther empor; sein Stolz kennt keine Gren-
 zen wenn die Sonne ihn berauscht, sein Born ist unbeng-
 sam wenn er drohender Noth entronnen ist; vor gähnen-
 den Abgründen flammt sein Muth auf und erlischt wieder
 auf lieblichen rebenbepflanzten Hügeln; unaufhörlich wird
 seine Ruhe Hestigkeit, seine Spannkraft Furcht. Diese
 schnelle Folge widersprechender Bewegungen entnervt sei-
 nen Geist, und breitet nach und nach Dunkel über seinen
 Verstand. Man möchte sagen daß in diesem ewigen Ge-
 hen und Kommen widersprechender Emotionen seine Ideen
 gerinnen, der Brennpunkt seines Geistes sich trübt und
 die Strahlen des Alls nur noch verworren zurückwirft.
 Seine Vergleichungsfähigkeit erstarrt, das Urtheil, diese
 leuchtende Ader welche sich durch alle Theile des Hirns
 verzweigen soll, vertrocknet; seine Denkorgane erschlaffen,
 während die magnetische Sympathie, der Instinkt, zu-
 nimmt. Sein Verständniß wird stumpfer, je schärfer seine
 Sinne werden. Gleich dem Thier stürzt er sich nun auf

jede Beute welche sein Begehren erregt und liegt dann unbeweglich dem Geschäft des Wiederkäuens hingegeben, erwärmt sich schmachtend und unthätig an jedem Strahl des Wohlbehagens, heult unter jedem Biß der Schmerzen und windet und sträubt sich mit einer Tollheit voll gedankenloser, vorübergehender Hefigkeit unter ihren umstrickenden Netzen. Er gleicht einem Liebenden, dessen reizbare Leidenschaft einen krankhaften Charakter annimmt, der sich bis zum Verlust aller Herrschaft über sich selbst der Vergötterung des geliebten Gegenstandes überläßt, sich zum Spielzeug jeder Unbeständigkeit macht, jedes Versagen, jede Strenge für einen Mangel an Gegenliebe hält und so nach jedem Sturm und jedem Lächeln in ärgere Sklaverei geräth, sich immer fester von allen Zauberbanden umwinden läßt, immer stolzer wird auf seine hohe Liebe und zuletzt, die Fähigkeit ihr Ideal zu erkennen verlierend, nur noch ein vagues Bewußtsein ihrer Erhabenheit und eine zugleich wollüstige und rohe Neigung behält welche in ihren äußeren Wirkungen an Monomanie streift. In diesem Besessensein von der Natur, diesem fortwährenden Assimiliren der von ihr erregten unzusammenhängenden Affekte, entsagt er seiner menschlichen Oberherrschaft, jener Königswürde der Intelligenz welche sein höchstes Attribut ist. Es geht in seinem Geist ein verkehrter Prozeß vor, in welchem statt einer Concentrirung der von der Natur empfangenen Eindrücke, welche ähnlich dem Crystallbrennspiegel die Strahlen des Lichts sammeln und die Flamme der Poesie in ihm entzünden sollte, er im Gegentheil von

den Flammen selbst ergriffen wird, daß sein Bewußtsein, wie ein unter dem Strahl der Canicular-Sonne versiegendes Wasser, sich verflüchtigt. Wenn der Mensch die poetische Sammlung und Erhebung verlernt, durch welche die Bedeutung der von der Natur (oder Kunst) hervorgebrachten Eindrücke sich selbst Zweck sind, wenn er vergißt, daß sie nur einen vorbereitenden Sinn in einer höheren Ordnung der Dinge haben, daß sie nur dazu bestimmt sind durch die Verhärtungen unsrer Seele schönen Thaten einen Weg zu bahnen, wenn er seinen Blick unausgesetzt starrend in die schwindelnden Tiefen der Natur versenkt, so verzehrt, so überwältigt sie ihn. Bestürzt, betäubt von tausendfachem Lärm, tausendfachen Farben, Düften und Linien die sich um ihn krenzend ihn in ununterbrochenes Schwanken versetzen, entgeht ihm die Auflösung all' dieser wirren Anforderungen und er begreift nicht mehr wie mitten in dieser Anhängung scheinbarer Dissonanzen und wirklicher Gegensätze die Natur unter allen Theilen ihres großen All's eine feierliche Einheit, einen innigen Zusammenhang, eine sichere Folge erhält, und daß die vielformigen Conturen die in unendlichen Verschiedenheiten vor unsren Augen auf und nieder tauchen sich ordnungsvoll in dem wunderbaren Plan ihres Ganzen verketten und verschmelzen.

Wenn keines Tages Licht dem gestrigen gleicht, oder das morgende vorausragt, so kommt doch richtig der Tag und richtig die Jahreszeit; die Sterne die nie mit demselben Glanz für uns leuchten kehren nicht weniger genau an die Stelle wieder die ihnen im Raum angewiesen ist;

wenn die Regenbogenspiegelungen der Ströme seit sie ihr flüssiges Haargeflecht von den Spitzen der Berge herabwallen lassen niemals denselben Schimmer ergossen haben, so höhlt wiederum die Beharrlichkeit des regelmäßig fallenden Tropfens den Stein aus; wenn die Blüthe jeder Pflanze auf jedem Stengel an Fülle, Anmuth, Entfaltung verschieden ist, so bringt doch jeder Samen in menschlichem Gebären nur die Frucht hervor, die er zu bringen bestimmt war. Die Vegetation fürchtet nicht die Erde welcher sie entsproßt zu verbrauchen; der Strom fließt in denselben Bett ohne es abzunutzen. Der Löwe kommt in seine Höhle zurück wie die Grasmücke in ihr Nest und der wandernde Kranich kehrt wärmesuchend zum selben Klima zurück, das es verließ.

Jene Stetigkeit der Wiederkehr, jene Permanenz der Erneuerungen, welche den Reiz der Gewohnheit hervorbringen, fehlen nicht in der Natur, weil aber die Ausdehnung ihrer Bewegungen über die physische Wahrnehmungsfähigkeit des Menschen hinausgeht, sinkt dieser, sobald er unternimmt einzig den Verlauf ihrer Entwicklung zu verfolgen, erschöpft vor den im Unendlichen des Raumes und der Zeit so sehr von einander entfernten Grenzpunkten zusammen. Wenn er sich immer jeder ihrer Veränderungen bewußt werden will, verliert er, wenn nicht das Gedächtniß, doch die Erinnerung; er versinkt in ein dumpfes Vergessen der Beobachtungen welche seinen Geist erhellen konnten, er vermag nicht mehr durch Beständigkeit seines Willens seine Eindrücke zu verbinden, er versteht

nicht länger sie zur selben Zeit, zur selben Stunde wieder aufzunehmen, zu sammeln. Seine Seele verhaucht gleich einem Fluidum das durch einen porösen Körper entrinnt. Wenn dann der erscheinende Moment ihm den verfloßnen zurückruft, ist er ihm statt einem festlichen Jahrestag derselben Freude, derselben Empfindung nur die lästige Wiederkehr eines verwelkten Eindrucks. Seinem Bewußtsein entgeht es, daß diese Anfeinanderfolge in ihrer Ähnlichkeit verschieden ist, wie die Intonationen einer und derselben Stimme. Unfre Sinne, unsre geistige Organisation und das Weltmedium in welchem wir leben erlauben uns nur bis zur Begriffsbildung einer ununterbrochenen Seligkeit zu gelangen, und alle Glaubensmeinungen setzen diese in ein künftiges Leben, weil sie ihr Bild nicht auf die diesseits herrschenden Verhältnisse anwenden können, — das einzige Vorgefühl jenes Zustandes ist die Gewohnheit: sie allein gewährt, soweit es bei unsren organischen Anlagen möglich ist, ein andauerndes Vorhandensein von Gefühlsbewegungen, in deren unaufhörlicher Fülle die Glückseligkeit besteht; sie allein ist Systole und Diastole unsres Glücks, sie allein gleicht ihr auch so sehr, daß weder Sinnenlust noch Leidenschaft uns so ganz beherrschen können als diese Besiegerin der Überfättigung. Zudem aber die Seele im ewigen Ausstrahlen nach den aneinandergehendsten Anziehungspunkten sich das gewaltsame Bedürfnis des Wechsels einimpft, verlernt sie nicht allein schließlich den Reiz der Gewohnheit, es überkommt sie vielmehr ein immer lebhafterer Widerwille ge-

gen sie, der sich bis zur Angst vor ihr steigert. Im Verlangen nach fortwährender fieberhafter Aufregung, die sie doch nur ausnahmsweise ertragen kann wenn sie ihre geistige Gesundheit das Gleichgewicht ihrer Fähigkeiten erhalten will, geräth sie in eine Art intellektuellen Somnambulismus, in welchem sie allen moralischen Einflüssen zu entgehen sucht um nur dem instinktiven Trieb des Organismus zu folgen. Unter keinen Umständen kann der Mensch, ohne einem krankhaften Zustand anheimzufallen, sich von dem in seiner Weichheit und Dehnbarkeit so süßen Band der Gewohnheit gänzlich befreien, sich diesem Gesetz der Schwere, welches uns wie die Planeten in einem bestimmten Kreislauf zurückhält, entziehen. Wenn ihm jede Tangente fehlt geräth er in jene haltlose Unstetigkeit deren Oscilliren uns an das rathlose Zittern der Magnetnadel erinnert die ihren Pol nicht mehr erkennt. Er verliert die Kraft seine Empfindungen zusammen zu halten und geht dadurch zugleich der Anwartschaft auf den Genuß des vollsten Vorgechmacks eines unwandelbaren Glücks verlustig.

V.

Wer vermöchte dem Abgrund von Schmerzen auf die Tiefe zu sehen, welche diese Outcasts im Laufe langer Generationen erduldet haben, von denen nicht Einer bei seiner Geburt eine andere Zukunft, ein bessres Horoskop zu erwarten hat als Elend, Niedrigkeit, Zufall und Be-

dürfniß. Es läßt sich wohl denken wie manchesmal ein Zigeuner nachdem er auf den Wiesen der Ländereien die er sein Eigenthum nennt weil er sie betrachtet, oder sich im zaubrischen Dunkel seiner Wälder, die für ihn Wundergärten sind, wie ein Reh müde getummelt hatte, von seinem Faullenzen und Hindämmern bis zum Überdruß gesättigt, plötzlich aus seiner stummen Ekstase erwachend sich in Gedanken in die so ganz verschiedenen Lebenskreise voll ruhigem Behagen versetzte, deren rauchende Schornsteine er durch das Laub seiner Blätter, an dem Horizont seiner Steppen in der Ferne aufstehen sah. Da mußte sich der in's Gras gebettete, regendurchnäßte oder sonneverbrannte Wolf mit der Fuchsnase wohl manchemal fragen, ob es ihm möglich wäre in der erstickenden Enge eines Daseins zu leben welches der Nomadenfreiheit, den Freuden des ursprünglichen Menschen entsagt? ob er sich je dazu entschließen könne, sein Zelt so fest aufzuschlagen, ohne es beim ersten Aufruf seines Gottes, des Wunsches, des freien Beliebens wieder abbrechen und nach andren Gegenden mit sich ziehen zu können? Dann mußten zweifelsohne gleich umgestalteten Visionen Bilder einer andren Lust, eines andren Looses als des seinigen an seiner Seele vorüberziehen. Sie mußten ihm wie die ferne verworrene Lustspiegelung eines verlornen Edens erscheinen, dessen Thüre ihm nahe, aber auf immer verschlossen ist. Und wenn er die unüberschreitbare, nicht breite doch tiefe Kluft schaute, die ihn davon trennte, so mußte er all' seines Entzückens im Schoos duftender Wiesen, unter dem

blauen Ätherzelt gedenken um jede Überlegung zu ersticken welche die Fülle seiner Freuden schmälern, die Kühnheit verweichlichen könnte mit welcher er dieselben den Elementen abringt um sich einen glänzenden Traum vor die Seele zu zaubern: einen Goldschaum des Glücks. Wenn er aber über den schreienden Mißklang dieses Wortes zu den Verhältnissen des gebrochenen, gedrückten Menschenlebens nachsann, so mußte er sich sagen daß es gegen diese große Misere kein Mittel giebt als verzweifelte unmittelbare Befriedigung aller Launen. Es muß aber ein solches leidenschaftliches Verzweifeln in jede energische Seele, sei sie unwissend und roh, oder verfeinert und geschmückt wie die des Poeten einen düstern Schein werfen ähnlich dem Flackern von Festsackeln welche zu Leichensackeln werden. So lange Freude und Lachen herrscht, so lange Betäubung unsre Sinne in den Wirbel des Tanzes zieht und bacchische Gesänge die Seele unfluthen, grüßen wir jubelnd ihr Licht. Kaum aber lähmt Müdigkeit unsre Glieder, kaum kehrt der Geist erschöpft in sich selbst zurück, kaum schweigt die heistre Stimme, kaum ist der schwermüthig irrende Blick den Tranersackeln begegnet, so richten sich bleiche Gespenster vor den Augen auf und der mit so fröhlichem Rundreim begonnene Gesang wird betrübt bis auf den Tod.

Sich selbst überlassener Stolz und maßloser Freiheitsdrang gelangen, auf ihre eignen Hülfsmittel zurückgewiesen, bald zum Gefühl ihrer Unmacht den so präferen Bedingungen unsres Bestehens, unsrer Natur gegenüber, und

in frostigen Stunden des Hungers, der Krankheit, der Langweile, der Müdigkeit versinken sie in trübe Schwärmerie. Wenn dann die Seele die in ihr haufenden Stimmungen gleich riesigen Schatten zusammen drängt, wenn plötzlich ein Verlangen in ihr erwacht, sie in Klänge zu fassen, welche ihr die eignen Eindrücke verschönen, so wird das bleiche Gespenst sich vor ihr aufrichten, welches in schlaflosen Nächten alle Menschen heimsucht: der Schmerz. Dann werden kräftige Organisationen, die unter scheinbarer Ruhe wilde Hestigkeit verbergen, eine Sprache reden, von welcher unsre in Übersättigung verwelkten, durch oberflächliche Leidenschaften und erkünstelte Begierden entkräftete Herzen mit ihrer verweichlichten Trauer, ihrer nebelhaften Schwermuth keine Ahnung haben können.

Alle menschlichen Gefühle sind der Reihe nach vergöttert und verfeßert worden. Unsre reinsten und höchsten Begeisterungen wurden eine nach der andren bekämpft und verspottet. Man hat alle Tugenden erörtert, alle Leidenschaften herabgewürdigt. In diesem Gewirre von Verherrlichungen und Verdammungen jeder Erhebung unsrer Seele ist ein einziger Zustand unsres Innern unangetastet geblieben und hat dem Lästler Ehrfurcht abgezwungen: der Schmerz. Selbst wo man ihn gefühllos erstickte, wie ein Hinderniß aus dem Weg räumte, konnte man ihm einen stummen Zoll der Achtung nicht versagen. Auch heftet sich nicht ohne Grund, bei ungebildeten wie bei ihrer Kraft bewußten Wesen der Stolz an die Fersen des

Schmerzes, denn der Schmerz ist ein Pfand unsrer Größe. Instinktiv gefühlt, wird dieser Instinkt vom Nachdenken bestärkt. Der Schmerz ist es, welcher die Sonde in die Tiefe unsres Seelenlebens senkt, er ist das Entsetzen vor dem Zwiespalt, das um so fühlbarer wird, je größeres Bedürfniß der Einheit in uns wohnt. Nach der Intensität des Leidens ist der Durst nach dem Ideal zu bemessen; je untröstlicher der Schmerz ist, desto höher erhebt er sich über die mit fadem Wohlbehagen sich begnügende Gemeinheit. Jedes Kunstwerk, aus dem dies Element uns anhaucht, wird nie verfehlen, selbst in mancher Brust die man dafür am wenigsten empfänglich halten mochte, geflügelten Widerhall zu wecken. Das Schauspiel, der Ausdruck des Schmerzes erfüllt uns mit unwillkürlicher Auidacht; denn hier wird Niemand sagen: „Ich kenne Dich nicht!“ oder „Du wirst mir fremd bleiben!“ Der Mensch kann Gott und die Liebe leugnen, aber den Schmerz zu lästern ist gegen seine Natur, wo er ihm selbst in Ugehenern begegnete die ihn mit vollen Händen ausgesä't. Schmerz zufügen, ist ihm leicht: Schmerz verhöhnern, unmöglich. Es werden sich Henker finden zum Vollziehen der grausamsten Urtheile, aber nie werden Zuhörer sich versammeln um einer Entwürdigung, einer Verhöhnung des Schmerzes Beifall zu spenden.

Aus welcher Quelle er entsprossen sei, zu welcher Verwirrung er antreibe: sobald er sich zeigt, tritt jedes andre Interesse in den Hintergrund und er stellt sich uns vor Augen wie ein in der ganzen Strenge seiner finstern Herr-

scherrwürde wieder erscheinender verbannter König. Hätte er sich mit jedem Vergehen befudelt, wäre er wie ein Lüstling zu allen körperlichen und geistigen Lastern hinabgestiegen: sobald er die Maske von sich werfend sich zeigt, erscheint er im unauslöschlichen Gepräge seiner königlichen Größe. Von Lumpen oder Glittern bedeckt wirft er im Aufstammeln des Erwachens beides weg und legt seinen Trauerflor an. Im Strohfranz Years oder mit Brutus Narrenpeitsche spielend vermag er mit einem Hauch jede Spur des Wahnsinns zu verschenken um in seiner strengen Nacktheit, seiner Unerbittlichkeit vor uns zu treten. Für jedes Verkennen straft er mit gerechtester Verachtung; er verbannt die seine Größe und Schöne Verleugnenden zu stumpfen, bloß vegetirenden Racen. Die Brust welche er zu seinem Wohnsitz auserkieset, in welcher er zu geheimen Zusammenkünften in ruhelosen Nächten und durchweinten Tagen einkehrt, weihet er mit einem unendlichen Hochmuth. Er lehrt sie tiefste Verachtung gegen jede Macht, jede Rücksicht, jedes Gesetz, jede Lust, jede Täuschung. Er fragt seine Auserwählten nicht ob sie groß oder klein, reich oder dürstig, Verfolgende oder Verfolgte, Gelehrte oder Arme im Geiste, Gute oder Böse sind; er stiehlt sich in tausend Verkleidungen zu seinen Lieblingen, besucht sie auf Thronen und in Lehnhütten, setzt sich zu den Gefeierten des Tags an's Lager, theilt mit dem unterdrückten Gerechten das Mahl, schleicht in des Künstlers Werkstätte, in des Gelehrten Studierstube, begleitet die Almospenspenderin auf ihren Wegen und den Vergeltenden

am Tag nach seiner Rache. Und so reich ist er an Verkleidungen daß nur seinen Heimge suchtesten, seinen Eingeweih testen und Getreuesten gegeben ist, ihn als wilden gewaltigen König unter jeder Schminke, jeder stolzen Gleichgültigkeit, jeder verstellten Freude, jedem unverfö hlichen Haß zu erkennen deren Maske er vornimmt um mit giftigen Pfeilen bewaffnet durch die offenstehende Spalte, durch das Gewebe jedes Brustschleiers, durch die Lücke jedes Harnisches zu dringen. Beherrscht er einmal eine Seele ganz, dann wirft er sie widerstandslos nach seiner Lanne in Höhe und Tiefe. Die Einen erhebt er bis zum my stischen Glanz übersinnlicher Welten, er reinigt sie bis sie durchsichtig und blendend werden wie Flammen geister; die Andern wirft er keuchend in Schlamm und Staub, sie niederpeitschend in Abgründe. Aber immer ein König hohen Ursprungs, erhabner Größe bleibend, behält er sich das Recht vor, seine geliebten Verhüllungen weg zu reißen und plötzlich in seiner schreckenden Einfachheit zu erscheinen und dann alle Kniee nieder zu zwingen vor seinem Antlitz in welchem alle Qualen ihre Spuren zurückgelassen, ohne daß der Stempel seiner Göttlichkeit von der Stirn verwischt werden konnte, vor diesem Antlitz, welches die Jenerföhnette seines Widerscheins, die Gewissensangst, dem Geiste des Bedrängers, des Siegers, des Starken, des Gottlosen aufpreßt.

Im Bereiche der Kunst verändert diese Herrschaft des Schmerzes ihren Charakter; sie wird imposanter und zugleich ruhiger, indem sie die Herzen mit Rührung und

Weihe erfüllt. Der Schmerz ist hier augenblicklich von allem Gram befreit, der ihn in der Wirklichkeit begleitet. Er zeigt sich hier, unbeweglich oder heftig, in seiner Wahrheit, zeigt sich leidenschaftlich oder leidend, aber immer mit sympathischer Kraft begabt. Der Ausdruck hochstrebender Gesinnungen, edlen Willens findet meist nur ein zögerndes Echo in den Massen; ausgesprochener Schmerz aber weckt unmittelbaren und vielfältigen Widerhall. Jeder trägt unter den Blicken der Dürftigkeit oder den Kleinodien des Überflusses irgend einen Riß, irgend eine schlecht geheilte Narbe. So bleiben auch die uns in's Ohr tönenden Klänge des Vagabunden, des aus unsrer Gesellschaft Verbannten, des Outlaw, wenn er die Dominante der Schmerzen bebend in seinen Liedern vernehmen läßt, nicht unverstanden. Wir lauschen begierig und fragen uns, wo die edle Tonika dieses Affekts liegt, denn Niemand zweifelt daran, daß der sich selbst singende Schmerz auf einem Gefühl ruht welches jeden Irrthum, jedes Vergehen sühnt.

Wenn der Zigeuner durch Vermeiden der Arbeit den Schmerz zu fliehen glaubte, so überfiel er ihn im Schooße seiner Trägheit, und lispelte ihm Geheimnisse zu, die ihm das Herz um so schwerer bedrücken mußten, als er von seinem Joch sich zu befreien gedacht hatte, indem er den Zwang jeder Beschäftigung von sich wies. Er hatte sich geweigert sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu essen; er hatte sich jedem Felddienst entzogen; er hatte die Erde nicht durch Saaten und Ernten bitten

wollen, sich keiner Fessel, so vergoldet und überblümt sie sein mochte, bequemt. Aber der Schmerz ereilte ihn darum nicht weniger auf seinen Tag und Nacht nicht ruhenden Schwingen. Er verfolgte ihn in die Einsamkeit der Wälder und Wüsten, und sparte die brennendsten Thränen für ihn auf, der nie weinen, nur die Sonne anlachen wollte. Ungleich vereinte er die unglückliche Familie welche durch Abweisen jeder physischen oder geistigen Arbeit sich von aller Verwandtschaft mit den übrigen Menschen lossagen und mit den Bevölkerungen des Waldes sich assimiliren zu wollen schien, durch das Verbindungsmoment seines Gepräges mit der allgemeinen menschlichen Brüderschaft. So blieb der Schmerz der einzige Punkt der Berührung, des Verständnisses, der Sympathie zwischen ihnen und uns; er blieb der einzige Affekt der Seele über den wir uns verständigen, um so lange er redet unsere gegenseitige tiefeingewurzelte Verachtung schweigen zu lassen.

Schwerlich möchte man irgendwo mehr versucht sein, bei der Betrachtung physischen Elends von allem geistigen Leiden abzusehen, als bei dem Volke von dem wir reden; und doch wer weiß ob dies für die Zeiten seiner frühesten Geschichte das Richtige wäre. Gewiß, es möchte jetzt sehr schwer sein, in dem einzelnen Individuum Spuren von dem moralischen Bewußtsein der Erniedrigung wiederzufinden; aber wie viel schwerer möchte es sein, sich mit ihnen über die Auffassung eines Gegenstandes so weit zu vereinigen, daß einer der beiden Redenden sich dem Standpunkte des Andern annähern wollte, so daß der Eine die

Art und Weise seines inneren Leidens enthüllen, der Andre das Enthüllte verstehen könnte. Wie ließe sich auch nur auf den kürzesten Zeitraum der Widerspruch unsrer Sitten, unsrer Vorurtheile gegen sie mit ihren Sitten, ihrem Mißtrauen gegen uns aufheben? Wie sollten wir mit ihnen reden und welche Antwort sollten wir von ihnen erhalten, die wir sie nur mit Gleichgültigkeit und Widerwillen betrachten, während sie uns geringschätzen und fürchten. Wie sollte der civilisirte Mensch die Verkettung von verschwiegenen Syllogismen dieses Willen errathen, da er verbrennt was dieser liebt, anbetet was jener vermeidet. Der Erstere geht von dem Grundsatz aus, Sicherheit sei die vornehmste Grundbedingung des Glückes, Friede sein Hauptelement, Gewohnheit seine schönste Gabe, materielles Wohlleben seine köstlichste Frucht, Stabilität seine unentbehrlichste Folgerung. Der Letztere spottet der Sicherheit, die ihm in unzugänglichen Höhlen niemals fehlt; der Frieden ist ihm gleichgültig, denn er liebt den Kampf und entzieht sich dem Kriege; er weiß nichts von Gewohnheit und würde sie nie anders als verabscheuen können; er kümmert sich nicht im geringsten um materielles Wohlleben und verschmäht die Stabilität weil ihn die Freuden seines Wanderlebens entzücken. Beide können also von den ersten Worten an die Entfernung ermessen, welche ihre Pole voneinander trennt. Dem Einen würden die Liebhabereien des Andren Schrecken einflößen, dieser würde in der vornehmsten Hoffnung des Ersten das allertraurigste Loos erkennen. Der Gebil-

dete würde von sittlichen Begriffen reden, der Wilde aber sie nicht zugeben, oder was schlimmer ist, nichts davon verstehen. Wie sollen sie also jemals dazu gelangen Einer dem Andern den Ausgangspunkt ihrer Gefühle deutlich zu machen? Nur eine Sprache vermag ohne Hülfe und Umweg der Erklärung die Intussusception eines Gefühls zwischen zwei Seelen zu bewerkstelligen: die Kunst. Und unter allen Künsten war die Musik die geeignetste um Gefühle gleichsam auf ihrem Goldsieb zu klären und sie von der unsren Herzens- und Geistesgewohnungen so widerstrebenden Spreu gereinigt im ungetrübten Glanz vor uns leuchten zu lassen. Unter den Gefühlen welchen die Zigeuner in der Musik Ausdruck verleihen konnten ist das hervortretendste: Stolz, das zugänglichste: Schmerz.

Selten haben Stolz und Schmerz sich vereinigt, ohne den Haß zu erzeugen. Bei den Zigeunern jedoch, was als eine bemerkenswerthe Thatsache gelten dürfte, ist dies nie der Fall gewesen. Man glaubte eine systematische Verabscheuung der Christen in ihnen wahrzunehmen und täuschte sich wenn man sie darin mit den Israeliten zusammenstellte. Sie verabscheuen so wenig den Christen als den Muselman oder den Bhuddhisten, sie verschmähen einzig die Civilisation mit ihrem ganzen Geleit stabiler, geselliger Formen. Sie haben unter den kläglichsten Abwehrungen der Aufreizung zum Groll widerstanden, wie er so leicht in Wesen gährt die von der glücklichen Welt ausgeschlossen sind. Die Zigeunergesinnung, wie wir es nennen möchten hat diese düstre harte Modu-

lation vermieden nur nur ihrem Charakter eines unbestimmten, unüberlegten Schweifens und Streifens, ihrer Liebe zu sorgloser, zweck- und zielloser Freiheit, ohne den Zündstoff des Hasses oder den Thau der Sympathie, tren zu bleiben. Sie leben ein Kindheitsleben der Seele, das von Dauer und Zusammenhang keine Ahnung hat, alles Abgeschlossen und Vorherbestimmte scheint, und alle Eingriffe in sein zügel- und pflichtloses Dasein nicht mit Märtyrerenthusiasmus und stoischem Stolz aber mit dem Leichtsinne erträgt, mit dem ein von sich selbst gänzlich erfülltes Treiben Alles außer Acht läßt was ohne Beziehung auf seine Launen und Spielereien ist. Sie hören nie auf in dieser Kindheit zu leben, welche wie die wirkliche Kindheit nur die Wirkungen hinnimmt ohne nach den Ursachen zu fragen. Ganz und ausschließlich mit sich selbst beschäftigt vergessen sich diese großen Kinder wie die kleinen niemals auf den Standpunkt Andern und vermögen noch weniger sich einer Idee zu bemächtigen. Weiß doch Jeder, daß die Kindheit in ihren unschuldigsten Spielen wesentlich ungehorsam, oft grausam ist, daß Widerspruch sie nicht zum Nachdenken reizt, sondern Verdruss über denselben sie nur in ihren Neigungen bestärkt, daß sie gleichgültig bleibt bei dem Geschick aller Wesen und Gegenstände die nicht mit ihrem augenblicklichen Vorhaben in Berührung stehen, daß sie ebenso unüberlegt fremdes Gut sich aneignet als sie ihr Eigenthum Andern überläßt. Die einfachste Kenntniß des menschlichen Herzens lehrt uns, daß dieser Leichtsinne den Egoismus erzeugt und daß

man der Lockung eigenfinniger Laune und der Verwirklichung jeden Begehrens nur mit Außerachtlassung des Beeinträchtigens Andern nachgeben kann. Der Zigeuner hat wie ein übelbehandeltes Kind alles Vertrauen, alle Achtung, Rücksicht und Nachgiebigkeit für eine stiefmütterliche Gesellschaft verloren und macht sich kein Gewissen daraus den Gliedern einer Familie als deren Sproß er sich nicht betrachten mag, Schaden zuzufügen.

Nur flößt der tägliche Kampf um diese schwierige, volle und übertriebene Freiheit, deren Bedürfniß aus einer tollen Liebe zur Natur entsteht, die Zügellosigkeit womit die Zingari die von dieser Freiheit dargebotnen Genüsse verfolgen, der beständige Sieg über die fortwährend aus dieser vergötterten Natur neu erwachsenden Gefahren ihnen jenen geheimen Stolz ein, der uns in so geächteten Menschen überrascht, und uns ihre hochfahrende Resignation erklärt. So bedauerlich indeß ein so beharrliches Wollen, so beklagenswerth der mit so störrischem Widerstand festgehaltne Entschluß sein mag, mitten in einer erleuchteten und von der guadenvollsten Religion erwärmten Civilisation in einem verwilderten Zustand verharren zu wollen, so müssen wir nicht vergessen, daß das Gefühl von welchem er diktiert ist aus den edelsten Gefühlsregionen entquillt und mehr als eine solche durchschreitet in der es eines poetischen Schimmers fähig ist. Wir sagten es bereits früher: um die Anziehungskraft zu begreifen welche dieser aus der Gemeinschaft menschlicher Racen gleichsam vertriebene Stamm immer auf die Einbildung

der andren Völker übte, müssen wir voraussetzen daß das innere Licht, die duftige Spur eines erhabnen, edlen Gefühls sich rein und unberührt in ihm erhalten hat; daß um den Moment zu ermöglichen, in welchem dies Volk der Kunst Etwas anzuvertrauen hatte und die Kunst das Dolmetscheramt seiner Empfindung entgegenkommend übernahm, die Ausartung dieses Gefühls seiner angeborenen Berechtigung noch keinen Eintrag gethan hatte.

VI.

Wenn die Zigeunerkunst mit ihrem Ausdruck des Empörens gegen jede Fessel, wenn der von jedem conventiellen Zwang befreite Zigeunertypus Künstler und Dichter mächtig aufregte und beide dadurch in dieser selben Gesellschaft populär wurden welche sich jede Gleichstellung mit den Gipfies verbitten würden, so muß es seinen Grund darin haben, daß die in seiner Kunst ausgesprochen und sein Leben beherrschenden Neigungen weniger sein ausschließliches Eigenthum sind als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Es finden sich in jeder Gesellschaft ausnahmsweise Individuen die gleichfalls alle Zügel ihrer Wünsche und Begierden abzuschütteln streben. Nur bleiben sie vereinzelt, weil die Atmosphäre der Civilisation solche Naturen von Kindheit auf durch ihren auflösenden Dunst erkaltet und schwächt, doch erscheinen sie unter der Form des Excentrischen vielleicht häufiger als wir es glau-

ben mitten unter uns. Wir betrachten sie als Ungeheuer, weil sie unfähig ihr aufgegebenes Pensum in der großen socialen Schulstube abzuarbeiten; die poetische Pathologie hat vorzügliche Schilderungen dieser Krankheit geliefert. Diese sind unter verschiedenen Titeln und Formen in verschiedenen Zeiten und Sprachen immer wieder vorgekommen. Es giebt deren von Fürsten der Poesie mit den schönsten Fresko- mit Aquarellverzierungen und getuschten Skizzen. Wir führen sie nicht an, denn Jeder wird diese Typen am liebsten unter seinen Lieblingswerken selbst aufsuchen. Da übrigens in einer Identität des Gefühls, in Ähnlichkeit der Seele weder Identität noch äußere Ähnlichkeit des Looses liegt, würden diese Helden durch ihr Costüm vom halbnackten Zigeuner zu sehr abstechen, obwohl sie halb traurig, halb glücklich, halb grausam, halb gut-herzig, halb frech, halb ehrerbietig sind, wie er. Indessen bewundern wir manche ideale in Haltung und Rede unähnliche Figur bloß weil sie unter anderer Form uns in die Stimmungen versetzt welche die Geige und der Gesang des Zigeuners uns enthüllt und in uns wachruft.

Andererseits konnte das Contrastirende und Ueberraschende seiner Art Nomadenlebens, sein schnelles Verschwinden und plötzliches Wiederauftauchen, sein häufiger Verkehr mit den hohen Ständen und seine höhnische Überlegenheit über dieselben sowie, trotz seines Elends, über die arbeitenden Klassen, nicht verfehlen die für das Pittoreske empfänglichen Gemüther zu intresjiren. Alle europäischen Literaturen bemächtigten sich dieses, gleich einem

geschmeidigen reichen Stoff zu den phantastischsten Stickerien sich eignenden Motiven. Wenn wir nicht irren war es Spanien zuerst welches dies romantische Element in dichterischen Werken acclimatisirte. In Cervantes Gitanilla geht es schon aus seiner bisherigen episodischen Stellung zum Hauptgegenstand über. Im Deutschen enthält Spindler's Jude die lebhafteste Schilderung der Lagerstätten welche im Mittelalter (und heute noch ebenso) diese Horden mit Trommelgewirbel und schrillum Pfeifenklang, Kindergeschrei, Frauengelächter, Mantlhiergeflügel, mit dem Glanz ihrer Scharlachfittel, ihrer grüngewürfelten Mäntel erfüllten, wenn sie sich den drolligsten Bajazzosprüngen überließen. Die kräftig illuminirten Blätter aus Notre Dame de Paris lassen selbst das hervortretendste was andre Autoren erfunden matt und farblos erscheinen. Wenn man die prägnante Häßlichkeit der im Cour des Miracles Sabbath haltenden Larven betrachtet so hält man Hugo's Arbeit für ein Relief, und glaubt doch andrerseits wieder ein Gemälde zu sehen wenn man die Perspektive, die künstlerisch verschleierte Beleuchtung, die gemilderten Töne und glücklich vertheilten Luftparthien wahrnimmt welche auf diese zu einem schenßlichen Knäuel zusammengeballten Köpfe verwandt sind. Manche in Crayon skizzirte Anekdote von Borrom bietet uns analoge Physiognomien, ähnliche Scenen, nur daß wir sie hier gleichsam durch ein mit dem Schleier des Mitleids überdecktes Glas wahrnehmen welches die zu schreienden Farben dämpft, während dennoch in dieser kenschen Mä-

figkeit der Zeichnung mehr Realität athmet als in dem üppigen Realismus des Heros der französischen Prosa. Der Zingaro der Spanier, die Meg Merrilies Englands, die Cämeralda der Pariser, die russische Zempkira, Webers Preciosa und Meyerbeers Wielka, um nur die bekanntesten Schöpfungen aufzuzählen, sind die poetischsten Typen, die berühmtesten dieser Zigeunerfiguren, wie sie mit einem bald düstren bald anmuthigen Gefolge in der Kunst haufen.

Den Poeten, Romanschreibern und dramatischen Dichtern konnte auf ihrer Jagd nach Allem was des Lesers Neugier und Interesse zu spannen vermag, die Fülle hervortretender Gegensätze nicht entgehen welche sich aus der Annäherung eines so struppigen Gefellen wie der Zigeuner an die friedlichen Banalitäten bürgerlichen Geschicks ergeben mußten. Es fiel ihnen leicht, die Vortheile solcher, von keiner Gewohnheit unterjochten, von keinen Prärogativen gefesselten Naturen vor dem Philister geltend zu machen und in dem Zauber darzustellen den die Unmittelbarkeit einer absolut freien an kein Vorurtheil gebundenen Gefinnung ausüben mußte. Sie konnten leicht die mächtigen Wirkungen der Gewalt anschaulich machen welche über den an tägliche Pflichten Gefesselten der Furchtlose, jeder Gefahr Trohende, an keine Scholle Gebannte erlangen kann. Genie und Talent haben in der glücklichsten Weise aus diesen immer pittoresken Verhältnissen Nutzen gezogen und viele Dichtungs-, Theater- und Romanfiguren geschaffen die in der allgemeinen Erin-

rung stets fortleben werden. So ward diese Mine durch-
 sucht und ausgebeutet, man könnte sagen erschöpft, wenn
 sie nicht rediviv wäre. Jedes Land hat seinen Autor ge-
 habt, der in der Voraussetzung eines unter der rauhen
 Hülle des Zingaro schlummernden Edelmanns, diese von
 jedem Gepäck der Vergangenheit und jeder Furcht vor der
 Zukunft befreiten Wesen Thaten der Güte, des Mitleids
 ausführen lassen. Sich den Zigenner so zu denken, wie
 er erscheinen würde, wenn er zu den Bedingungen seiner
 unabhängigen Existenz Herzens- und Geistesbildung ge-
 nung besäße um wie ein befreundeter oder feindlicher Ge-
 nius vorzüglich in die verworrenen und leicht zerrissnen
 Fäden unsrer Begebenheiten einzugreifen, war ein allen
 möglichen Peripetien einer Fabel zu günstiger Hebel um
 vernachlässigt zu werden. Die schönen, gebräunten, elek-
 trisch glühenden Frauen dieses Stamms, deren Costüm
 das orientalische Gepräge, den Reiz der Farbenpracht,
 den Luxus funkelnden Metalls nicht entbehrt, traten auf
 dem dunklen Hintergrund ihres geheimnißvollen Daseins
 hervor, wie die wogenden Palmen eines Teppichs von
 Bagdad auf schwarzem Grund so in's Auge fallen als
 erschienen sie ohne Stütze in der Luft schwebend. Die
 Wirkung welche das Aufscenesehen dieser asiatischen Race
 hervorbringen mußte ist so wohl begriffen worden daß
 man sich ihrer oft genug bediente um es auf die Dauer
 ermüdend zu machen. Es ist damit jedoch nicht gesagt,
 daß sich nicht diesen bisher meist als eine Art Deus ex
 machina mißbrauchten Figuren dennoch ein frisches In-

treffe sichern ließe, wenn man sie einmal aus ihrem eignen Anschauungskreis, nicht wie gewöhnlich geschieht aus dem unsrigen betrachtet, darstellen wollte.

Außer den Schriftstellern welche Personen, ohne äußere Beziehung zu der Race und ihr nur durch gleiche Züge von Stolz, Schmerz und Freiheit verwandt, von Gefühlen beseelt darstellten welche den in der Zigennerkunst ausgedrückten entsprechen, außer jenen andern welche die Zigenner als dramatische Hebel, als interessante Figuren benutzten, haben manche Poeten sich im Geiste in einen dieser Menschen zu versetzen, die Herzschräge eines solchen Daseins zu belauschen gesucht, um sie uns wieder zu erzählen. Puschkin hat ein aus dem Munde der Zigenner in Südrußland gehörtes Lied, wie es heute noch dort gesungen wird, dem Gedicht einverleibt das er ihnen widmete und dessen Bau jenen Dichtungen ähnlich ist welche Byron »a tale« betitelte. Die russische Sprache verleiht durch den Reichthum ihrer Assonanzen, ihren stoßweisen Rhythmus diesen Strophen eine ganz besondre Energie.

Alter Gemahl, unmenschlicher!
 Würge mich, wirf mich in Flammen!
 Ich kann's erdulden. Ich fürchte nicht
 Weder Eisen noch Feuer.

Ich hasse Dich!
 Ich verhöhne Dich!
 Ein Andrer ist es, den ich liebe,
 Ihn lieben will ich im Tode.

Erwürge mich, wirf mich in Flammen!
 Alter Gemahl, unmenschlicher!
 Ich weiß zu schweigen,
 Du sollst ihn nicht kennen.

Der ist süßer als der Frühling,
 Brennender als ein Sommertag!
 Sein die Jugend, sein die Schönheit
 Aber mein seine Liebe!

O wie preßt' ich ihn an den Busen
 In tiefer Stille der Nacht!
 Und wie lachten wir Beide da
 Deiner und deines grauen Bartes!

Fegner hat einen Vers von Goethes Lied: Vanitas
 zum Motto seines Buches über die Zigeuner gewählt.

Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt,
 Suche!

Und wer will mein Kamerade sein,
 Der stoße mit an, der stimme mit ein
 Bei dieser Reige Wein.

Nur um zum Verständniß der einzelnen Elemente beizutragen aus deren Zusammenhang wir das Zigeunergefühl anschaulich machen möchten, wollen wir bemerken, daß dieser Vers nicht gut gewählt ist. Dies Lied drückt die Frivolität und den Cynismus, mit welchen das ihm zum Titel dienende Wort Salomos ausgerufen werden kann ganz vollkommen aus; der Cynismus findet sich jedoch nur sehr accidentiell im Zigeunergefühl;

wo er vorkommt ist er nur die bittere Rinde, die man ungeduldig mit den Zähnen zermalmt um die süße Frucht zu kosten und deren Reste man wegwirft. Der blasirte Mensch kann seinen Einsatz auf ein Nichts spielen; der Zigeuner hat keinen Einsatz und ist weit entfernt zu glauben daß die Freiheit seines Lebens und seine leidenschaftlichen Naturgenüsse Nichts seien. Man muß die Annehmlichkeiten der Gesellschaft gekannt und geschätzt haben um an die Wahl eines fahrenden Lebens den Begriff der Annihilation zu knüpfen. Ebenso ist auch nicht wer da will Kamerad des stolzen und bis unter den Galgen hochmüthigen Zigeuners; bei scheinbarer Ungänglichkeit ist er nichtsdestoweniger sehr ausschließlich. Mit Allen verbindend, verbindet er sich nur mit den Seinigen; Männer und Frauen haben statt allem Cultus, Vaterland und socialer Einrichtung nur den Sinn für die Race. Wie sie ist, soll sie erhalten bleiben, und sie wollen sie weder durch Zulassung von Fremden noch durch Hinüberverirren zu ihnen vermengen.

Lenau gab die träumerische, träge, all' ihrer Philosophie unbewußte Weltverachtung wie sie dem Zingaro eigen ist unübertrefflich in seinen drei Zigeunern wieder. Er hat es geschickt vermieden sie sprechen zu lassen und ihnen ein Verschmähen gesellschaftlicher Vorzüge in den Mund zu legen von denen sie nichts wissen, von denen sie keinen Gebrauch gemacht und deshalb von ihrer Vanitas keinen Begriff haben. Sie sehen diese Vorzüge der Gesellschaft als etwas Großes an, weil sie aber ihre Freiheit

um keinen Preis verkaufen wollen, lassen sie sie links liegen und sind zu eifrig mit ihrem *Tar niente* beschäftigt um sie zu ergründen und ihre geheime Wichtigkeit einsehen zu lernen. Genau hat sie prächtig silhouettirt und man nimmt in ihrer Haltung die ganze Beredsamkeit einer auf der That ertappten, die Stimmung der Seele unwillkürlich enthüllenden Poesie wahr.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fidel,
Spielt' umglühet vom Abendschein
Sich ein feuriges Liedel

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund
Blickte nach seinem Rauche,
Froh als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief
Und sein Cymbal am Baume hing;
Über die Saiten der Windhauch lief
Über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flecken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken!

Dreifach haben sie mir gezeigt
 Wenn das Leben uns nachtet
 Wie man's verrauht, verschläft, vergeigt
 Und es dreifach verachtet.

Nach den Zigeunern lang' noch schau'n
 Mußt' ich im Weiterfahren,
 Nach den Gesichtern dunkelbraun,
 Den schwarzlockigen Haaren.

Cervantes hat dem Enthusiasmus der Zigeuner für die Natur den beredtesten Ausdruck verliehen indem er einem ihrer Alten die folgenden Worte in den Mund legt.
 „Wir sind Könige der Felder und Wiesen, der Wälder,
 „der Berge, der Quellen und Ströme. Die Büsche bieten
 „uns ihre Zweige, die Bäume ihre Früchte, die Reben
 „ihre Trauben, die Gärten ihre Gewächse, die Waldbäche
 „ihre Wasser, die Flüsse ihre Fische und der Forst sein
 „Wild. Unter Felsen finden wir Schatten, in Grotten
 „frische Luft, in Höhlen Wohnungen. Uns sind Stürme
 „nur sächelnde Lüfte, der Schnee erfrischt, der Regen ba-
 „det uns; der Donner ist unsre Musik, der Blitz entzün-
 „det uns sein Feuer wie ein Jackellicht. Unsren gehärte-
 „ten Gliedern ist der rauhe Schoos der Erde weich wie
 „Eiderdunen; unsre schwielige Haut ist uns Schutzwehr,
 „ist uns ein Panzer; unsre Behendigkeit wird von keiner
 „Fessel gehemmt, von keiner Schwierigkeit zurückgeschenkt,
 „von keinen Mauern abgeschreckt. Kein Galgen erwürgt
 „unsren Muth, kein Beil erschlägt ihn, keine Tortur macht
 „ihn wanken. Für uns giebt es keinen Unterschied zwischen

„dem Ja und dem Nein; welches uns am besten gefällt, sagen wir, und wollen lieber Märtyrer als Beichtende sein. Kein Adler, kein Stofsvogel stürzt sich schneller als wir auf eine erlaubte Beute. . . . Wir singen im Gefängniß, wir schweigen auf der Folter; wir marodiren am Tag, wir stehlen des Nachts, oder besser gesagt wir erinnern die Beute daran daß sie ihr Eigenthum wohl zu wahren nicht vergessen. Die Furcht unsre Ehre einzubüßen, oder der Ehrgeiz, sie zu vermehren, beunruhigen uns nicht. Wir werben nicht um Gönner, und verkürzen unsren Schlaf nicht um Bittschriften einzureichen und hinter großen Herrn her zu laufen um Vergünstigungen zu erbetteln. Wir ziehen unsre zerrissnen Zelte goldnem Getäfel, Marmorpalästen und flamändischen Bildern vor, deren Landschaften uns minder schön erscheinen als die Ansichten der Natur mit ihren hohen öden Felsen, ihren Schneegipfeln oder weiten Wiesen, ihren Wäldern die die unsren sind, sobald unser Fuß sie berührt, die uns anlächeln sobald wir unsren Blick zu ihnen wenden. . . .“

Wie könnte man von den Zigeunern reden, ohne dessen zu gedenken, der an ihrem Leben theilnehmend ihr Gefühl vielleicht am innigsten begriff, der sich ihnen aus gleicher Liebe zur Freiheit, Natur und Laine gesellte, und eine geheime tiefe Abneigung gegen unsre Institution von ihnen mit zurückbrachte, deren Barbarei er durch eine Schilderung der Übel des Krieges brandmarkte. Wie könnte man Callo's, des verliebten Knaben vergessen, der von den Zigeunern aufgenommen, genährt und gehegt wurde,

und immer erkenntlich blieb gegen die Männer, deren Tugenden er mitmachte, und die Frauen, deren Schönheit er bewunderte. Er reiste auf ihren Wagen, ritt auf ihren Schultern, freute sich mit an ihren Freuden und fühlte sich leidenschaftlich hingezogen zu diesem grillenlos heitren, aufblühenden Dasein, denn ein solches schufen ihm die unverhofften Gönner zu denen er vor den Predigten väterlicher Strenge geflohen war. Er lernte nur die anziehenden Seiten ihres Looses kennen. Wenn er Hunger oder Frost bei ihnen ausstand, so that er es frohen Muths, denn er zog ihren Hunger und Frost den weisen Abstinenzmaßregeln und eifrigen Ermahnungen vor, die ihm in seiner Familie zu Theil wurden. Als er wieder von ihnen scheiden mußte, that er es nicht ohne ihr Bild in jene ideale Welt mit hinüber zu nehmen in welche der frei schaltende Dichter Alle ladet die er in mystische Schönheit eingekleidet zu Gästen seines Königreiches macht, wo ihnen mit Ruhm vergolten wird, was ihre Güte spendete. Jacques Callot war mit den Zigennern Zigeuner geworden; er malte sie nach der Natur mit allem Wohlgefallen eines Faibles für sie, das seinem Crayon eine Wärme, ein Leben und eine Wahrheit verlieh mit denen ihre Seelen noch treuer als ihre Züge dargestellt erscheinen.

Der Hochmuth und die Geringschätzung einzelner Rassen hat sich nicht auf Indien beschränkt, welches wenigstens, um das vom Sieger dem Besiegten ewig wiederholte *vae victis* zu rationalisiren, für die verschiednen gesellschaftlichen Klassen mit ihrer ungleichen Vertheilung

von Mühe und Beiß einen mehr oder minder edlen Ursprung vorausgesetzt hat. Das Christenthum hat jenen Hochmuth zu entwurzeln gesucht, und strebt noch heute danach, ihn zu vernichten; der philosophische Geist trägt viel dazu bei die Formen dieser Geringschätzung zu bemänteln. Weder Ersteres noch Letzteres konnten indessen, wiewohl sie ihn zur Verstellung zwangen, die Grundlage erschüttern auf welche sich der Hochmuth des Starken und seine Geringschätzung des Schwachen stützt, die hochfahrende Miene der Kinder des erobernden Geschlechts und die schüchterne, wenn auch grollende Unterwerfung der Söhne des Besiegten bedingend. So hat auch der in der schweigenden Protestation des Zigenners gegen das angemessene Vorrecht des gesellschaftlichen Staates liegende eigenthümliche Stolz am Herde der Civilisation noch andre Sympathien als die der Poeten geweckt, welche eine vorherrschende Liebe zur Natur und das Bedürfnis in Freiheit ihrer göttlichen Gemeinschaft zu genießen, zu Fürsprechern des unabhängigen irrenden Lebens der Zingali machte. Eine beträchtliche Anzahl begabter junger Männer, deren geistiges Schwelgen und physisches Entbehren, deren übersprudelnde Lustigkeit und rücksichtsloses Fortstürmen die große Welt mit Geringschätzung ansah, wurde auf die Dauer von einer schlecht verhehlten Bitterkeit gegen diese Welt erfüllt, welche das aus einem armen unsichern Leben sich emporringende Kunstwerk mit allem darin entwickelten Talent aller Inspiration und Geschicklichkeit nur als ein Spielzeug achtet, das gut genug ist die

Tage faden Müßiggangs zu kürzen. Gleich den Zigeunern zahlten sie denen endlich Verachtung mit Verachtung zurück, die sich dem in ihnen lebenden höheren Gefühl nicht zu identificiren vermögen und sie nur von dem Tag an beachten würden, wo der Eine von ihnen Soldat, der Andre Arzt, der Dritte Advokat, u. s. w. werden würde. Junge Schriftsteller und Künstler in welchen die Dithyrambe der Freiheit die lebhafteste Exaltation und den tiefsten Widerwillen gegen Gesetz und Regelzwang erweckt hatte, junge Talente, glänzende, ungezügeltere Imaginationen durchdrangen sich so vollständig mit den Eindrücken, die ein poetischer Geist bei einer aufgeklärten, wissenschaftlich gebildeten Bande von Zigeunern entwickeln könnte, daß sie deren Namen und zugleich eine entfernte Ähnlichkeit mit deren Sitten annahmen. In Paris nannten sie ihre zufällige Vereinigung, ihre absonderliche Lebensweise *Bohème*. Statt einer erdachten, mythischen, von ihrer wilden Realität entkleideten und zur ganzen Höhe ihrer Intelligenzen sittlich emporgehobnen Person die Impulse zu leihen welche sie verherrlichen wollten, verkörperten sie das Symbol, dieser Typus in sich selbst. Sie nannten sich ohne Weiteres *Bohémiens* und besangen das *Bohème* der Poeten und Künstler als echte Poeten und große Künstler. In Ehren dieser Heimath der Passion, der Phantasie und Laune wurden schwungvolle Blätter geschrieben. Da war in schönen Gedanken alle Verachtung gegen die Verkehrtheiten ergossen welche die Welt unter dem Schatten ihrer Heuchelei birgt, gegen Alles

was sie an Verträglichkeit mit dem Schlechten und Unedlen hingehen läßt, wenn sie das Abfallen von unsrem heiligen Born und unsrer reinen Entrüstung mit Pfründen belohnt. Da sind herrliche Saaten des Geistes eingesäet in begeisterten Zeilen edler Naturen die nach einer hohen Glückseligkeit, dem Ziel großer Seelen, streben.

VII.

Je länger man sich mit diesem seltsamen Geschlechte der Zingari beschäftigt, desto mehr fragt man sich, welches die ersten Quellen ihrer Absonderlichkeiten sein mögen, an denen wir so viel Anstoß nehmen? woher die anomale Thatsache einer so völligen Ermangelung jedes religiösen Elements? woher die unüberwindliche Abneigung gegen Alles, was sie zur Nachahmung einer oder der andren Civilisation führen könnte? woher dies absolute Abwehren aller Verbrüderung mit der übrigen Welt, als hätten sie ihrem Humanitätstitel entsagt und wollten im Fall eines Namensaufrufs aller Nationalitäten sich nicht mit einstellen? Wir sagen allerdings, daß das fortwährende Leben im Schooße der Natur, der von ihr hervorgerufenen Austausch wechselnder Gemüthsbewegungen schließlich zu einem eben so herrischen Bedürfniß wird als der Genuß des Opiums denen, welche die von ihm hervorbrachten wohnigen Erschütterungen oft empfunden haben; daß aus dem Begehren nach unausgesetzter Aufregung

eine Nothwendigkeit unbegrenzter Freiheit und Unabhängigkeit und folglich eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle sittlichen Rücksichten, intellektuellen Bedürfnisse, eine unüberwindliche Scheu gegen alle Arbeit entsteht, welche dieser einzigen Leidenschaft störend und hemmend in den Weg treten könnte. Es bliebe aber zu ergründen, wie dieses gänzlich in der Natur aufgehende Leben ursprünglich veranlaßt wurde? Seit wann sind die Zigeuner von der übrigen Menschheit ausgeschlossen? Was führte ihre Erniedrigung herbei? Und warum ist ihr Festhalten an derselben so hartnäckig, daß es uns unbegreiflich wird? Durch wen wurden sie exactorirt? Woher kommt diese Übereinstimmung in Sprache, Constitution, Sitte und Aussehen unter ihren in die entferntesten Gegenden mit den verschiedensten Civilisationen und Religionen zerstreuten Stämmen? Warum ist der Zingali des Himalaya dem deutschen und brasilianischen Zigeuner, der ungarische dem in Persien, Rußland oder England hausenden, der spanische dem in Egypten oder Schweden so ähnlich? Dies Problem hat die Gelehrten als eine der merkwürdigsten Thatfachen der Geschichte des Menschengeschlechts vielfach beschäftigt.

Wenn es wilde Völkerschaften giebt, welche eine gleiche Aversion gegen alle von christlichen Erobrern oder Kolonisten mitgebrachten Begriffe zeigen so ist ihnen der Keim derselben dennoch nicht fremd, sie verweigern nur die entwickelteren und den ihren entgegengesetzten Formen welche sie bei Jenen angenommen haben. Wie roh auch

ihr Kultus des großen Geistes sein möge, sie kennen einen solchen; wenn sie auch nur ein instinktives religiöses Gefühl für die Gräber ihrer Väter haben, es ist doch eines; wie lose auch das Gewebe ihrer politischen Organisation sein mag, es ist doch immerhin eine; in wie schwachem Ansehen ihre Kaziken stehen mögen, es ist immer eine Autorität; so unbestimmt ihre Begriffe von Vaterland sich ausnehmen, sie besitzen einen Boden, dessen Herren, nach unsrer Definition des Eigenthums, sie sind, den sie nach freiem Willen gebrauchen und mißbrauchen können, von dem sie sich bei einem vorkommenden Einfall zurückziehen, um ihn möglicherweise durch einen andern zu ersetzen. Wie seltsam oder empörend auch die in ihren Sitten herrschenden Widersprüche sein mögen, sie haben doch eine Idee von Gutem und Bösem. Die Niederlage der Feinde, welche das Gefühl der Nationalität, den Schutz der Familie und des an ihr theilhabenden Individuums repräsentirt, ist ein Ruhm; man feiert sie festlich und bewahrt die Siegestrophäen. Der Muth ist eine Tugend und wird als solche von ihnen geübt und geehrt. Von einer siegreichen Nation umgeben und gedrängt, lassen sie sich, wenn sie ihrem Kultus, ihren socialen Zuständen, ihren Sitten nicht entsagen wollen, ausrotten, oder sie vermischen sich in mählicher Fusion mit ihr, wie dies, je nachdem der Widerwille der Besiegten schroffer, oder die von den Erobrern gebotenen Vortheile hervortretender waren, oft schon in einem kürzeren oder längeren Zeitraume stattgefunden hat. Aber die Zigeuner leben auf

einem Boden, den sie nicht als Eigenthum beanspruchen; gleich dem zwischen losen Steinen wuchernden Mauerkraut vegetiren sie in den von den Agglomerationen der andren Völker freigelassenen Spalten; nicht provisorisch, nicht in der Hoffnung eines Tages ein Land, welches sie als ihren Antheil an dem gemeinsamen Erbe aller Völker, dem Erdenrund, in Anspruch nehmen könnten, zu erlangen, sondern durch eigne Wahl, aus eiguem Entschluß und Willen. Uneingedenk jeder vor ihrem gegenwärtigen Nomadenleben innegehabten Heimath haben sie während ihren ziellosen Wanderungen nie danach gestrebt, ein Eckchen unbebaueter, noch nicht in Besitz genommener Erde zu gewinnen, um es das ihrige zu nennen, um darauf zu leben und zu sterben, zu erndten und zu ruhen. Wenn man ihnen ein solches anwiese, wüßten sie nichts mit dem Geschenk anzufangen, denn sie würden sich nie bequemen wollen zu jagen, zu fischen, zu säen, zu ackern, der Viehzucht, dem Handwerk, dem Handel obzuliegen.: Sie wollen weder eine Nation neben andren Nationen bilden, noch mit einer der bestehenden sich vermischen.

Da jedoch die unverwischbare Ähnlichkeit ihrer entferntesten Stämme nicht allein Gemeinsamkeit der Race sondern auch der sittlichen Principien bezeugt, da sie nothwendig irgendwo von Anfang an einheimisch sein mußten weil ihr Ausgehen über die ganze Erde doch nicht anders als aus einem Mittelpunkt beginnen konnte, so müssen es eigenthümliche Umstände gewesen sein die eine von der ersten Entwicklung andrer Völkerfamilien so verschiedne

Lebensweise zur Folge gehabt, und sie müssen diese lange Zeit in Massen geführt haben, daß sie so ganz in ihr Blut überging um endlich eine Natur in ihnen auszubilden die man auf den ersten Blick als der menschlichen Gattung nur entfernt angehörend bezeichnen möchte. Eine verhängnißvolle Nothwendigkeit mußte, und zwar Jahrhunderte lang fortgesetzt, auf einer Nation lasten, die sicher beträchtlich genug war um in ihren Existenzbedingungen nicht ganz unterzugehen, und doch elend, nieder gedrückt genug um sie anzunehmen, denn ihre Lebensweise setzt die Nachbarschaft andrer in andren Verhältnissen lebenden Völker voraus, und die ausnahmsweise Art ihr Leben zu fristen rechtfertigt keineswegs die Vermuthung als hätten sie in einem Zustande des Herrschens, der Unabhängigkeit in derselben Weise gelebt. Diese Nothwendigkeit muß mit einem einmüthigen und sehr intensiven Gefühl von einer immensen Anzahl Individuen ertragen worden sein, um in ihren spätesten Abkömmlingen solche Spuren zu hinterlassen, um jedem Glied ihrer Gruppe eine nationale Färbung mitzutheilen deren Charakter nur durch unendlich vervielfachte Beispiele ein so unauslöschlicher werden konnte. Nur durch eine Folge von gemeinsamen, während Epochen von langer Dauer und vor einer völligen Zerstreuung empfundnen Einflüssen kann die Einbildung eines Volks so mächtig berührt werden, kann es den Eindruck eines typischen Gepräges so tren festhalten. Einer solchen Halsstarrigkeit gegen alle Wohlthaten des socialen Lebens wie sie die Zigeuner in Europa bewiesen haben

mußte eine mindestens ebenso anhaltende frühere Beharrlichkeit vorausgehen. Um sie so herb gegen alle Süßigkeiten eines Glaubens, eines Vaterlandes, der Familie, des häuslichen Herdes zu machen muß diese freiwillige Lebensweise sich durch viele Generationen übertragen haben, ehe der Augenblick eintrat, wo die über die ganze Erde sich Verbreitenden einer so mächtigen Versuchung, ihren Grundsätzen untreu zu werden, sich aussetzen konnten.

Unsrerseits können wir vom psychologischen und poetischen Gesichtspunkt keine Hypothese für wahrscheinlicher halten als die, welche auch von den mit diesem Phänomen beschäftigten Gelehrten am allgemeinsten angenommen wird, die aus der Ähnlichkeit ihres Idioms mit dem Sanskrit und der Ähnlichkeit ihres Geschlechts mit den Racen Indiens ihren Ursprung aus diesem Lande herleiten und sie namentlich als Abkommen der Paria betrachten. Nun waren die, in der sacrosankten Hierarchie der Hindus unter die vier bramaischen Kasten und folglich unter und außerhalb der Menschheit gestellten, Parias (das Dogma bezeichnet sie als nicht gleichzeitig im Anfang der Dinge Geschaffene) zweifelsohne ein unter irgend einem Himmelsstrich jenes Welttheils vor den Anbetern des Brama ansässiges Volk, welches von diesen besiegt und vertrieben, in Folge unbekannter Ursachen, sei es aus Rache und Erbitterung wegen heftigem Widerstand oder kraft der einfachen zerschmetternden Logik des *vae victis* mit unermesslicher Strenge, mit einer in den Annalen der

Erobrungen unerhörten Härte behandelt wurde. Man bezeichnete sie als unrein, ihre Nähe und Berührung, ihr Athem und Blick wurde von der Religion, und von einer mit unbefugsamten Vorschriften so durchdrungenen Religion wie die braamanische, als eine Verunreinigung erklärt. Aus Städten und Dörfern vertrieben, wo ihnen auch der flüchtigste Aufenthalt nur zur Ausübung der niedrigsten Verrichtungen vergönnt wurde; unreinen Thieren gleichgeachtet, deren Leben mindren Werth hatte als das der andren Thiere; des Rechtes beraubt, Häuser zu bauen, einen Kultus zu begehen, durch dessen Ceremonien die wichtigsten Vorgänge ihres Lebens zu heiligen, irgend ein Gesetz zu ihren Gunsten in Anspruch zu nehmen, nach festen Grundsätzen regiert zu werden, mußten sie wohl einen uneingestandnen Stolz darein setzen, das Zelt als Wohnung anzusehen und lieber frei und armselig zu leben als einer grausamen Gesellschaft das Recht einzuräumen sie durch tiefste Unterjochung zu beschützen, und sich mit einem stoischen Muthe entschließen keinen Gott im Himmel, keine Regierung auf Erden anzuerkennen. Einer der augenscheinlichsten Beweise dafür, daß wir in ihnen ein von einer cultivirten Nation besiegtes Volk sehen, dessen Religion, Gesetze und innre Einrichtung von den Überwindenden in ihrer trotzigen Überlegenheit bis auf die letzten Spuren vernichtet wurden um es in einem fast thierischen Zustand zu erhalten, ist die Ermanglung jeder Autorität unter den Zigeunern, denn den Schatten eines Oberhauptes, das sie wählen ohne ihm ein andres Recht als

das Wittern der Beute, die Wahl des Lagerplatzes und die Bestimmung der von den schweifenden Banden zu nehmenden Richtung zuzugestehen, wie wir es auch bei wandernden Vögeln finden, kann man kaum mit diesem Namen belegen. Man muß voraussetzen, daß sie ohne Weiteres glaubten, jedes Volk habe einen Gott, nur die Zingari keinen, und daß sie ohne Haß und Blasphemie sich entschlossen mit Verzichtleistung auf jede Vorsehung und jede Hülfe sich einzig der Natur hinzugeben. Die Seelenwandlung bot ihnen eine unbestimmte Hoffnung mit welcher sie sich begnügten, und dies einzige, unklar in ihnen fortlebende Dogma genügte zu ihrem Trost, so erstickt wurde ihre naive und zweifelsohne wenig entwickelte Intelligenz durch den Druck eines subtilen, philosophisch raffinierten Glaubens wie der bramansische war. Ihren auf eine in vielen Beziehungen wirkliche Überlegenheit stolzen Siegern gegenüber mußten sie deren Behauptungen wohl als Wahrheit annehmen und sich sogar dergestalt davon durchdrungen fühlen, daß von nun an nichts mehr sie von einer Blutsverwandtschaft mit dem gesitteten Menschen überzeugen konnte. Man hatte ihnen versichert, daß sie nicht derselben Gattung angehörten; das war ihnen wahrscheinlich vorgekommen und sie betrachteten fortan ihr Verhältniß zu dem überlegenen Menschen ebenso wie das ihrige zu dem untergeordneten Thier, und sie, die immer Verachteten, immer Verfolgten, konnten in allen theilweise mit ihnen angestellten Versuchen der Civilisation nur Fallen und Hinterlistigkeiten erblicken. Sie muß-

ten glauben, daß man sie zähmen wolle um Lastthiere aus ihnen zu machen, aber sie hielten sich doch als zu hoch über diesen stehend um sich durch dieselben Schlingen und Köder einzufangen zu lassen. Und es wird fast unmöglich sein sie darüber aufzuklären, denn als die Gesellschaft sie von der Theilnahme an ihren Wohlthaten wegstieß, entzogen sie sich zum Entgelt dem Antheil an ihren Lasten, und nahmen als einziges Prinzip ihres Verfahrens, als einziges Nationalgesetz Verwerfen jeder Arbeit an, unter welcher Form sie sich immer zeigen möge und sobald sie bindend werden will, denn jede Arbeit wurde in ihren Augen gleichbedeutend mit Sklaverei. Die Gesellschaft kann indessen ihre Rechtsbriefe nur unter dieser bindenden Verpflichtung ertheilen.

Wenn man nur die Verkettung moralischer Ursachen und Wirkungen betrachtet, möchte Nichts wahrer erscheinen als dieser Ursprung der Zigeuner. Sobald man ihn zugeibt, erscheinen sie in weniger räthselhaftem Lichte, denn wenn man die Ungerechtigkeit bedenkt, deren Opfer sie waren, die eine einzig dastehende Monstruosität ist, weil nie und nirgends die Sieger dem Besiegten gewissermaßen systematisch seine Eigenschaft als Mensch abgesprochen haben, so wird man zugeben daß dies Volk von sehr sanftem demüthigen Charakter gewesen sein muß um nicht bei irgend einer allgemeinen Catastrophe in gegenseitiger Vernichtung furchtbare Vergeltung zu üben. Wie die Erfahrung oft bewiesen hat, fehlt es ihnen nicht an

Muth und ihre Unterwerfung kann deßhalb nicht bloßer Feigheit zugeschrieben werden.

Wenn die Zigenner, als sie nach Europa kamen, die Meinung von ihrer untergeordneten Rolle in der Menschheit schon seit langen Jahrhunderten in ihrem Geist hatten wurzeln lassen, so konnte dieser schwerlich die Überlegenheit des Christenthums über andre Religionen begreifen. Sie betrachteten eben jedwede Religion als eine bei ihnen nicht gebräuchliche Sache; jede war in ihren Augen gleich willkürlich, sei es nun, daß sie von jeder Theilnahme an ihren Ceremonien als unrein ausgeschlossen wurden, oder daß sie zu einer Annahme ihrer Formen, ihrer Gebräuche gezwungen werden sollten. Die anhaltende Humanitätsacht in welcher sie lebten, hatte sie überzeugt daß sie nicht zur Menschheit gehörten und daß im Himmel der Gottheiten kein Gott für sie sei, kein Gott ihnen lebe. Ihr Gott, wenn sie wie man voraussetzen muß vor langer Zeit einen anbeteten, hatte sie den grausamen Anhängern eines andren Gottes überliefert und so hatten sie, als diese sein Dasein leugneten, ihnen keine Beweise entgegenzusetzen. Sie haben im Laufe der Zeit so viele Nationen unter verschiedenem Kultus blühen sehen, daß sie wohl voraussetzen mußten, Alle haben dort Oben einen unsichtbaren Schirmer und Gesetzgeber, der sich ihnen durch Wunder offenbart, der sich ihnen fortwährend durch die Segnungen eines gedeihlichen Zustandes verkündet, nur die Zigenner haben keinen zu dem sie flehen können weil in keinem Kampf, in keiner Niederlage

eine höhere Macht ihnen geholfen, sie wieder aufgerichtet hat. „Wir sind verworfen! verworfen werden wir bleiben!“ riefen sie aus. Sie nahmen die Verbannung aus der Gesellschaft an, aber sie sagten sich gänzlich von ihr los. Man überhäufte sie mit Schmach, sie wandelten diese Schmach in ewige Scheidung. Man versagte ihnen das Eigenthum *de jure*, sie verschafften es sich *de facto*. Man stellte sie außerhalb des Gesetzes, sie nahmen die List zur Hülfe, das Gelingen wurde ihnen Gesetz. Man hat sie in den Schoos der Natur verwiesen, sie klammerten sich anbetend, fanatisch an sie fest; sie verstanden, was sie denen die nur sie lieben zu geben vermöchte, und gaben den festen regelmäßigen Gesellschaften ihre Geringschätzung zurück, die Stumpfheit der Civilisirten jenen Reizen gegenüber belächelnd, welche alles Elend alle Schmach versüßen können. Wenn man an die Leiden denkt, durch welche solche Gefinnungen herbeigeführt wurden, ist man nicht länger überrascht, die Zigeuner ihren ärmlichen Unterhalt durch die Beeinträchtigung einer Gesellschaft gewinnen zu sehen die barbarisch an ihnen gehandelt hat, und man kann nicht umhin die unzerstörbare Größe der menschlichen Seele, ihre nicht einzubüßende Erhabenheit zu bewundern, da sie nach so langer Erniedrigung noch den Instinkt ihres Adels aus sich selber schöpft und stolz auf ihre angeborne Kraft und Freiheit ihre Ohnmacht und Gebrechlichkeit beweint und das Schönste dieser Erregungen in einer wundervollen Kunst zum Ausdruck bringt.

VIII.

Es konnte nicht ausbleiben daß die zähe Lebensfähigkeit und das unglaubliche Bestehen der Zigeuner viele Forschende zu dem Versuch reizte, die Geheimnisse ihres Ursprungs, ihrer Sitten, ihrer Dialekte zu durchdringen. Feguer und besonders Grellmann haben bis auf wenigstens fast alle Ansichten die das Mittelalter darüber hatte und mit mehr oder weniger Wahrhaftigkeit auf spätre Zeiten übertrug, sowie Alles was man in unsren Tagen darüber sammeln konnte, resümiert. Die magyarsche Literatur besitzt mehrere in verschiedenen Jahrhunderten ungarisch und lateinisch darüber geschriebne Werke, die meist breit in's Kleine gehend auf Dasselbe übereinkommen, ein Beweis, welch' geringe Änderungen die Zeit in dem Volke von dem sie handeln hervorbrachte. Es sind dies sehr schätzbare Quellen, indessen können sie die von Grellmann mit der gewissenhaftesten Sorgfalt gesammelten Nachweisungen nur durch wenige Züge vermehren. Pott hat ihre Sprache in einem sehr gelehrten, rein linguistischen Werk behandelt. Borrow hat sie nach der Natur, nach dem was er von ihnen gesehen, nicht bloß nach Hörensagen, geschildert.

Grellmann beschaunt sie mit dem frostigen Blick des Naturforschers der ein unsaubres Thier beobachtet und dabei seinem Ekel aus wissenschaftlicher Aufopferung Gewalt anthut. Obgleich er sie edelmüthig gegen den Vorwurf der Menschenfresserei in Schutz nimmt und sich

gegen die Verfolgungen und Hinrichtungen ereifert welche dieser Verdacht über die armen Romings gebracht hat, kann er es doch nicht über sich gewinnen einen geheimen Abscheu vor ihnen zu unterdrücken und noch weniger will es ihm gelingen auch nur die verwittertsten Spuren eines Vorzugs, das leiseste Zeugniß ehemaliger Noblesse in ihnen zu entdecken. Seine Beschreibungen von ihren in den Schnee eingegrabnen Hütten, von ihren zersehten Kleidern deren Schmutz ihrer Vorliebe für stechende Farben, für den Purpur der Phönizier, das Grün der Orientalen keinen Eintrag thut; seine Details über ihre Nahrung, in welchen er die verzweifeltsten Erfindungen des Hungers für Liebhabereien eines entarteten Geschmacks hält, seine empörenden Muthmaßungen über die vorgebliche Promiscuität in ihren Sitten, seine aufgespeicherten Erzählungen ihrer Betrügereien, Diebstähle und Plünderungen beweisen mehr als hinreichend, wie häßlich, lästig, schlecht, gemein, der Berührung unwerth ihm Alles vorkommt, was nur von fern an Zigeuner streift. Nichtsdestoweniger ist sein mit Recht geachtetes Buch über diesen Stoff eine Quellenjammlung alles Wissenswerthen; seine Schlüsse sind Resultate mühsamer, gelehrter Untersuchung.

Borrow ist halb und halb Zigeuner gewesen. Er hat nicht allein ihr Wörterbuch studirt, er hat ihre Sprache gesprochen. Die Gypsies liebten ihn wie einen Bruder, einen Roma*), einen Mann. Sie sagten ihm, wenn er kein

*) Borrow übersetzt das Wort Roma durch welches sie sich selbst bezeichnen durch husband, Männchen. Wenn es in der Sprache der

Gypshlut in den Adern habe, müsse sein Geist früher einmal in einem ihres Geschlechts gewohnt haben. Er nahm Theil an ihrem Mahl und wurde mit ihren Mystereien und Erkennungszeichen bekannt; er hat ihre Tänze bei Bibouaffenern in tiefen Wäldern gesehen, ihre Hochzeiten und Begräbniße mitgefeiert, er war Zeuge des Lachens und Weinens ihrer Frauen, wie sie verfolgt wurden und Andre hintergingen, die eigne Keuschheit bewahrend die Andern verkauften, wie sie ihre Kinder liebten und die Kinder der Giorgios verabscheuten. So spricht er denn auch von ihnen ohne Anpreisung der Tugenden die sie nicht haben, ohne Enthusiasmus für die Vorzüge, die man

Romany wirklich ursprünglich diese Bedeutung hat, könnte man wohl eine Spur ihres alten Pariastandes darin erkennen. Da die Sieger die vier menschlichen, aus den vier Körpertheilen Brahma's hervorgegangnen Kasten (Priester, Krieger, Ackerbauer und Handwerker) unter sich vertheilt und keinen Platz mehr für sie in den Reihen der Menschheit hatten, gaben sie ihnen wahrscheinlich den Namen *Manu*, *Männchen*, um dadurch anzuzeigen, daß sie nur zu ihrer eignen Fortpflanzung da seien, nicht aber den Klassen anzugehören welchen die ehrenvolle, geehrte Arbeit nach verschiedenen Graden zukam. Die Pariaß mögen den Spottnamen angenommen und ihm später eine stolze Bedeutung unterlegt haben indem sie die Verachtung aller Unmännlichkeit auf die Giorgios wälzten. „In ihrer Sprache, die kein Rothwelsch, sondern ein indischer Dialekt ist, nennen sich die *Byngary* Kommisschels oder Söhne des Weibes. Im tiefsten Elend, wenn sie oft nur den Himmel zum Dach, gestohlene Lebensmittel zur Nahrung haben, halten sie sich für die Herren der Schöpfung. . . . Ihr Stolz tröstet sie für die Geringschätzung mit der man sie behandelt.“

S. Ungarn und die Wallachei v. Eduard Thoubenel. 1846.

ihnen ohne Grund beilegen möchte, aber auch ohne jene augenscheinliche Verachtung anderer Schriftsteller, ohne Arger über ihre Entartung, deren naive Logik er mit einer Art Sympathie durchzufühlen scheint.

Es ist sonderbar daß grade unter den Engländern von denen man glauben sollte die Laster des Gypsh müßten ihnen am antipathischsten, seine vergütigenden Eigenschaften am unverständlichsten sein, sich derjenige gefunden hat der sie am besten gekannt, am nächsten gesehen, ihr fahrendes Leben ohne Mitschuld an seinem Taumel, seinen Ausschweifungen getheilt hat. Sonderbar, daß grade ein Engländer ihnen die Bruderhand reichte, sie, gleich ihm ähnlichen Wesen studirte, sich ihnen sogar zu Dank verpflichtete indem er ihr Brot brach und aus ihrem Krug trank um inniger mit ihnen bekannt zu werden, wozu er weder aus Nahrungsorgen noch aus Verlegenheit um ein Versteck veranlaßt war. Wenn er von ihnen spricht, hört man eine Saite des Mitleids in seinem Herzen anklingen; er enthält sich des Urtheils und ist selbst da wo er keine klare Entschuldigung angeben kann, geneigt, unschuldige Beweggründe voranzusetzen. Wir erklären uns diese eigenthümliche Annäherung erstens aus der großen Empfänglichkeit des Engländer's für die Schönheiten der Natur, welche seinem Verstandniß den unvermittelten Reiz den sie auf den Zigeuner übt näher bringt. Und dann konnte ein zweiter Grund den Engländer dringender als Andre dazu auffordern, unpartheiisch des Zigeuners

nähere Bekanntschaft zu machen: es ist seine angeborene Achtung persönlicher Freiheit, welchen Gebrauch man immer von ihr mache. In seinen Sitten beschränkt allerdings das Gesetz diese Freiheit mit einer eben so geachteten Schranke; ein geringer romantischer Ansaß reicht aber hin gegen das Übertreten dieser Schranke nachsichtig zu machen und für ein unbändiges, der Unabhängigkeit zu Liebe wildes Gefühl einige Sympathie einzulösen. Wie kann man Borrow's Blätter lesen, ohne sich mit ihm für diese Armen zu passioniren, deren Gesellschaft er aufzusuchen geht und dabei den Zufall so trefflich benützt, der bekanntlich nur denen sich dienstlich erweist, die sich seiner zu bedienen wissen. Wer bewundert nicht die Consequenz und Kaltblütigkeit mit welcher sich der prächtige Mensch bei ihren Diebereien benimmt, ohne an den Persidien seiner Wirths Theil zu nehmen, ohne aber auch sie zu verrathen, um nicht die Hoffnung auf den durch seine Predigten und Schriften für sie zu erreichenden Vortheil aufgeben zu müssen. Spannend ist es, mit welcher Klugheit und Vorsicht er seiner seltsamen Gemeinde die sittlichen Ideen und Glaubenssätze des Christenthums mittheilt, mit welcher Bärtlichkeit für diese gleich einem Unkraut vernachlässigten Seelen er sie aufzuklären sucht indem er sich zugleich Aufklärung über sie selbst verschafft. Er ist über die unglaubliche Vergeßlichkeit aller Confessionen ihnen gegenüber empört. Und in der That, welche Sorge widmet man entfernten Missionen! Rom sendet Märtyrer nach China und Japan, England säet seine Befehrenden

unter den Wilden Australiens und Amerika's aus, und die mitten unter uns, in steter Berührung mit uns lebenden Zigeuner haben nie die Aufmerksamkeit irgend einer Kirche, irgend eines Predigers auf sich gelenkt. Ein Laie ist es, ein Mensch voll Poesie und Gemüth, der aus rein menschlicher Hingebung unter sie ging, ihre Parole erforschte um sie das Vaterunser zu lehren, sich mit ihren Stämmen vertraut machte um ihnen die Erlösung durch göttliches Blut zu vertrauen, Brüderschaft mit ihnen trank um sie zur geistigen Brüderschaft zu erheben, der ihre Sitten, ihre Sprache lernte um ihnen ein Stückchen der guten Botschaft in ihrer Wildniß zu verkünden.

So lange sich keine Fortsetzer und Nachahmer Borrow's, so lange sich nicht Männer finden werden die es sich angelegen sein lassen fließend genug im Romany-Dialekt zu sprechen, um für einen Romany gelten zu können, so lange man nicht durch Gesetze die ganze Race zur christlichen Gleichheit zulassen wird um die von Carloterzero in Spanien begonnene Fusion wieder aufzunehmen, so lange man nicht das auf ihre braune Stirn gedrückte Siegel der Schmach abnimmt, werden sie nie aufhören zu sein, was sie sind. So lange es Ausnahmsgesetze für die Zigeuner giebt, werden die Zigeuner außerhalb dem Wirkungskreis jedes Gesetzes bleiben. Wo Unrecht und Beleidigung überströmte, muß Liebe und Hingebung überströmen. In der Geschichte der Menschheit sind Generationen wie Individuen, Nationen wie Familien solidarisch verpflichtet; die gebildete Gesellschaft muß in eini-

gen ihrer Glieder mitten in die Verworfenheit sich begeben in welcher sie die Zigenner gleich sprachbegabten Thieren verkommen läßt, sie muß die Speise kosten welche ihre Ungerechtigkeit sie zu verzehren gelehrt hat, sie muß die ganze Ausdehnung ihrer Entbehrungen ermessen, wenn ihr Herz lernen soll, sie wieder zu lieben. Und man möchte behaupten, der Paria-Cygan warte darauf, daß die Civilisation ihre Lippen an dem Becher der Schmach und der Schmerzen neße, den sie ihm so überall eingeschenkt, denn er hat, vielleicht seit Jahrtausenden, einem verthierenden Princip Widerstand geleistet. Er ist Mensch geblieben, weil er noch Poet ist, und schon dadurch wird es ihm schwer zu vergessen daß man ihn wie einen Wolf geheßt, daß man seinen Kopf dem Mörder preisgegeben, daß man ungezählt Blut und Thränen so vieler auf ihre Noth stolzer, ihrem Elend ihren Gefährten getreuer Herzen, so vieler Gottesgeschöpfe, denen man ihren Gott raubte, erpreßt hat.

Von religiösem Gefühl und einer schönen Humanität bejeelt nahm sich Maria Theresia nachdrücklich der Zigenner an und machte den Versuch auf neuen von ihr selbst angelegten Grundlagen ihr Loos zu bessern und ihren Leiden abzuhehlen. Mit welcher hingebendem Eifer aber auch immer die an der Spitze der europäischen Staatenverhältnisse stehende große Kaiserin sich der besondern Pflege ihres getreuen Ungarlandes widmete, welches ihr durch diese Horde von gut- und gottlosen Menschen gewissermaßen wie von einer Plage heimgesucht schien, so

war es ihr doch durchaus unmöglich Muße und Gelegenheit zu finden dem eigentlichen Sinn und Trieb dieses Stammes nachzuspüren, dessen armselige Glieder nicht allein auf die tiefste Sprosse der gesellschaftlichen Leiter, sondern selbst unter dieselbe hinabgedrückt waren. Wie hätte sie, da ihre Rathgeber, ihr Volk natürlich diese Meinung theilten, sie anders als die verächtlichsten niedrigsten Wesen betrachten, wie darauf kommen sollen, sich zu fragen *wer* sie wären, und warum es so mit ihnen stünde? Jahrhunderte hatten die Geringschätzung mit der man ihnen begegnete, befestigt; die Niedrigkeit ihrer Herkunft wie ihrer geistigen Anlage schien eine so unerschütterliche Thatsache, daß kein Zweifel gegen sie aufkommen konnte. Demnach mußte wohl alle Güte, alles Mitleid schon in ihrem kaiserlichen Willen die Spitze finden und durfte es als ein Beweis von Gerechtigkeit und eingehendster Sorgfalt gelten wenn sie unternahm, die Zigeuner in eine Art besondere Kaste einzupferchen, sie zum Ackerbau zu zwingen, sie den Lockungen ihres wandernden, herdlosen Lebens zu entziehen, sie mit Pathenschaft der Polizei taufen zu lassen, und sie mußte natürlich die für unverbesserliche Vagabunden halten, die sich nicht geehrt und beglückt durch diese Brosamen kaiserlicher Gnade zeigten.

Bei Einführung dieser Maßregeln von der Absicht geleitet eine gute Staats Einrichtung, man möchte sagen eine tadellose Reinlichkeit in der inneren Verwaltung, im Ineinandergreifen der verschiedenen Elemente der Staatswirthschaft bis in die kleinsten Details herzustellen, mußte

sie um so mehr verlegt sein, da nur Schwierigkeiten und Widerstand zu begegnen, wo sie Erkenntlichkeit, ja warme Dankbarkeit erwartet hatte. Überdies entging es ihr, wie in solchen Fällen öfter zu geschehen pflegt daß der edle Trieb der sie zur besondern Pflege eines so untergeordneten Zweiges der Landesverwaltung angepornt hatte in der engherzigen Verwerfstellung ihrer menschenfreundlichen Pläne gänzlich verkümmern mußte. Denn man dachte bei Ausführung der von ihr erlassnen Befehle, nur strift an Erreichung des so wünschenswerthen Zweckes, ohne im mindesten wählerisch im Ergreifen der Mittel zu verfahren. Die Zigenier ließen sich freilich taufen, weil sie mußten, das war ihnen eben doch nur leere Ceremonie; aber wie eine geschmeidige ungreifbare Masse entgingen sie nichtsdestoweniger allen Planirungsmaschinen, aller Einreihung und Abgränzung ihres Verhaltens innerhalb der gesellschaftlichen Schranken. Man mochte immerhin Gewalt anwenden um sie auf einen der schwarzen oder weißen Felder unsres großen Schachbretts festzuhalten, um sie etwa als Bauern mit eng vorgezeichneten, beschränkten Schrittbewegungen zu gebrauchen, sie machten sich über diese Anstalten nur lustig und gaben sich nicht einmal die Mühe die linksich dargebotnen Vortheile abzuwägen um derentwillen sie ihre Alma Mater, ihr liebetolles Leben, die schwebende Wildheit ihres urwüchßigen Hanges und die geheiligten Anrechte auf hungernden Müßiggang aufgeben sollten. Sie sträubten sich beharrlich gegen alle Beschlüsse welche darauf hinausgingen gewissermaßen eine

feste Masse aus diesem Quecksilbervolk zu machen, das sich
 schlängelt und auseinander kugelt, sich dehnt und hebt,
 verdunstet und verdichtet ohne daß man weiß wie und
 warum. Um ihren Eigensinn zu bändigen, stugte man
 ihnen die Flügel, man verfolgte, quälte, folterte sie. Man
 war über sie entrüstet; je weniger ihnen die Lockspeisen
 munden wollten desto empörter wurde man, desto unwilli-
 ger zeigten sich besonders die Subaltern-Beamten, die es
 schon als eine Herabsetzung empfanden daß sie sich mit
 dem Heidenpaß befassen sollten, sie deswegen für böß-
 artig ausgaben und einen Vortheil darin suchten sie
 auch von Oben so angesehen zu wissen, was eben nicht
 allzuschwer gelingen mochte. Aus Schmeichelei für die
 erhabene Gesetzgeberin beeilten sich Verläumdung und De-
 nunciation den über die Widerspenstigen verhängten Grau-
 samkeiten Patente zu verschaffen. Die armen Beglückten
 hatten viel zu leiden, leisteten öfter Widerstand, entkamen
 manchmal und ermüdeten zuletzt die Obrigkeit ohne sich
 auszrotten zu lassen, ohne jedoch auch die Liebe zu Ungarn
 aufzugeben, wo sie bisher minder gequält als anderswo
 hatten leben dürfen, und dem sie diese nagelneuen Vega-
 tionen nicht zur Schuld anrechneten. Die Zeit verging
 ohne daß ihre zerstörende Sichel an den tausendjährigen
 Gewöhnungen des freien Zigeuners auch nur das Mindeste
 änderte.

Karl der Dritte von Spanien der, wie die unter seiner
 Regierung gebauten schönen Denkmäler beweisen, vielen
 Sinn für Symmetrie hatte, übertrug seinen Sinn für Linien

nach der Meßschnur glücklicherweise nicht in das Reich der Verwaltung. Er begriff daß man mit Gefühlen nicht wie mit Steinen umgehen darf die sich nach den Erfordernissen eines allgemeinen Plans beliebig schneiden und quadriren lassen, und daß man Menschen nicht wie die Pflanzen eines botanischen Gartens classificirt. Er gab keine Geseze um die Zigeuner zu dem oder dem zu machen wie er es eben für gut halten mochte. Er öffnete ihnen die Pforten seines Königreiches und lud sie ein zu den Vortheilen Aller, indem er dekretirte daß jeder Zigeuner der ein festes Gewerbe triebe als Spanier betrachtet werden, dieselben Rechte genießen solle, dieselben Privilegien in Anspruch nehmen könne, und daß es verboten sei seiner Geburt nachzuforschen oder ihm dieselbe vorzuwerfen — kurz, sie sollten an allen Wohlthaten der Civilisation theilnehmen, sobald sie sich anheischig machten das entsprechende Quantum Last der Arbeit tragen zu helfen. Was Borrow von dem wohlthuenenden Einfluß sagt, den ähnliche, im Sinne Karls des Dritten fortschreitende Erlasse hätten üben können, berechtigt fast dazu die energische Abwehr jedes nicht auf Basis der Gleichstellung mit der Gesellschaft geschlossenen Vertrags als eine gewisse Würde im Zigeuner anzuerkennen.

IX.

Die Berichte über die Zigeuner sind deswegen so unzusammenhängend, unvollständig und beweisunkräftig, weil die europäischen Geschichtsschreiber sich nie mit diesem seit fünf Jahrhunderten ruhig und ohne Theilnahme für unsre staatlichen Entwicklungen unter uns verharrenden Volke beschäftigten. Es hat alle Catastrophen und alle guten Zeiten in Krieg und Frieden unter uns erlebt ohne das Bestehen irgend einer Autorität zu beunruhigen, oder sich Eingriffe in ihren Wirkungskreis zu Schulden kommen zu lassen. Ohne jede Absicht den am Bankett der Civilisation Theilnehmenden lästig zu fallen, kriecht es um ihre Füße jenachdem Hunger, Durst oder Frost es treibt einige Krumen mit den Haushunden, mit Lieblingsaffen oder Mastschweinen zu theilen. Der Pflüger auf dem Lande, der Handwerker in den Städten, der in Liebeshändel verwickelte Adlige, die große Dame mit ihren mehr oder minder begierigen und eingeständigen Leidenschaften wurden von ihm ausgebeutet; ihre Schwächen wurden als Nahrungszweig benutzt und dienten als Zielscheibe für die Pfeile seines schlauen, boshaften Schelmengestes. Selten hat der Zigeuner den mit Lügen umwunden dem die Lüge fremd war, aber von der großen Lehre: „auf einen Schelmen anderthalbe,“ machte er die ausgedehnteste Anwendung und dieß besonders gegen die Juden, welche in ihm ihren einzigen Meister in Sachen der Gaunerei, Schurkerei

und Betrügerei fanden. Die Literatur des kleinrussischen Dialekts in der Ukraine hat den Stoff zu ihren ergößlichsten Produkten den Mystificationen entlehnt welche der Cygan den ernsthaften Betrüger des Bauern erleiden läßt. *) Der Zigeuner ist der Obrigkeit und Geistlichkeit aller Staaten mit einer verstellten Ehrfurcht begegnet; er hat dem Herrn und dem Gott aller Nationen mit derselben Indifferenz dieselbe Unterwerfung geheuchelt. Ebenso verlachte er alle Gefoppten, weil Alle durch ihre eignen kleinlichen Leidenschaften hintergangen waren. Er benutzte die Laster des Einen zum Nutzen des Andern; er entschlüpfte immer dem Gesetz, indem er durch Bestechung der Mächtigen den Kleinen die Hülfe seiner Gaunereien bieten konnte, er war nie um Liebestränke, Versprechungen und Erdichtungen verlegen, um Gold und Protektionen zu erschaffen.

Taub gegen jeden Rath, selbst gegen den des eignen wohl erwogenen Intresses, wird der Zigeuner den beträchtlichsten Gewinn nicht durch einige Stunden täglicher, regelmäßiger Arbeit erkaufen wollen; die Nothwendigkeit sich ein Stück Brot zu verschaffen, denn er säet und erntet

*) Wir führen unter andern einen Roman in zwei Bänden an, welcher den Titel trägt: *Jyd borodaty: Cygan worowaty* (Vom langbärtigen Jhig und vom Zigeuner Wihig). Dieses fast durchgehends, wie der Titel, aus gereimter Prosa bestehende Buch ist eine Folge höchst burlesker Scenen, in welchen die Habgier und List des Israeliten durch die kühnere Gewandtheit und genialere List des Cygan beständig vereitelt und gezeißelt werden.

nicht, ein Stück Leinwand zu bekommen, denn er spinnt und webt nicht, hat ihn höchstens dazu vermocht den Schmiedehammer zur Hand zu nehmen, Eisen und Feuer in freier Luft, am Strand eines Bachs wo gewöhnlich die Dorfschmieden stehen, zu handhaben. Das läßt er sich gefallen! Das Schnaufen des Blasebalgs ergötzt, die Gefahr des Feuerfunktens reizt ihn, das rhythmische Fallen des Hammers auf den Amboss erquickt sein Ohr. Das Pferd zu beschlagen macht ihm Vergnügen; in der Beschäftigung mit einem lebenden Wesen wird seine Arbeit von hundert Zufälligkeiten belebt, welche die Langeweile fern halten. Dies Handwerk, das er nur zeitweilig treibt, fesselt ihn an keinen bestimmten Ort, legt ihm höchstens den Zwang einer kleinen Habe von Werkzeugen auf. Selten treibt er die Industrie weiter als Nägel machen, Pflug und Egge ausbessern, Pferde beschlagen zu lernen. Nichtsdestoweniger nimmt der Zigeuner nur in der äußersten Noth zu diesem Gewerbe seine Zuflucht und ist dann gewiß, in jeder Hütte etwas Holzgluth und wenig Eisen zu finden. Er bedient sich des Handwerks auch meist nur als Vorwand zum Pferdetausch, zu Diebstahl und Betrug, zur Kameraderie mit dem freigebigen Bauern, dessen Leichtgläubigkeit schnell am Bogelleim seiner Snada kleben bleibt. Seinen Groll, seine Verfolgung und Vergeltung fürchtet er nicht, da er nach ausgeführtem Streich sich alsbald Straflosigkeit sichert, sich mit den Seinigen wieder verbindet um sein Glück anderswo zu suchen oder sich in sein fiktives Egypten zurückzuziehen, eine Neuen-

nung, die heute noch eine schlecht entzifferte Hieroglyphe geblieben ist, welche sie sorglos hüten, wie verlassne Kinder geheimnißvolle, in ihren Wiegen gesundne Zeichen, die vielleicht Andenken und Hoffnung bedeuten. So lange sie ausdauern können, verlassen sie die freie liebe Einsamkeit, ihr Königreich, nicht, wo sie schwer zugängliche Plätze noch mit Reihen von rumpligen Karren verbarricadiren, mit denen sie ihr Bivouak vor dem Hereindringen wilder Thiere bewahren. Nur wenn der Hunger sie treibt, machen sie Ausflüge nach Dörfern und Städten.

Borrow beschreibt die von Zigeunerschmieden gebildeten Gruppen ganz trefflich und citirt dabei eine Stelle aus einem ihrer Gesänge welcher sich auf diese Arbeit bezieht, aus den „Funken“: „Sie erscheinen rosig, purpurn, wie ein Schwarm prächtiger Mädchen, und vergehn dann im Augenblick nachdem sie die anmuthigste Kunde getanzt.“ Außer dem Eisen handhabt der Zigeuner auch wohl das Gold in seinem rohen Zustand. Man erblickt ihn in manchen Ländern als Goldwäscher, besonders in Ungarn, wo er an Wassern welche dies Metall mit sich führen fast einzig zu diesem Geschäft verwandt wird. Diese Thätigkeit in der freien Luft, an einem ebenso lebhaften Element als dem Feuer, sagt ihm zu, weil er dabei in fortwährender Berührung mit der Natur bleibt; er besorgt es aufmerksam und die Regierung läßt ihn gerne bei dieser harmlosesten seiner Beschäftigungen. Vielleicht reizt ihn bei dieser Thätigkeit auch der Nebengedanke, daß er der Gesellschaft die ihn ge-

ächtet dasselbe Gold zubereitet das ihre Laster nährt, und der Preis so mancher Erniedrigung ist.

Unter den Thieren hat er zwei Lieblinge, und seine Wahl charakterisirt ihn. Seine Vorliebe für das Pferd (oder in dessen Ermanglung das Maulthier) bekundet seine Sympathie für den, wir möchten sagen heroischen Instinkt des Rosses, des einzigen unter unsren vierfüßigen Gefährten der sich zur Divination unsrer geistigen Triebe erhebt und auch nur unsren wenigst materiellen Bedürfnissen dient, solchen die nicht unsrer Erhaltung sondern geistiger Thätigkeit entsprechen. Das Pferd allein scheint die schmerzliche Ungeduld unsres Herzens, die Angst der Liebe, die Gluth unsres Hasses, die ehrgeizige Illusion unsres Muthes theilnehmend zu verstehen; es wetteifert gewissermaßen mit unsren Gedanken, um den Raum schneller zu durchheilen, uns an's ersehnte Ziel zu führen. Es liebt nicht mit sklavischer Dankbarkeit die gleichgültige Hand die ihm Nahrung reicht, es hat eine verständige Zuneigung zu dem der mit der rechten Kunst seine Kraft zu lenken, seine Anmuth geltend zu machen und mit ihm zugleich die Ausbildung seiner edlen Fähigkeiten zu genießen weiß. Nicht an dem Reitknecht, an seinem Reiter hängt das Pferd in Leben und Tod, wie man mit Recht sagen kann, da es freiwillig sein Leben opfert um mit einer fast menschlichen Hingebung durch seinen Leichnam dem Beginnen des Freundes Vorschub zu leisten. Seine Treue dehnt sich nicht wie die des Hundes auf Bewachung des Menschen und seines Eigenthums aus; als stünde es über

dergleichen bürgerlichen Verrichtungen, behält es sich die Ehre vor zu sterben, um ihn einen Augenblick früher in die Arme der Geliebten zu führen, ihn den Vorsprung vor dem verrätherischen Feind gewinnen zu lassen, oder ihn als den Ersten in die siegenden Reihen zu tragen. Entgegne man nicht, daß die Zigeuner Pferdehändler, aber keine guten Reiter sind! Das gilt gleich. Ihre Lebensweise erlaubt ihnen keinen Luxus und macht den Besiß des Pferdes unnöthig; sie fühlen aber die Überlegenheit dieses Individuums über die andren Racen der Hausthiere und wissen daß es allein unter allen ihnen eventuelle Hülfe gewähren kann, indem es ihnen die Flucht erleichtert; sie sind überdies für das ganz besondere Gefühl empfänglich welches die Kräfte des Menschen zu verdoppeln, seine Glieder zu dehnen scheint wenn er, ein Centaur, auf dem Rücken des Pferdes dahinsiegend dessen Stärke wie die seinige gebraucht und in solchen Augenblicken gleichsam nur ein Wesen mit ihm bildet. Ohne das Reiten als Kunst zu betreiben, weiß der Zigeuner das Roß zu beherrschen, mit ihm umzugehen, sich mit ihm zu verständigen, sich seiner Gesellschaft zu freuen. Er hat die Überzeugung daß das Pferd höhere Triebe kennt als Essen und Trinken, daß es Held und Poet auf seine Weise werden kann, und er der es auch in der seinigen ist, und von denen die seines Gleichen scheinen sich so wenig verstanden sieht, verbrüderet und gesellt sich gern diesem stummen Kameraden.

Aus einem ganz andren Grunde liebt er auch den

Bären, fängt ihn, und zähmt ihn so lange bis er ihm durch das Schauspiel seiner grotesken Tänze ein vorübergehendes Verdienst abwirft. So sucht und jagt er besonders den Bären in den Karpathen, der von Natur weniger wild ist. Das Spiel mit diesem abgerichteten Thier entspricht seiner Liebhaberei am Possenhaften, Burlesken, an allem was Lachen und Heiterkeit bis zu krampfhaften Paroxysmen gesteigert erregt, deren man, wenn man ihn im ernstesten Stolz über einen neuen Kasten oder apathisch in einem Fautieber, düster in schmerzlichen Momenten sieht, nicht für fähig halten sollte. Wenn er aber seinen Bären spazieren führt, amüürt er sich ebenso wie der Zuschauer an seinen schwerfälligen Sprüngen, an den komischen Bewegungen des ungechlachten Thiers, das dumm genug ist sich einen Maulkorb anlegen zu lassen und nach andrer Leute Pfeife zu tanzen. Der Zigeuner verachtet den Bären ebenso als er dem Pferd achtungsvoll zugeht. Das Geschrei des versammelten Haufens gereicht ihm zu nicht geringer Befriedigung, denn er denkt dabei, daß ihm doch Keiner einen Maulkorb anhängt, und daß er nicht nach Andrer Pfeife tanzt. Wenn ihm dies Vergnügen noch obendrein einige Groschen Gewinn einbringt, so gehören diese zu den willkommensten Accidientien seines unglücklich rastlosen Lebens.

Die schwachen, zarten Constitutionen unter den Zigeunern werden durch die häufige Wiederkehr der auf sie einströmenden Eindrücke eines allen verzehrenden, physischen und geistigen Elementen ausgesetzten Lebens bald tödtlich

angegriffen. Die Stärkeren halten es länger aus, wiewohl nicht ohne eine geheime Abnahme ihrer Kräfte, und nicht ohne eine oder die andre ihrer lebendigsten Fibern, der feinsten Fasern ihrer Seele gelähmt zu fühlen. In dem Widerstandsfähigen aber bringen diese Gefühlser-schütterungen oft eine Macht magnetischen Hellsehens hervor welche selbst auf die Sinne und die Funktion ihrer Organe ihren Einfluß erstreckt. Die Leidenschaft strahlt dann aus einem immer intensiveren Brennpunkt wider, der bald alle andren Thätigkeiten des Geistes absorbiert, den Willensäußerungen eine gewisse Magie verleiht und die Wahrnehmungsfähigkeit in eigenthümlicher Weise schärft. Besonders die Frauen in welchen das Gegengewicht reflektirenden Vermögens, vergleichender Geistesbethätigung immer schwächer ist, gelangen in diesem tropischen Klima der Leidenschaft zu einer übernatürlichen Kraft des Schauens, welche ihnen durch Voraussehen und Vorausfühlen die Kenntniß von Geheimnissen ermöglicht, die ihnen durch keine Mittheilung bekannt sind, die aber psychologische Deduktionen von wunderbarer Beweglichkeit sie augenblicklich ahnen lassen. Ueberdies theilt sich die Lebhaftigkeit ihrer Eindrücke gleich einer Ansteckung mit, sie impfen sich wie der Keim einer Krankheit unfehlbar ein, sie verbreiten sich durch Berührung. Einige in Unterredungen fallende Ausrufe, einige scheinbar einfache Worte, die aber dem von brennbarem Gas umgebenen Diptam gleichen, das jeden Augenblick in Feuer aufgehen kann, einige Verse oder Strophen, welche die Leidenschaft, wie

der schwer niederfallende Münzschwengel das Relief einer Medaille, ausgeprägt hat, reichen hin um Alles zu erwecken was in einem ganzen Auditorium von heimlichem Groll, unterdrückter Gluth, schlummernder Begierde in Charakteren sich bergen mag, welche unter dem auferlegten Zwang gebeugt aber noch nicht gebrochen sind.

Wer möchte sich darüber wundern, daß man das Verborgne der Zukunft von denen erfragt, welche die Geheimnisse der Seele, der Leidenschaften so genau kennen! Obgleich die Wahrjagergabe, deren Vorrecht die Zigeunerinnen immer und überall geltend gemacht und die ihnen einstimmig zuerkannt worden, in der Praxis nur ein grober Empirismus, und ein noch gröberer Köder ist, gründet sie sich doch auf einen Glauben, der zu tief im Volke wurzelt, um diesem nicht von einem selten trügenden Instinkt für gewisse Wahrheiten eingegeben zu sein, von deren Bedeutung und Tragweite es sich nicht genau Rechenschaft zu geben weiß. Jede Leidenschaft besitzt die Intuition von der Gegenwart einer anderen, besonders wenn sie es sich hat angelegen sein lassen, ihr auf den Gesichtern geschriebenes Banterbuch zu entziffern, ihre Indicien in allen Gewohnheiten des Körpers, ihre Betonung in allen Bewegungen und Geberden kennen zu lernen. Das Volk erkannte das Richtige in den Enthüllungen dieser wandernden Sibyllen und konnte sich ihren Blick in die tiefste Seele nur durch einen übernatürlichen Zusammenhang erklären, in welcher Vermuthung es durch die Beharrlichkeit bestärkt ward womit sie den Bequemlichkeiten eines wirth-

lichen Daches all' ihr Ungemach unter dem schattigen Gewölbe des Waldes vorziehen.

Die mit den Symptomen der Leidenschaft vertraute Ziegennerin unterscheidet auf den ersten Blick die abgemagerte Wange und das glühende Auge einer Frau und erkennt ob sie ihr mit einem Gefühl hastiger Hoffnung oder schmerzlicher Furcht die Hand hinreicht, aus welcher sie Glück oder Leid lesen soll. An dem nummuthigen Zug des Mundes, oder an der tiefen Falte zwischen den Brauen des Jünglings merkt sie alsbald, ob ihn Angst bewegt, ob er Rache sinnt, ob ihn Langeweile plagt, oder ob ihn ein Zwang empört. Dieser feine Tact für Gefühle und Empfindungen Andrer, welchen uns häufige Suchungen eigener Leidenschaften lehren, ist wirklich eine verborgne Kraft, eine Fähigkeit des Hellsehens, und nicht ohne Grund setzt sie das Volk auf Rechnung eines höheren Zusammenhanges, und nicht ganz ohne Grund sehen wir tausendmal Fürstinnen und Bäuerinnen und vornehme Herren nach der Reihe das Geheimniß ihres Schicksalsknotens von diesen schönen braunen Frauen erfragen, deren glänzendes Haar fast bläulich schimmert, deren Lippen wohlklingende mystische Worte aussprechen, deren Augenlider mit einer so magischen Wollust sich senken, deren Busen sich mit so reizenden Seufzern des Mitleids hebt, daß es scheint als zauberten sie ein Ohrenklingen verlockender Versprechungen herbei, während das Volk sich um ein Orchester drängt dessen schrille Cymbaltöne die Cadenzen des Geigers begleiten der nachdem er einige glänzende Passagen, wie

Fanfaren eines Elfenmarsches, seinem Instrument entlockte, nun plötzlich den Ton wechselt und in immer tiefere, herbere Schwermuth zurückfällt. Es ist nicht ohne allen Grund daß diese Scenen sich so beständig wiederholen; sie wären nicht in so vielen Ländern und in allen gesellschaftlichen Schichten so oft vorgekommen, wenn der mit Furcht gemischte Reiz dieser von buntem Glitterstaat behangnen Geschöpfe nicht eine Urkraft natürlicher Sympathie in sich trüge.

Man hat vergebens versucht, ihre Annulette, Beschwörungsformen und chiromantischen Prinzipien mit den Mysterien irgend eines positiven Glaubens in Verbindung zu bringen. Höchstens mögen diese unter sich gänzlich unverbundenen Praktiken manchmal von der Idee, von der Hoffnung ausgehen, das Übel zu beschwören, die Schläge einer dem Menschen feindlichen Macht abzuwenden. Die Furcht vor den zerstörenden Naturkräften mag unter den Zigeunern ähnliche Gebräuche erzeugt und erhalten haben, die dann Vorwand und Ursprung ihrer vorgeblichen Hexe-rien, ihres Verkehrs mit dem Teufel wurden.

X.

Mehr als eine Art persönlicher Sympathie hat uns seit langer Zeit zu den Zigeunern hingezogen und veranlaßt, uns näher eingehend mit Allem zu beschäftigen was sie betraf, und was gewissermaßen als Randglosse und

erklärender Text zu ihrer Kunst gelten konnte, welcher wir von jeher viel Aufmerksamkeit und Studium gewidmet hatten. Das Andenken der Zigener verknüpft sich mit unsren Kindheitserinnerungen und mit einigen ihrer lebhaftesten Eindrücke. Später wurden wir wandernder Virtuose, wie sie es in unsrem Vaterland sind. Sie haben die Pfähle ihrer Zelte in allen Ländern Europa's aufgesteckt, und wir durchliefen das wirre Netz von Wegen und Pfaden, auf dem sie im Laufe der Zeiten umherirrten in einigen Jahren, ihre geschichtlichen Geschehnisse gewissermaßen in gedrängtem Bilde wiederholend. Wir blieben dabei gleich ihnen den Bevölkerungen jener Länder fremd, verfolgten gleich ihnen unser Ideal in einem unausgesetzten Aufgehen in der Kunst, wenn nicht in der Natur.

Wenige Dinge haben uns in unsrer frühesten Jugend so lebhaft ergriffen als das von den Ziguernern an der Schwelle jedes Palastes, jeder Hütte aufgegebene Räthsel, wenn man ihnen das Almosen spendete um ein paar leise in's Ohr geflüsterte Worte oder ein paar laut gespielte Tanzmelodien, um ein paar Lieder wie sie kein Minstrel singt, bei welchen Liebende in Entzücken versinken, und welche Liebende doch nicht selbst erfinden können! Wie oft frugen wir uns nicht um eine Erklärung dieses Zaubers der über Allen waltet und von Keinem gebrochen wird! Als schwächlicher Lehrling eines strengen Meisters kannten wir noch keine andre Perspektive in der Welt der Phantasie als das architektonische Gerüst künstlich aneinander gereihter Taster und waren um so begieriger den Reiz zu

begreifen den diese schwielenbedeckte Hände ausübten wenn sie mit den Pferdehaaren über die elenden Instrumente strichen oder so gewaltig herausfordernd das Metall erklingen ließen. Unsere wachen Träume waren von diesen kupferfarbigen, durch den Wechsel der Jahreszeiten und ausschweifender Erregungen frühzeitig welken Gesichtern erfüllt, mit ihrem trozigen Lächeln, ihren fahlrothen Augen, wo neben Blitzen, welche glänzen ohne zu leuchten, eine sardonische Ungläubigkeit lacht. Immer schwebten uns im Geist ihre Tänze vor, ihre weichen und elastischen, prallenden und herausfordernden Bewegungen dabei! Und dann ihre eiligen Rückzüge nach den Waldverschauungen, zu ihren Lagerstätten die man von fern im Schimmer des Feuers wahrnehmen konnte dessen harzige Reiser balsamische Dreisüße für die Wahrsagerinnen zu bilden schienen. Halb und halb tauchte vor unsrem geistigen Blick die Einsicht auf, daß statt der Reihenfolge nebliger, glanzloser Tage, wie sie den Hintergrund unsrer Existenzen bilden, auf dem sich dann hie und da einige freudenstrahlende oder schmerzflammende hervorheben, diese Menschen sich ein dichteres Gewebe von Freuden und Leiden bilden, welche wechselnd von Liebe, Gesang, Tanz und Trunk, wie von vier Elementen der Wollust, des Tannels erweckt und beschwichtigt werden.

Bei unsrer ersten Rückkehr nach Ungarn wollten wir unsre Jugenderinnerungen wieder auffrischen und diese Horden lieber in Wäldern und Feldern, in dem pittoresken Durcheinander ihrer Wandrungen und Lagerplätze,

mit allen von conventionellem Firniß unbedeckten Contrasten der Leidenschaften und Stimmungen auf den verschiedensten Lebensstufen, als in den dumpfen Straßen der Städte wiedersehen, deren Staub sie gerne abjuchelteln und die Füße lieber an Dorn und Ginster der öden Heide, als dort am holprigen Pflaster reizen. Wir besuchten sie draußen in ihrem Reich, schlossen mit ihnen unter freiem Himmel, spielten mit den Kindern, besuchten die Mädchen, plauderten mit den Herzögen und Häuptlingen, lauschten ihren Concerten vor ihrem eignen, nicht bezahlenden Publikum, im Schein ihrer Feuer, deren Herdplätze der Zufall anwies.

Auf die dichten krausen Haare ihrer Bوندas*) hingestreckt, aus denen sie uns ein Ehrenbett hergerichtet hatten mit einem Sockel aus kaum gepflückten, frisch duftenden Blumen; vor uns eine Colonnade hoher Eichen, deren ausgestreckte Zweige den wie von blauem Atlas in weitem Pavillon ausgebreiteten, mit einigen Vorhängen düstiger Wolken geschmückten Himmel zu stützen schienen; zu unsren Füßen eine von den buntesten Heideblumen gestickte Moosdecke, gleich jenen von Colibrifedern überwebten Teppichen der mexikanischen Caziken, brachten wir Stunden mit dem Anhören eines der besten Orchester von Zigeunern zu, die von der Schönheit des Tags und von reichlicher Fülle ihres Lieblingsgetränks angeregt, mit unbebeschreiblichem Feuer die Tänze ihrer Frauen begleiteten,

*) Mäntel aus doppelten Lammhäuten.

deren Tamburins unter glühend leisem Aufschrei und zauberischen Geberden erklangen. Während den eintretenden Ruhepunkten vernahm man das schrille Kreischen der schlecht geschmierten Holzachsen an ihren Wagen, die, um den Tänzerinnen mehr Raum zu schaffen, weiter weg gerückt wurden, Hurrah's der Buben in ihrem eignen Dialekt, die von den Musikern höflicher Weise in Eljen Liszt Ferencz übersezt wurden. Überraschungsjubel beim Anblick eines Mahls, das saftiges Fleisch und aromatischen Honig bot, ein raketenlärmartiges Aufknacken der Kinder unter tollem Lachen, frenetischen Sprüngen, Purzelbäumen und einem erstaunlichen Geschwirr und Skandal. Förmliche Schlachten wurden um einige Säcke Erbsen geliefert und zerlumppte Megären mit aufgesträubten Haaren, triefenden Augen, zahllosen Kiefern, mit eckenhast zitternden Händen tanzten wilde, unglaubliche Sarabanden um diese Geschenke von denen sie sich weidliche Befriedigung ihrer Naschhaftigkeit versprechen durften. Die Männer, denen schöne Pferde geschenkt worden waren, zeigten lachend die glänzend weißen Zähne, ließen die Fingergelenke wie Castagnetten klappern, warfen ihre Mützen hoch in die Luft, stolzirten wie die Pfauen umher und nahmen dann die gespornten Rhythmen ihrer Frischkas mit einem Feuer wieder auf, welches sich bald zur Tollheit steigerte und zuletzt jenes tannelnde, feuchende Drehen hervorzu bringen schien, wie es den Culminationspunkt in der Ekstase der Derwische bildet.

Wir unterhielten uns auch lange mit den Greisen der

Horde; wir baten sie, uns einige Episoden aus ihren Erinnerungen zu erzählen. Ihre Chronik geht eben nicht weit über die lebende Generation hinaus und man muß ihnen dabei behülflich sein den Lauf der Begebenheiten zurückzugehen, damit sie dieselben wieder aneinander zu reihen vermögen. Man muß ihnen jedes Detail mühsam entwinden um sich ein Ganzes daraus zu gestalten; hat man sie aber erst dahin gebracht, sich den Faden eines Abentheuers wieder zu vergegenwärtigen, so finden sie unglaublich viel Gefallen daran und die alten, längst unter späteren Eindrücken begrabnen Empfindungen steigen mit ihrer ganzen Intensität wieder in ihnen auf. Je feltner ihnen diese Freude zu Theil wird, desto größer ist die Lebendigkeit mit welcher sie den Ton ehemaliger Zeit wieder anschlagen und mit steigendem Interesse, oft mit einer bizarren Poesie, mit Bildern die mehr und mehr orientalische Färbung gewinnen, schildern sie die Scenen, die man ihrem Gedächtniß abschmeichelt. Sie beschränken sich im Allgemeinen auf Erzählung von Selbsterlebtem. Ihre biographischen Dramen verwickeln und lösen sich schnell, weil die in ihnen enthaltenen Begebenheiten nur Manifestationen zufälliger Leidenschaften, nicht solche sind, wie sie durch Verkettung überlegten Vorhabens, beharrlich durchgeführter Pläne entstehen und weil diese heftigen, regellosen, zwangsfreien Leidenschaften die Nothwendigkeit der Verstellung ausschließen. Ihre Originalität besteht in der mehr oder minder energischen, phantastischen Impulsion des Helden, die dann meist mit einem

unvorhergesehenen Nebenumstand in Verbindung tritt. Die äußerste Einfachheit ihrer gegenseitigen Beziehungen schließt jene Folge von Begebenheiten, jenen Wechsel der Umstände aus, denen wie gährenden Saaten der Seele allmählig die Gefühle entsprossen welche in ihrer vollen Reife die Peripetien unsrer Geschichte herbeiführen. Geduld und Abwarten stehen ihrer eigenwilligen, cynischen Weise zu fern, sie bemächtigen sich eben so rasch des Begehrten als sie schnelle Rache für jeden Widerstand nehmen, wenn nicht manchmal Einer von ihnen den Pfeil wie ein verwundetes Wild mit sich fortträgt; in solchem Falle verläßt er, um die Wunde zu verbergen, seinen Stamm, geht zu einem andren über, wie dies nach einem Kampf, nach Liebeshändeln, nach einer gewaltthätigen That zu geschehen pflegt.

Übrigens hält es schwer andres von ihnen zu erlangen als anekdotische Fragmente, die bald dem Einen bald dem Andren unter ihnen zugeschrieben werden. Die vollständige Biographie eines Einzelnen zu liefern dürfte zu den Unmöglichkeiten gehören. Es ist eine große Seltenheit aus dem Munde eines Individuums grade die Geschichte zu vernehmen in welcher neben seinen Streichen und Gaunereien seine innerlichste Leidenschaftlichkeit eine Hauptrolle spielt, obwohl sich bei manchen hinter aller Verschlagenheit mit der sie die milde Spende hervorzulocken wissen ein sehr poetischer Sinn für die Scenen befindet deren Zeugen sie waren. Sie beobachten über ihre eignen Herzenskrisen ein mit Stolz und Schen gemischtes

Schweigen, wie aus einem Gefühl männlicher Verschämtheit. Wenn sie von ihren Gefährten reden, hört man nur über die Verstorbenen und Abtrünnigen etwas, und selbst dann halten sie ein Wort, ein Kopfnicken, eine Auspielung für genügend um alles gesagt zu haben. In der That lassen sich diese wie Perlen von gleicher Farbe an einen Faden reihen.

Wir kehrten ein zweites Mal nach Ungarn zurück, auf dieselben Hochebenen, in dasselbe Oedenburger Comitath dessen Flächen unser erster Horizont gewesen waren. Wir hatten unsre alten Wirthe nicht vergessen, aber auch sie hatten unsrer gedacht und als wir aus der ärmlichen kleinen Kirche traten in der wir als Kind mit so glühender Andacht gebetet hatten, als wir die Messe verließen in welcher alle Beiwohnenden laut mitsangen zu Ehren desselben Kindes welchem die guten Frauen des Dorfes bei seinem Abschied prophezeiten, daß es „im gläsernen Wagen“ zurückkehren würde, empfing und bewillkomnte uns eine große Menge Zigeuner die festlicher, polternder und ergötzlicher als je um uns schwärmten. Es war eine ihrer berühmtesten wandernden Truppen. Ihr Orchester richtete sich alsbald in einer naheliegenden Eichenwaldung ein. Umgestülpte, mit Brettern bedeckte Fässer bildeten Tische von römischen Betten aus Heuhaufen umgeben, darunter ein wahrer Thron aus Thymian, violetten Schmetterlingsblumen mit gewundenen Ranken, Flachsblüthen in eleganter Halbtrauer, Anemonen in weißen Tuniken, wilden Malven in hellen Farben, Kornblumen, Schwertlilien

und Goldglocken, würdig einer Titania seine Kräuterstufen darzubieten. Nachtschatten mit breiten schildförmigen Blättern bildeten einen kolossalen Fächer um das ländliche Fest. Bienen in Schaaren, vom Dufte des frischgemähten Heues gelockt verließen summend ihre Stöcke in den alten Baumstämmen der nächsten Umgebung, in Weizen- und Roggenfeldern zirpten die Grillen, die Hornisse und die dünnelhafte Wespe brumnten ihren Alt, raschelnden Flugs kamen die Wasserjungfern mit ihren wie Taffet knitternden Schwingen, Wachtel und Lerche sangen, aufgeschreckte Spazzen schrieen dazwischen, die kleinen Smaragdfrösche überquakten den rieselnden Bach und eine ganze Bande obdachloser Insekten schwärmten mit den konfusesten Melodien um uns her. Welche Polyphonie! Welch' ätherische Musik! Welche Smorzando's auf Orgelpunkten! So etwas muß Berlioz vorgeschwebt haben als er seinen Sylphentanz komponirte.

Die Nacht kam eher als die Müdigkeit. Um das Dunkel zu scheuchen loderte bald ein Duzend Pechfackeln im Umkreis. Die Flammen stiegen grade in die Höhe wie Cylinder von glühendem Eisen, denn kein Hauch bewegte die gluth- und duftschwere Luft, die alles unsichtbare aromatische Blut der Morgens gemähten Kräuter in sich gesogen hatte. Dem halbgeschlossnen, träumenden Auge erschienen die Fackeln wie tragende Feuersäulen des Himmelgewölbs. Der Rauch wogte langsam empor, das goldne Sternenmeer wie ein Vorhang bald bedeckend bald enthüllend. Die Finsterniß war wie ein dichter Wall um

den phantastischen Waldpalast gezogen, und bizarr gewundene Zweige knorriger Bäume ragten wie Skulpturen daran empor. Die Kinder sprangen wie Gnomen umher, und zerzausten die Büsche. Immer traumhafter, unzusammenhängender wurde der Anblick. Gespenstisch waren die Frauen anzusehn, wenn sie mit kohleenglühenden Augen, mit liebewinkender oder zauberkundiger Hand plötzlich aus irgend einer dunklen Ecke hervortraten und näher kamen um „gutes Glück“ zu weissagen. An einem Abend wie dem heutigen konnte das Epithet nicht für lügnerisch gelten.

Auf andern Morgen wollten die Männer der Bande nichts von einer sofortigen Trennung wissen, und geleiteten uns, theils zu Pferd, theils nebenher laufend, bis zum nächsten Dorf. Der Gluth des gestrigen Tages war in der Nacht Sturm gefolgt und es regnete heftig. Die Zigeunercohorte setzte sich in Bewegung. Alle waren rüstig, schon von einem Scheidetrunk angefrischt. Sie funkelten vor Vergnügen und hatten ihr Gaudium am stoßweis niederprasselnden Regen. In ihre Bundas mit nach außen gefehrtem Pelz gehüllt nahmen sie sich wie Bären auf wüthenden Hengsten aus und ließen die Sporen klingen daß die Pferde wie Karpfen in die Höhe sprangen. Die Lustigkeit dieser Race die nun und nimmer weise wird war schon kaum mehr zu zügeln, doch Dank dem erfrischenden Einfluß des Morgens erlangten wir das Ziel unsrer kleinen Reise ohne andre Zufälle als fortgesetztes Freuden- und Gesangsgeschrei den Weg entlang und profane Segensrufe welche

im Stande waren alle geflügelten und vierfüßigen Thiere der Umgegend erschreckt in's Weite zu jagen. Wir erreichten in anhaltendem Galopp eine nicht sehr entfernt liegende Schenke, welche zum Halt- und Scheidepunkt ausersehen war und wo wir noch ein Morgenständchen anhören sollten. Kaum waren wir unter einen großen Schoppen eingetreten wo man eben that, als glaubte man, es regne nicht, so machte die berittne Truppe Anstalt uns einen Ohrenschmaus zu geben. Die Symphonie begann *con estro poetico*. Der circulirende Wein und der Brantwein der gestern circulirt hatte, führte alsbald ein *rinforzando con rabbia* herbei. Wie ein Basso continuo grollte der Donner in der Ferne. Das hohe Gebälk des Daches und seine kleinen halbzerfallnen Mauern gaben mannichfachen Widerhall, so daß jeder Ton mit doppelter Kraft an's Ohr schlug. Die passionirten Passagen, die virtuos-jen Kraftstellen und Fiorituren verfolgten und vermischten sich. Das musikalische Wogengeheul wurde von unartikulirten Tönen durchschnitten und im ungestümen Finale war es, als ob alle Töne und Klänge wie Bergkämme zusammenstürzten, wenn sie mit furchtbarem Krachen sich in einen mit Felsen und Steinen vermengten Sandteppich auseinanderrollen. Man war wirklich nicht ohne Sorge ob nicht auch das alte Gebäude niederbrechen würde, so betäubend war die Instrumentation dieses Concerts, das gewiß dem Anathem keines Conservatoriums entgangen wäre und das selbst wir diesmal für etwas gewagt erklären mußten.

XI.

Man hat uns nicht sagen können wie und woher die Frauen dieser Race, die in Moskau seit vielen Jahren eine fortwährende Sensation hervorgerufen haben, dorthin gekommen sind, noch auf welche Weise sie sich neuen Zuwachs verschaffen. Wer wäre in Moskau gewesen, ohne sich dieser zauberischen Zigeunerinnen zu erinnern. Man hat viel von den Bajaderen und Stegreifdichterinnen Indiens, von dem wollüstig Berausenden ihrer Schönheit gesprochen; als jedoch die berühmtesten von ihnen in Paris gewesen waren schieden sie kaum bemerkt wieder von dort. Die Zigeunerinnen würden Moskau nicht unbemerkt verlassen. Sie nehmen in den Archiven der ersten Familien des Reichs eine Stelle ein, eine mit roth und schwarz, als mit unvergleichlichem Vergnügen und unerseßlichen Verlusten bezeichnete Stelle. Sie sind zum Schrecken der Mütter und Erzieher geworden und wenn man diese erzählen hört kommen gar manche Geschichten von Fürsten und Grafen zum Vorschein, die in wenig Sommern Millionen väterlichen Erbtheils zu Festen und Gelagen, Tänzen und Gastmählern, Freuden und Fahrten mit ihnen verschwendeten; von Andern, die sich aus Verzweiflung, nicht mit den Ersteren rivalisiren zu können, das Leben nahmen, und noch Andern, welche einen Ekel gegen die Welt und ihre Fesseln aus dem Umgang mit

ihnen schöpften. Minder Mächtige und Jüngendliche finden dann wieder eine Art Iheriaki-Genuß darin, sie immer und Alle im Anschauen zu besitzen. Wer vermöchte alle ihre weniger berühmten, weniger glänzenden Opser aufzuzählen? In der That — sie sind schön und wer selbst gegen ihr verführerisches Außere unempfindlich bliebe, dem müßten ihre Sirenenlieder die Sinne berücken.

Weil wir den wirklichen Werth von Modeproduktionen, für welche die High-Fashion schwärmt meist in Zweifel ziehen, waren wir vielleicht zu wenig für sie eingenommen, wenn wir auch die bei ihren Gesängen verbrachten Abende immer noch für besser angewandt halten durften, als wenn wir eine Romanze girren hören oder den schlichteren Versuchen eines „jungen Talents“ hätten beivohnen müssen. Im Ganzen fanden wir sie in Betreff der Musik unter ihrem Ruf und bei weitem unbedeutender in ihrem Genre als die mindest berühmten ungarischen Virtuosen in dem ihrigen. Die Moskauer Truppe zählt nur einige männliche Mitglieder die sehr im Hintergrunde bleiben, den Dirigenten ausgenommen, welcher die einzelnen Partien einstudirt und dabei oft genöthigt ist, sie dem weiblichen Personal durch ein mit Fasten und Prügel gewürztes mnemonisches und Straf-System förmlich einzutrichern. Der zu unsrer Zeit mit dieser Stellung Betraute hatte einen kräftigen Sinn für den Rhythmus und betonte ihn ganz in nationaler Weise; auch besaß er die deklamatorische Emphase seines Stammes. An seinem Orchester war sehr wenig; es hatte weder Geige noch Cymbal und

diente nur zu Begleitung und Unterstützung der Stimmen. In der ersten Linie waren die Schönsten der Schönen aufgestellt, die voll magischem Reiz als Artniden mit hundertfachen Schlingen, als herrische Feen von einer unentrinnbaren Tyrannei erschienen. Neben ihnen dienten einige Alte von wirklich grimmiger Häßlichkeit als Repoussoirs.

Sie sängen oft russisch und haben sich viele dort nationale Melodien angeeignet. Eines ihrer besten damaligen Stücke war das Lied von der Sichel, und das beliebteste die „Gänsehüterin“. Sie endigen in Refrains mit Chören. Wir führen einige Verse an, um ihre Art und Weise zu charakterisiren, in welcher idyllisches Colorit mit Zignerherbigkeit ganz eigenthümlich gemischt ist.

Die Sichel.

„Ich will gehen das Rohr zu schneiden, nicht weit von ihr.
 „O meine wohlgeschärfte Sichel, sei nicht bang! ich will
 „weiches Gras für dich finden.“

„Hüte dich vor der Liebe, armes Herz! Du würdest von
 „Bitterkeit überfließen wie meine Sichel vom Saft
 „der Gräser.“

„Die Schönen sind flatterhaft; den Vögeln gleich sind
 „ihre Schwüre; sie grüßen den Frühling und fliegen
 „davon.“

Die Gänsehüterin.

„Die Schöne kehrt mit den Gänsen heim am Abend ;
 „das schwarzäugige, rundwangige Mädchen
 „sang ihren Gänsen : Tega, Tega, Tega etc.

„Suche mich nicht, Du, den ich nicht lieben kann ;
 „Du gefällst meiner Seele nicht. Was soll
 „ich in seidnen Gemächern ? Mit dem Geliebten
 „ist mir das zerrissne Zelt ein Paradies. Tega,
 „Tega.

„Mit ihm reicht die Liebe für Ewigkeiten aus,
 „aber mein Herz mag nicht weinen auf goldnen
 „Kissen. Tega, Tega.

In andren Liedern finden wir Verse von großer Anmuth und Frische und innigem Gefühl, wie in diesem :

„Mit ihr ist die Sonne mir glänzender, grünender
 „die Erde ; zum Frühling wird der Herbst, zum
 „Paradies die Wüste.

Diese Romanzen beginnen leise, die Seele einwiegend ; beim Anhören der lang gehaltenen Noten ihrer Melopöe glaubt man sich in einer Hängmatte geschaukelt. Erst beim zweiten oder dritten Refrain stimmt der Chor mit mehr Leben und Feuer in den Gesang. Dann sind die Gäste meist Alle versammelt ; die Befangenheit der ersten Momente des Abends verschwindet. Der Punsch wird angestekt ; seine bläuliche Flamme kontrastirt anfangs mit den

glänzenden Glocken der zahlreich von dem Plafond niederhängenden Lampen und dem trüben Flackern der Leuchter auf den Consolen. Bald aber werden Lampen und Leuchter ausgelöscht, und das ganze Bild nur vom unbestimmten Licht der immensen angezündeten Bowlen beleuchtet. Die Männer trinken meist schweigend bis auch die Frauen vom Dufte des Ananas und der Citrone angelockt werden. Der Tanz wird mit einem viel accentuirteren Charakter von Neuem aufgenommen. Die alten Mühmen, welche anfangs nicht Theil genommen hatten, mengen sich, sobald der späte Abend, die Musik, das Zusehen sie aufgeregt haben, nun auch in's Gewühl. Durch sie, durch ihr mehr als der Jüngeren demonstratives und energisches Benehmen gewinnt die Runde bald das Aussehen einer *Buffera inferna*. Nichts hält sie auf; die Rhythmen werden dringender; die Chöre ergehen sich in höheren Stimmungen und wachsen in einem das Ohr durch seine Unterbrechungen, Verzögerungen und ungewohnten Ausbrüche überraschenden Crescendo zu größrer Klangfülle an. Währenddem brausen die Saltarellen im Unisono mit einem ausschweifenden Übermaß von Sonorität fort. Sie beschreiben Wirbel, Windungen, Radbewegungen, immer schwindelndere Kreise bis die Tänzerinnen sich zu einer gedrängten Gruppe vereinigen, in welcher Jede die Genossin mit ihren Kräften unterstützt, um nun den letzten Rest von Athem zu einer Schlussrunde zu verwenden, die nicht eher endigt bis Alle betäubt und athemlos zur Erde sinken.

In diesem Augenblick sind Sangerinnen und Zuhörer, Tanzende und Schauende in gleich frenetischem Zustand, und man kann es auf eine Minute lang begreifen wie man, um Sensationen von solchem Hautgout, mit solch brennender Würze zu genießen, ein Vermögen verprassen kann. Im übrigen herrscht hier nicht, wie an andren von der Polizei überwachten Orten, freche Schamlosigkeit. Die Zigennerinnen sind keine gewöhnlichen Hetären. Ihre Art, die Sinnlichkeit zu reizen ermangelt nicht der Poesie, und wir haben niemals einen Zusatz von Liederlichkeit bei ihnen bemerkt. Sie wenden sich nicht einzig an die Sinne, sondern auch an die Einbildung; wenn man von ihnen fern ist, träumt man sich zu ihnen zurück; sie geben sich preis, aber nicht zu eigen; sie behalten sich immer eine Überlegenheit der Verachtung und Gleichgültigkeit vor welche den Geist stachelt; mögen sie immer ungebildet sein, sie tragen ein Element in sich welches in den Augen der Liebe dem Unbekannten Schimmer verleiht, das Unerklärliche zwischen Liebenden in Schrauben erhält und ein unfehlbares Reizmittel für weniger kräftige Intelligenzen, für frühzeitig blasirte Leidenschaften, für Modelwen ist, die für ihre Geschcke keine mnnlichere Lebensessenz mehr finden können, als sich ernstlich in Wesen zu verlieben denen wieder ihrerseits die Liebe zu einem Giorgio zu den ernstlichen Unmöglichkeiten gehört. Würde selbst eine von ihnen geheirathet, sie würde mit den übrigen Den herzlich verlachen, der die nöthige Bonhommie dazu gehabt hätte.

Während wir sie demnach vom Zigennergefhl nicht

ganz entwöhnt finden, erscheint dasselbe in ihrer, durch Berührung mit europäischer Kunst sehr gefälschten Musik nur äußerst unvollkommen. Der Rhythmus behält immer noch eine gewisse Originalität, auch vermißt man nicht eine Art ihnen eigenthümlicher Energie und Modulationen welche den Verehrern des „Beinake“ in der Kunst pikant genug erscheinen mögen. In diesen Sälen, von einem durch die Ostentation der russischen Bojarden auf's Äußerste getriebnen Luxus, fanden wir die Eindrücke der an Danzig und Theiß gränzenden Wälder nicht wieder. Dennoch besuchten wir gern die berühmten Zigeunerinnen und begriffen, ohne von ihm ergriffen zu sein, den Zauber der für Manche darin liegen konnte, die aus diesen Gagathangen niedersprühenden Feuertropfen gierig zu haschen. Man konnte Houriträume mit in den Schlaf hinübernehmen, wenn man die Herausforderungen dieser geschweiften Taillen, die Neckereien dieser Füßchen ausgestanden hatte die mit einer raffiniert verwilderten Koketterie ausgestreckt und zurückgezogen, gegeben und verweigert wurden.

Unter allen Städten gewährt das byzantinische Kiow den wandernden Zigeunererscheinungen den malerischsten Rahmen. Es liegt auf seinem Hügel wie ein auf weichen Kissen ausgestrecktes Weib welches die schmachtenden Blicke in den glatten Spiegel des Dniepr taucht. Man muß die niedrigen gebauchten Kuppeln der Sophienkirche noch im Gedächtniß haben, deren wiesengrüner Grund von Sternen besäet ist, als ob eines jener nächtlichen Bilder des Himmels sich auf die Erde niedergelassen hätte, wäh-

rend goldne Kugeln gleich Sonnen die dies Wunder anstaunen möchten darüber empor steigen. Man muß sich in der Erinnerung vor die gedrängte Gruppe von Domen jeder Größe zurückversetzen welche symmetrisch anwachsend gleich einer Einfassung von strahlenden Topasen die Kathedrale, Lawra genannt, bilden, vor die dichte Menge von Glockenthürmen die sich mit ihren byzantinischen Häuben wie Mohnköpfe von den dreihundert Kirchen der heiligen Stadt erheben, die fast wie ein Kloster im Besiz der Basilins-Mönche erscheint denen man hier auf Schritt und Tritt begegnet, wenn sie mit großkörnigen Rosenkränzen in den gefalteten Händen, in schwarzen Tuniken und mit wehenden Flören an den runden Tiaren, mit schlaun durchdringenden Blicken die Straßen durchschreiten; oder vor die graziöse Andreaskirche, die auf einem hohen Felsen nistend wie ein nach Schätzen der Tiefe spähernder Adler in den Strom niederschaut; man muß an die langen Reihen von Pilgern, Männern, Frauen, Kindern denken, die sich in gedrängten Schaaren um die Portale der Barbarakirche versammeln, oder um die Lawra, deren Katakomben sich vorgeblich unter dem Bette des Dniepr bis zum jenseitigen Ufer ausdehnen, tausend und abertausend Skelette bergend deren kostbare Gewänder von der häufigen Berührung der Wallfahrenden täglich leiden; man muß die haarfüßigen abgemagerten Pilger an ihren Stäben nochmals an sich vorüberwandeln lassen wie sie staunend alle diese Herrlichkeiten mit den Augen verzehren bis sie oft vor Ermüdung oder vom Benzoe betäubt ohnmäch-

tig niedersinken; man muß das volle Glockengeläut nachklingen hören von Kiows Thürmen, das von so schallendem Erz ertönt, daß es in Gebetsstunden wie eine wallende Fahne von Klängen sich über die Stadt senkt; man muß sich der Straßen mit ihren von Baumgruppen unterbrochenen Häuserreihen erinnern welche dem erstaunten Reisenden neben eleganten Neubauten Baracken wie in Konstantinopel zeigen, die aus einfachen, mit Steinerde beworfenen Brettern zusammengesetzt von etwa mannshohen Dächern bedeckt sind; man muß die Vorhänge von Pappeln nicht vergessen haben durch welche die einzelnen Stadttheile wie durch Laubtapeten geschieden oder die Plätze wie von Obeliskenreihen geziert werden; man muß noch einmal in die kleinen Escherkessenläden eintreten, wo die feinsten Männer ihres Landes mit spitzen Espahanmützen mit dem silbernen, stahleingelegten Dolch in dem auf gelbgestreifter Seidenweste prangenden Kaschmirmgürtel sitzen, oder zu den russischen Kaufleuten im blauen Tuchkafan, deren Gesicht im Rahmen der symmetrisch über die Stirn geschnittenen Haare und des breiten Bartes ein höflich ernstes, fröhlich gutmüthiges Aussehen haben; man muß sich die ganze Eigenthümlichkeit dieses heterogenen Zusammenstroms, dieser weitschweifigen Großartigkeit, dieser Agglomeration prunkvoller Elemente vergegenwärtigen, die aus Orient und Occident sich begegnend griechische Traditionen und Überreste des oströmischen Reiches mit Pariser und englischen Gebräuchen in Kleidung, Equipagen und Sitten der aristokratischen Gesellschaft amalga-

miren, und sich dies Alles von einer üppigen reich colorirten Natur umgeben, mit einem wilden, unwissenden, abergläubischen, immer zur Empörung bereiten Menschenschlag bevölkert vorstellen, um zu begreifen daß nur hier die Glieder einer fremdartigen Race nicht fremdartig erscheinen.

Alles trägt so sehr dazu bei dieser kirchlichen Hauptstadt Rußlands einen originellen, allem andren unähnlichen Anstrich zu geben, daß das häufige Zusammentreffen mit Zigeuneriinnen, welche die Straßen gewohnter Weise fahrlässig durchschreiten und an jedem Fenster Amulette um ein paar Kopfen feilbieten, gar nichts Überraschendes mehr hat. Auch sagte man uns, daß dieser Theil der täglichen Bevölkerung zu keiner Jahreszeit ausbleibt. Bei Tage ist Kiow voll von ihnen, da sie sich aber Nachts nicht dort aufhalten dürfen, ziehen sie sich dann in ein ziemlich umfangreiches Lager zurück, welches von einer Horde der andren vermachet wird, so daß es fortwährend unfern der Stadt in einer höchst romantischen Lage verbleibt, die ganz dazu geschaffen ist den malerischen Effect ihrer triangel förmigen Zelte (Scatras) und ihrer von ferne wie große rothe Leuchtkäfer den Nebel durchdringenden Feuer hervorzuheben. Den eleganten Bewohnern der Stadt dient dieser Ort als Ziel für Spazierfahrten; die Zigeuner sind an sie gewöhnt und fallen den Besuchern selten durch Almosenfordern beschwerlich. Sie verharren ihnen gegenüber in einer gleichgültigen Zurückhaltung und scheinen der Anwesenheit der Vorübergehenden keine Aufmerksamkeit zu schenken. Höchstens daß Kinder oder kranke

Weiber die Hand ausstrecken um eine Unterstützung zu erbitten die sie nicht im Stande sind anderweitig zu suchen.

Man kann fast immer gewiß sein, Einem oder dem Andern von ihnen am einsamen wilden Strande des großen Stromes zu begegnen. Es ist als ob sie eine geheime Vorliebe für diese Ufer hätten, denn man gewahrt sie oft, wie sie in unbeweglicher Stellung die sandigen, glatten Strecken der jenseitigen Küsten betrachten welche im schneidenden Gegensatz zu der reichen saftigen Vegetation des Petzers-Hügels stehen, auf dem das Haupt der Stadt sich ausdehnt, das vornehme, von den während des ganzen Jahres in Kiow residirenden Autoritäten und Familien bewohnte Viertel, sowie zu dem schönen öffentlichen Garten, dessen zum Dniepr sich herabsenkender Abhang jedoch unbebaut geblieben, und mit seinen öfteren Abfäßen und wilden Obstgärten den Fischern willkommene Plätze für ihre Hütten bot. Hier, sagt man, besuchen die Rusalki (Undinen) die jungen Männer die sich getrauen allein dort zu wohnen, um ihnen von den Tagen des Ruhmes zu erzählen, wo die Kosacken grade an diesem Ort sich einschifften um Konstantinopel mit einem Handstreich zu nehmen, wo der große Mazeppa ganz Europa von sich reden machte, wo Bernhora, der Nostradamus der Ukraine lebte, dessen Weissagungen noch jezt von Mund zu Mund gehen und seinem Stamme die Unterwerfung verleiden, und von manch' andren geheimen Dingen, welche den Groll der Edelleute nähren, wie die Liebe einer Rusalka Widerwillen gegen die Ehe einflößt.

Da findet man manchmal in einer Felsenvertiefung oder hinter einem dichten Busch Zigeuner oder Zigeunerin auf der Erde kauend, das Kinn zwischen die verschlungenen Hände auf die Knie gestützt mit einer unsäglich sympathischen Traurigkeit nach den gelblichen wüsten Ebenen des Tschernigoff-Gouvernements hinüber starrend.

In Podolien wurde uns ein Fest in einem Wäldchen gegeben, wo wir einige Zigeuner trafen, die uns an die ungarischen erinnerten. Es war im Oktober; die Sonne schoß noch jugende Pfeile und hüllte Alles in die buntesten Farben. Für einige hundert Bauern war ein großes Gastmahl bereitet. Sie waren als Unterthanen desselben Gutsheeren aus mehreren Dörfern versammelt. Er hatte diesen Tag erwählt um ihnen Steuererlaß auf ein Jahr zu verkünden, so daß die jungen Leute mit leichtem Herzen die Cossaque tanzten, durch die wir lebhaft an ungarische Tänze erinnert wurden. Das Orchester war unter den Zweigen einer riesigen Eiche auf Wagen postirt, deren losgespannte Stiere frei umher weideten. Zwei Slachice (bekannte Benennung armer Adligen) schabten zwischen zwei Zigeunern und einem blinden Ukrainer Bauern die Geige; der letztere stimmte während den Tanzpausen zu den Accorden seiner Lira (eine Art Leierkasten) ein näselndes Klagelied an, eine Ballade zu Ehren des heiligen Nikolaus, oder eine Hymne auf die heilige Jungfrau. Die Monotonie eines niedergedrückten, muthlosen Gefühls das aus diesen Gesängen sprach war so traurig, daß die Steine sich hätten darüber erbarmen mögen. Von den Zigeunern

hatte Einer Panten, der Andre eine Balalaika, welche die Stelle des ungarischen Cymbals vertritt. Sie nennen ihre Tanzmelodien Szumki's, Tropaki's. Diese bestehen aus lebhaften, gleichtaktigen, sehr einfachen Rhythmen. Der Ort an welchem die Festlichkeit stattfand war mit Trümmern von Befestigungen umgeben die aus dem Kriege des Chmielnicki, des kühnen Kosackenhetman herstammten. Wir sahen an jenem Tage eine der schönsten Zigeunerinnen die wir jemals begegnet haben. Die über den olivenfarbigen Teint weich ergossne dunkelrothe Färbung, die in Azur-Glanz schwimmenden, schwachtenden Augen, die den Hals wie schwarzes Gefieder umgebenden Flechten, so wie die melancholische Bilderfülle ihrer Wahrsagung machte sie uns unvergeßlich. Sie wurde Agrifina genannt, ihr Antlitz war ernst, fast streng, ihr Lächeln hatte etwas untröstlich Schmerzliches. Wenn ihre schweigenden Lippen sich mit einem Zug tiefer Ermüdung in Falten legten, erschien sie groß und gewaltig, ihr Blick stierte dann kalt, wie der einer zu ganzer Höhe emporgerichteten Schlange, dann irrten ihre Augen wieder unstät umher und sie lauschte nur halb, mit einem fast träumerisch zerstreuten Neigen des Kopfes den Fragen die man ihr aufwarf. Das um ihr Haupt geschlungne rothe Tuch, so wie das weiße über der Brust geschlitzte Hemd und die braune Burka (eine Art Mantel ohne Ärmel) die von ihrer Schulter niederhing gaben ihr etwas von einer antiken Priesterin. Sie verkündigte mehreren Theilnehmern dieses ländlichen Festes ganz eigenthümliche Weissagungen, sprach auch

von dem „Geiste der Zeit“ und sagte unter Andreem: „Die Zukunft wird ihre mächtigen Schleusen öffnen.“ Ist es nur Zufall, daß die politischen Ereignisse diese Prophezeiung rechtfertigten? Wäre sie in einem jener electricitäts-schwangren Momente, wo jedes Wort wie ein Blitz wirkt, ausgesprochen worden, sie hätte ein apokalyptisches Gepräge gehabt. Das Mädchen kam ruhigen sicheren Schrittes, wie eine Sibylle, auf uns zu, und als solche behielten wir sie in Erinnerung.

Die Zigenner in Kleinrußland haben etwas von dem schweremüthigen Zug des ukrainischen Bauern, von seiner klagenden Stimme, seiner schleppenden Aussprache, seinem gepreßten Ausdruck im Gesang. Eines der rührendsten Symptome einer äußerlich ebenso unverkennbaren, als innerlich unmöglichen Resignation liegt im Gebrauche des Diminutivs bei allem ihnen Gehörigen, als wollten sie durch denselben den Werth ihres Eigenthums der gierigen Aufmerksamkeit ihrer Herrn entziehen. Sie sagen nur: Hüttchen, Feldchen, Geldchen u. s. w. Die Frauen übertragen diesen Zusatz von Dingen auf Personen, als wäre durch die erlittne Bedrückung das Gepräge der Race so verwischt worden, daß die Liebe des Weibes sich eine Art Protektion der männlichen Schwäche anmaßen dürfe. In ihren Liebeslungen und Liebesgefängen setzen sie noch die Bezeichnung arm hinzu, als wenn Mitleid der Hauptbegriff in denselben wäre, und die Liebende sagt zum Geliebten oder die Mutter zu den Kindern: „Du armes Herzchen.... du armes Köpfchen.... armes Läubchen....“

armes Faltchen u. s. w. Diese melancholische Weise tritt in den Reden der Zigeunerinnen dieser Gegenden noch stärker hervor indem sie sich in die allegorischen Ausdrucksformen mischt welche dem Geist orientalischer Völker so tief eigen sind. So theilen die Cygany immer die Leiden der Völker deren Brot sie essen, als hätten sie der eignen, schmerzlichen, nicht genug. Das ist die einzige Art von Dank, den sie darbringen und er ist zwecklos und poetisch, wie die Dankenden selbst.

In Bukarest und Jassy führte man uns mehrere Truppen von Zigeunervirtuosen zu, in denen wir ein großes Stück von der musikalischen Ader wieder fanden. Sie haben ganz reizende Melodien und wir legten während den schönen Abenden die wir im Anhören ihrer Concerte zubrachten eine interessante Sammlung an. Ihre Melodien unterscheiden sich in Charakter und Nüancirung ziemlich wesentlich von denen der ungarischen Zigeuner, deren aufgeregtes, sprudelndes Element in der Moldauwalachei durch die Begleitung eines meist auf die bloße Tonika beschränkten Pedalbasses niedergehalten ist, durch welchen die Harmonie in fortwährende Fesseln gleichsam an eine sterile Erdscholle gebannt ist. Wenige Gesänge ausgenommen sind ihre Motive fast alle zum Tanz bestimmt, ohne daß diese Form wie bei uns sich von ihrer ursprünglichen Bestimmung emancipirt um sich den Launen der Phantasie, den capriciösen Sprüngen der Einbildung des Virtuosen hinzugeben. Auch ist die Haltung, der Gang dieser Melodien viel weniger entwickelt, nicht so frisch und

herausgepußt, nicht so kräftig. Man bemerkt überhaupt an diesen Gästen der Donanprovinzen eine bedeutende Abfärbung der Sitten des umgebenden Landes. Außerdem daß ihr Schritt, ihre Rede langsamer, ihre Geberde ruhiger, ihr Blick minder durchdringend und stolz, ihr Lächeln weniger unheimlich, ihre Bewegungen minder schrof geworden sind, haben sie auch einen Theil der dort üblichen Kleidung angenommen und tragen ihren langen Bojarenrock mit einer gewissen muselmännischen Feierlichkeit. Von dem rasenden Feuer, dem Delirium der Lustigkeit welche bei ihren andren Brüdern Feste und lärmende Vergnügungen herbeiführt, wissen sie wenig, oder verheimlichen dergleichen sorgfältig. Ihre künstlerischen Koketterien haben eher etwas von der ruhigen Wellenbewegung, dem leichten Hüpfen, welches den Tanz der Frauen in einem Harem charakterisirt. Der beste Maßstab für die Verweichlichung und Ermattung ihrer Kunst liegt in der Hauptrolle welche die Flöte in ihrem Orchester spielt. Auch bedienen sie sich oft eines Instruments mit vielen aneinander gereihten Röhren, ähnlich der antiken Panflöte, dessen sanfte Töne ihrem Orchester eine Art Abdämpfung mittheilen. Die Mandoline gehört zu den wesentlichen Elementen und trägt, indem sie mit ihren zarten hohen Tönen das Cymbal ersetzen soll, viel zur Schwächung der Klangwirkung bei.

Wie uns die tiefe Melancholie und die Kühnheit der Zigeunermusik eben immer wieder auf's Neue anzog, versäumten wir auf keiner unsrer Reisen uns nach allen Cy-

gang-Künstlern zu erkundigen, die sich in unsrer Nähe befinden konnten. Da sie durch alle Länder zerstreut leben, haben wir fast überall Einige gefunden; eine eingehende Erzählung dieser Begegnungen dürfte die Klippe der Monotonie kaum zu scheuen haben, indessen hat uns in Spanien der Zufall zu wenig begünstigt, als daß wir bestimmte Eindrücke hätten sammeln können. Sie scheinen auch hier wie überall der Musik zu pflegen, doch nur wenig und schlecht; sie begleiten nur einige Fragmente von Gesängen mit einer schlechten Guitarre, ohne jede Spur von Eigenthümlichkeit. Wenn man sie bei einbrechender Nacht um die zerfallenen Säulen der maurischen Ruinen oder katholisirten Moscheen von Sevilla und Cordova oder in den Schluchten der Sierra morena umherirren sieht, bezaubern sie mehr das Auge durch ihr Aussehen, als das Ohr durch ihren Glanz.

Im Übrigen darf man unter den in europäischen Ländern zerstreuten Stämmen nur sehr oberflächliche Verschiedenheiten erwarten. Ihre Lebensweise wird durch nichts Wesentliches modificirt, und wo man ihnen immer begegnet, unter welchem Himmelsstrich diese Pilger ohne Götter und ohne Altar sich umhertreiben, besteht der ganze Unterschied zwischen ihnen eigentlich nur, in den Entwicklungsgraden derselben Anlagen. Wenn auch in den materiellen Einzelheiten ihrer zufälligen Beschäftigungsarten einige Abwechslung vorkommt, ihre Armuth ist immer eine mehr oder minder drückende, ihre Fähigkeit die besten Gefühle die sie in sich tragen auf irgend eine Weise gel-

tend zu machen bleibt immer dieselbe, nur daß sie sich in mehr oder weniger bedeutender Weise ausspricht, ohne daß im Übrigen irgend ein Gegensatz einen wesentlichen Unterschied zwischen ihren entferntesten, sich selbst gänzlich fremden Stämmen herbeiführte.

XII.

Je mehr wir den Zigeuertypus als eine auffällige Erscheinung, als einen mächtigen Hebel in Literatur und Drama erkannten, jemehr wir die Vorfechter der literarischen Bewegung unsrer Zeit sich mit Zigeunergefühl durchdringen sahen, je näher wir die Zigeunerkunst durch Anhörung ihrer besten Virtuosen, ihrer vorzüglichsten Interpreten, durch Vergleichung ihrer lokal und formell verschiedenen aber in Charakter und Inhalt identischen Kundgebungen kennen gelernt hatten, jemehr wir sie durch Arbeit uns aneigneten indem wir ihre zerstreuten Fragmente zu verbinden, zu coordiniren, die üppige Blume auf einen fruchtbringenderen Boden zu verpflanzen, sie auf dem gemeinsamen Kunstgebiet einheimisch zu machen suchten, um so öfter stellten wir uns die Frage ob es unmöglich sei, den Zigeunerkünstler mit allen den Vortheilen zu begaben welche fleißiges Studium seinem im ersten Aufstrahl so glänzenden Kunstgeist hinzufügen könnte? Ob man durch sorgliche Pflege nicht eine jener exotischen Pflanzen in den Klimaten der Civilisation zu vollerm Wachsthum entfalten könne? Ob nicht durch das Pfropfen der Adoption

seine Früchte auf einem zur Veredlung seines Geschmacks, zur Milderung seiner scharfen Säfte geeigneteren Baum zur Reife gelangen würden? Ob anhaltend liebevolle Beziehungen nicht endlich die der Zigeunerfreundschaft innewohnende Leichtfertigkeit zu besiegen im Stande wären?

Es war in Paris, zu einer Zeit wo unsre Gedanken grade nicht sehr mit allen Zigeunern beschäftigt waren die wir gekannt und gehört hatten, als eines Morgens Graf Sander Teleky bei uns eintrat in Begleitung eines etwa zwölfjährigen, in Husarenjacke und verbrämte Pantalons gekleideten Knaben von schwarzbrauner Gesichtsfarbe, wildwachsenden Haaren, kühnem Blick, einer Haltung als wollte er sämtliche Könige der Welt herausfordern, und mit einer Geige in der Hand. „Da sieh,“ sagte der Graf, und stieß ihn an den Schultern auf uns zu, „hier bringe ich dir ein Geschenk!“ Groß war das Erstaunen aller Anwesenden welche dieser für französische Sitten äußerst befremdenden Scene beizwohnten. Unter andren war es Thalberg, der nicht aufhörte mit Fragen in uns zu dringen, was wir denn mit diesem Cadeau anfangen wollten? Auch wir waren nicht minder überrascht, denn wir gedachten längst nicht mehr des einst in Ungarn ausgesprochenen Wunsches, eines jungen Zigeuners habhaft zu werden der mit Begabung für die Geige eine Fähigkeit zu weiterer Ausbildung in sich trüge, jedoch erriethen wir beim Anblick des schwächlichen, nervösen, aber augenscheinlich schon härbeißigen kleinen Wesens alsbald, daß hier unsrem Verlangen durch einen kleinen Cygan

und Landsmann willfahrt worden sei. Der Graf hatte in der That, als er mit uns zugleich das Land verließ, die Aufmerksamkeit gehabt auf seinen Gütern den besondern Befehl zu geben daß, wenn in der Folge ein junger Mensch wie wir ihn während unsres dortigen Aufenthalts vergeblich gesucht hatten, sich finden sollte, man ihn direkt nach Paris zu senden habe, und das schnippische Geschöpfchen welches er uns heute zuführte, war vor Kurzem auf seinen Besitzungen entdeckt und ihm zugeschickt worden, nachdem man es vorher als Gegenstand einer liebenswürdigen Fremdesgabe angekauft hatte.

Wir behielten den Knaben anfangs in unsrer Nähe und fanden ein höchst pikantes Vergnügen daran, die Entwicklung seiner Launen und Triebe in einer für ihn so neuen Umgebung zu beobachten. Sein ganzes kleines Wesen war schon von Stolz beherrscht, der sich unter den verschiedensten Formen besonders durch tausenderlei naive und kindische Eitelkeiten kundgab. Daß er aus Raschhaftigkeit stahl, alles Weibliche ewig umarmen wollte, alle Gegenstände deren Mechanismus er nicht kannte, zerbrach, waren sehr unbequeme aber natürliche Fehler, die sich wohl von selbst abschleifen mochten; es war indessen nicht leicht damit zu Ende zu kommen, sie nahmen nur eine andre Wendung. Josy wurde bald im Kreis unsrer Bekanntschaften ein kleiner Löwe, und seine Privatconcerte erhielten seine Börse in gutem Stand. Daß auf solche Weise immer ziemlich reichlich vorhandne Geld wußte er bald mit der Gleichgültigkeit und Disinvoltura eines

Magnaten auszugeben. Der vornehmste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war die Eleganz seiner kleinen Person. Seine Koketterie war unglaublich und ging bis zur Biederkeit. Schöne Spazierstöckchen, Vorstecksnadeln und Uhrketten mußten bei ihm immer abundant und in anständiger Mannichfaltigkeit vorhanden sein. Cravatten und Westen konnten ihm nie genug schreiende Farben bieten und kein Haarfräusler war ihm zu vornehm zum Frisiren und Lockenbrennen. Das Abdonisiren war die große Aufgabe seines Lebens. Aber er hatte in dieser Hinsicht einen Kummer, der ihm am Herzen nagte und seine Freuden vergiftete: seine Haut war im Vergleich zu den umgebenden Gesichtern so braun, so gelb! Er bildete sich ein, durch häufigen Gebrauch von Seifen und Parfüms, wie er sie von den beneidenswerthen Besitzern eines brillanten Teints mit so vielem Erfolg angewandt sah, diesem Übel Abhülfe zu verschaffen und er hörte nicht auf, Ankäufe solcher Art zu bewerkstelligen. Er lief in die bestversehenen Läden und kaufte Alles auf, was ihm zweckdienlich schien. Dabei warf er immer nur Fünffrankenstücke auf den Tisch, denn er war ein viel zu vornehmer Herr, um sich kleines Geld herausgeben zu lassen.

Es wurde bald unmöglich, ihn auch nur im Mindesten zu überwachen, denn er hatte sich bei allen unsren Freunden zum Dandy-Künstler emporgeschwungen. Da wir außerdem unsre Reise nach Spanien vorbereiteten, vertrauten wir ihn Herrn Massart, Professor der Violine am Conservatorium an, welcher uns versprach der Ent-

wicklung seiner erstaunlichen musikalischen Anlagen die ernsteste Sorge zu widmen, während der Vorsteher der Pension in welche er gegeben ward, seinen Geist und sein Herz zu bilden übernahm. Als wir abgereist waren bestätigten die Nachrichten über ihn mehr und mehr die Befürchtungen die wir über das Gelingen des an ihm versuchten Erziehungsplans hegten. Die Musik ausgenommen war es unmöglich, seine Intelligenz irgendwie zu einer geregelten Thätigkeit anzuhalten. Er hatte für Alles was er nicht wußte die unüberwindlichste Geringschätzung und war, ohne es einzugestehen, gründlich von seiner Überlegenheit über Alles was ihn umgab durchdrungen. Er hatte an Nichts Geschmack und interessirte sich als ein ächter Wilder nur für seine Vergnügungen, seine Geige, seine Musik.

Als Graf Teleky ihn uns in seinem ungarischen Zigeunerkostüm übergeben hatte, war er noch mit seiner angestammten Geige versehen. Auf dem so gut es eben ging zusammen geleimten und mit eher zum Erhängen als Spielen tauglichen Saiten bezognen Brettchen musicirte er schon damals mit einem merkwürdigen Aplomb und unvergleichlichen Feuer die klingendsten Frischkas. Es fehlte ihm nicht an Leichtigkeit, er spielte sehr gern und konnte Stunden damit verbringen halb nach dem Gehör, halb improvisirend zu streichen und mischte dabei nur sehr unwillig Motive ein wie sie unter uns im Schwang waren. Diese kamen ihm meist fad und läppisch vor. Nur für eine Melodie, welche er manchmal von uns auf dem

Piano gehört hatte war er sehr eingenommen und regairte sein Publikum damit, indem er sie in seiner Weise auf eine so drollige Art heraufstafirte, daß er nie verfehlte einen vollständigen Erfolg der allgemeinsten Heiterkeit zu erringen. Sobald er aber zu studiren angefangen, bewies er eine Unfolgsamkeit mit der nicht auszukommen war. Niemand konnte ihn überreden, daß seine gewohnten Manövers nicht unendlich viel schöner seien, als Alles was man ihm beibringen möchte und er lebte der innigsten Überzeugung daß er ein Opfer barbarischen Zwanges sei, so oft sein Lehrer nur im Geringssten Miene machte sich nicht von ihm belehren zu lassen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man uns bald schrieb: Josph werde größer, aber er ändre sich nicht, mache keine Fortschritte und es sei unmöglich, etwas mit ihm aufzustellen. Unsr Partheilichkeit wollte dennoch in den Zickzackbriefen die er uns übersandte und die ganz den Stempel orientalischer Emphase an sich trugen, einen Beweis seines Fleißes bemerken. Um ihn eher wieder zu sehen, ließen wir ihn uns entgegen nach Straßburg kommen. Im Augenblick wo wir dort anlangten, dachten wir gar nicht an ihn. Als wir aber den Wagen verließen, fühlten wir plötzlich die torturartigsten Händedrucke und wurden unter den Umarmungen eines jungen Unbekannten fast erstickt. Es kostete uns einige Augenblicke Besinnen, um unsren kleinen Chgan der Steppen, den jungen Wildfang, in diesem nach Pariser Mode elegant gekleideten jungen Gentleman wieder zu erkennen. Nur die gekrümmte Nase,

die asiatischen Augen und der, trotz allen Ölen und Cosmetiques von Frankreich, dunkle Teint Tzschy's waren dieselben geblieben. Und sein Selbstbewußtsein auch! denn als wir ihm überrascht zuriefen: „Ei, Tzschy! Du siehst ja aus wie ein junger Herr!“ antwortete er ganz unverdutzt und mit der Miene eines Hidalgo: „Ich bin ja auch einer!“ Er bewahrte im neuen Anzug seinen üppigen Redestyl und die Grandezza seiner Geberden. Fortan wurde es uns schwer länger die Täuschung zu hegen, diese zähe Zigeurnatur in den Schranken des socialen Lebens und auf fest vorgezeichneter Bahn zurückzuhalten.

Wer aber den Erfolg lebhaft gewünscht hat, steht nicht sobald davon ab. Wir dachten uns, daß vielleicht eine den Feldern und Bergen nähere Umgebung einen bessern Einfluß auf ihn üben würde. Wir sandten ihn nach Deutschland an den Fuß des Schwarzwaldes zu einem ganz vortrefflichen Musiker, Herrn Stern, zur Zeit Violinist in der Kapelle Sr. Hoheit des Fürsten von Hohenzollern in Löwenberg. Er konnte nirgends in bessern Händen sein. Wir setzten noch einige Hoffnung darauf, daß dieser Aufenthalt, der ihn der Natur wiedergäbe und ihn den Miasmen einer großen Stadt, den Gefahren neuer Korruptionen als Zuwachs seiner von Natur wenig tugend-samen Anlagen entzöge, vielleicht noch zu seinem bessern Gedeihen beitragen könne.

Einige Zeit darauf befanden wir uns in Wien. Wir hörten von einer neuangekommenen Zigeunerbande und gingen eines Abends in den Gasthof zum Zeisig, um

einmal zu sehen, ob es der Mühe werth sei sich näher mit ihnen zu befassen. Keiner von uns dachte entfernt daran, hier die Spur eines bekannten Gesichts wieder zu finden und alle Welt war deshalb über die sichtliche Bewegung erstaunt welche unser Eintritt hervorrief. Plötzlich kam ein schlaungewachsener junger Mensch aus der Gruppe auf uns zu, stürzte zu unsren Füßen nieder und umfaßte unsre Kniee mit den leidenschaftlichsten Geberden. In demselben Augenblick waren wir von der ganzen Truppe umgeben und man überhäufte uns ohne Weiteres mit Handküssen, mit Dankfagungen, mit tausend Ausdrücken der Erkenntlichkeit von denen wir keine Sylbe verstanden. Mit vieler Mühe erlangten wir endlich die Aufklärung, daß Jener, der mit enthusiastischem Eljen Liszt! sich vor uns niedergeworfen, der ältere Bruder Jozsh's sei. Er hatte sich schon bei unsern Leuten erkundigt und erzählte nun prahlend und schluchzend alle Wohlthaten die wir dem armen verkauften Knaben erwiesen hätten, was ihn übrigens nicht daran verhinderte sogleich, wenn auch nur schüchtern, darauf anzuspieren, daß er ihn gern wiedersehen und wieder haben möchte. Da wir denn von den letzten Nachrichten seines neuen Lehrers durchaus nicht befriedigt waren und die Hoffnung aufgaben, einen denkenden Künstler aus Jozsh zu machen, so widerstrebte uns der Gedanke einer Organisation Gewalt anzuthun, welche nun einmal die Temperatur unsrer Gesellschaft nicht vertragen konnte. Wir fühlten Strupel einem rebellischen Willen Zwang aufzuerlegen und machten uns ein Gewissen daraus den

Zweig vom Stamme zu trennen. Konnten wir dafür stehen, daß die europäische Welt ihm etwas Besseres zu bieten habe als die Freuden der Natur gegen die sie ihn vielleicht unempfindlich gemacht hätte?

Wir ließen ihn nach Wien kommen, damit er, wenn es sein Wunsch wäre, sich mit den Seinigen wieder vereinigen könne. Sein Entzücken bei ihrem Wiedersehen war unendlich und man konnte fürchten er möchte närrisch werden. Wenn er sich auch aus Eitelkeit eine andre Haut gewünscht hatte als die seiner Race, so bewies er doch jezt, daß er diese selber nicht verläugnete. Kaum hatten sie sich wieder gefunden, so verschwand Jozsy und die Bande aus der Stadt um dem Vater des Stammes das verlorne Kind wieder zu zeigen. Nach seiner Rückkehr war Jozsy unerträglicher als je und bat uns unter den heftigsten Dankbarkeitsbezeugungen sogleich und für immer zu seiner Horde zurückkehren zu dürfen. So trennten wir uns denn, nachdem seine Börse durch eine kleine Sammlung nochmals gefüllt worden war. Freilich wurde sie durch einen monströsen Schmaus alsbald wieder leer, den er trotz dem Abschiedsfest, welches wir ihnen veranstalteten, seinen Brüdern gab.

Wir haben nie erfahren, was später aus diesem widerhaarigen Schüler geworden ist. Werden wir ihn vielleicht einmal am Saum eines Waldes, mit der Geige in der Hand, rauchend oder träumend wiederfinden?*)

*) Diese Frage wurde uns seit dem Erscheinen der französischen Ausgabe dieser Blätter ebenso unvermuthet als erfreulich beant-

XIII.

Die Zigeuner, die aus allen Strömen der Erde Wasser schöpfen und Brod essen von all' ihren Furchen, schlugen einst vor langer, langer Zeit ihre Zelte in den Ebenen

wortet, und zwar durch Józsi selber, dessen Brief nebst unsrer Antwort an ihn wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

Debrezin am 30ten December 1859.

Euer Hochgeboren!

Aus Anlaß dessen daß ich zunächst in der hierländischen Sonntags-Zeitung vom 25ten d. M. einen Auszug aus Ihrem Tagebuche unter dem Titel „Der Zigeuner Józsi“ gelesen hatte, in dessen Inhalte Euer Hochgeboren das mit mir vor 13 Jahren vorgegangene Bewandniß so treu schildern: erlaube ich mir mein Gegenwärtiges hiemit ehrerbietigst an Euer Hochgeboren zu richten. —

Indem ich jetzt als ich bereits verheurathet und Familienvater bin, im Besitze eines ruhigen Gemüthes und reinen Menschen-Verstandes mit Behmuth darauf denke daß ich in meiner Jugend das Glück hatte unter Euer Hochgeboren Schutze und Protektion stehend, in die große Welt eingeführt, und in der Kunst ausgebildet zu werden, allein dieß durch meine damals unverbesserliche Verdorbenheit und Fremdheit zu Alles was Edel, Erhaben, und Kunst ist: Ihnen unmöglich geworden, und Sie auf mein Eigenes, und meines Bruders Ansuchen mich reichlich belohnt — als einen für die Kunst nicht mehr heranzubilden möglichen schlechten Zigeuner-Burschen wieder in meine Heimath entließen. —

Seht sehe ich ein daß ich meine Zukunft — mit einem Worte — begraben habe. — Dieß ist aber schon unabänderlich!!!

Allein als Sie laut dem Schlusse ihrer Verständigung in Ihrem Tagebuche von mir noch etwas zu hören wünschen: so ergreife ich diese Gelegenheit und bringe Ihnen unterthänigst zur Kenntniß daß

auf, in welchen der magharische Stamm sich festgesetzt hatte. Wiewohl diese Abkömmlinge einer gleichfalls aus

ich hier in Debresin in meiner Heimath als ordinärer Zigeuner in der Kapelle diene, unter meine Genossen zwar, und auch vom Publikum geachtet bin, weil ich meine Violin auch jetzt noch ziemlich spiele. Auch habe ich eine hiesige Zigeunerin vor drei Jahren geheurathet und bereits einen Sohn im vorigen Jahre gewonnen, welchen ich auf Ihren Wertheften Namen *Franz* taufen ließ, und war so frei Euer Hochgeboren zum Gebatter zu wählen; und wir den Tauf mit einer lebhaften Unterhaltung den ferne im Auslande weilenden Gebatter mit hochgeschwungenen Bechern begrüßend abgehalten haben. —

Indem ich nun zu dem bevorstehenden Neuen Jahre Euer Hochgeboren viel Glück und ein langes Leben mit Gesundheit wünsche ist mir Ihre wertheste Erinnerung in meinem Herzen eingeprägt, und bewahre das von Paris mitgenommene Hochdero Portrait in meiner armen Behausung so lange ich lebe, und später auch meine Nachkommenschaft als Heiligthum.

Mit tiefster Hochachtung geharrend
Euer Hochgeboren unterthänigster Diener

Sárai József

oder der Zigeuner Józsi

in der ersten Musik Kapelle des Boka Károly.

Herrn Sárai József (oder der Zigeuner Józsi in der ersten Musik Kapelle des Boka Karoly) — Debresin in Ungarn.

Lieber Józsi!

Selten hat mich ein Brief so angenehm überrascht und herzlich erfreut wie der Deine. Ich sage Dir einstweilen meinen besten Dank dafür, indem ich mir vorbehalte, Dich gelegentlich in Deiner Heimath Debresin zu besuchen.

Fast möchte ich Dich darum beneiden, daß Du der civilisirten Ausbildung und Musikmacherei, ihren Einschränkungen und Abstumpfungen, entwichen bist. Ihr Zigeuner habt noch frischen, unmittelbaren Genuß am Leben; euer Musciren ist frei und heiß, wie

weiter Ferne hergewanderten Race mehr als andre erobernde Barbaren, die Sprache der alten römischen Welt angenommen hatten, blieben sie im Übrigen freier von ihrem Einfluß, denn sie fanden in dem von ihnen besetzten Lande wenig Spuren ihres Geistes, ihrer Gesetze, ihrer Kultur und wenig Beziehungen zu der Hauptstadt jenes Reiches, welches auch sie zerstückten halfen. So mochte

das Wallen Eures Blutes. Kein Schwätzen und Schmieren der Pedanten, Klügler, Kritiker, und der ganzen nichts-heißenden Sippenschaft kann Euch beikommen; mit Eurem Fidelbogen erhebt Ihr Euch über alles Elend der Welt und spielt es trohend hinweg.

Ja, mein lieber Zoshy, Du hast wohlweislich daran gethan, Dich nicht in Concertsälen herumzuplacen, und den blaffen, sauren Ruhm eines gediegenen Violinisten zu verschmähen. Als Zigeuner bleibst Du Dein eigener Herr, und bist nicht darauf angewiesen, (wie dies der Fall jetzt ist bei den civilisirten Künstlern) andre Gefellen um Entschuldigung und sogar um Verzeihung zu bitten, wenn Du etwas ordentliches geleistet! —

Grüße mir bestens Deine Frau, und laß' es Dir angelegen sein, sie recht glücklich zu machen. Sehr herzig ist es von Dir, daß Du mich zum Taufpathen Deines Kindes gewählt hast. Ich will den Ferencz besonders lieb gewinnen und ihm nächsten eine kleine Geige als Spielzeug zuschicken, — durch Remenyi (einen vortrefflichen und glänzenden Zigeuner in partibus) der Ende dieses Monats in Pesth zu concertiren beabsichtigt. Dein Zunge soll sogleich auf der Fidel hin und her trillern, so daß ihm der Fingersatz frühzeitig geläufig wird.

Empfehle mich dem Meister Boka, dessen nähere Bekanntschaft mir sehr angenehm sein soll, und sei versichert, lieber Zoshy, daß ich Dir stets verbleibe

anfrichtig wohlgewogen und freundlichst

Weimar 14ten Januar 1860.

F. Liszt.

es kommen, daß sie vielleicht eine dunkle Erinnerung ihrer eignen Wanderungen, ihrer gleich den Zigány uncultivirten Vorfahren bewahrten und deswegen, als sie Jene ins Land hereinkommen sahen, vermuthlich keine so lebhaft Abneigung als andre Völker gegen ihre Lebensweise empfanden, keinen so rohen Druck auf ihre Nomadengäste übten, deren zügelloser Unabhängigkeitstrieb ihnen zweifelsohne nicht ganz unverständlich schien. Da sie die ewig wandernden Stämme im Ganzen inoffensiv fanden, ließen sie dieselben friedlich und unangefochten, und sie, die sich hier minder als anderswo von drückenden Maßregeln angefeindet und geplagt fühlten nahmen gern längeren Aufenthalt, ja bleibende Stätte in diesem weniger feindlichen Lande. Wiewohl gegen jedes Gesetz, gegen jeden gouvernementalen, theokratischen oder administrativen Begriff sich auflehnd, und jede Gewöhnung, jede Stabilität, jede Association der Interessen verschmähend, zeigten sie sich ohne Böswilligkeit, ja fast freundschaftlich einer Nation gegenüber, in welcher religiöser Fanatismus, sociale Einrichtungen und Vorurtheile nicht so weit gingen, ihnen den Genuß des Daseins, wie sie ihn verstanden, streitig zu machen. Hier, wo keine Feindseligkeit sich in die Geheimnisse ihrer Landstreicherei zu drängen, sie in ihrem Thun und Lassen zu hindern versuchte, wo man ihnen eine Ausnahmstellung in ihrem Verhalten zu den andern Menschen stillschweigend zusagte, hier blieb ihnen auch Wunsch und Bedürfnis fremd ein Land wieder zu verlassen, das ihnen die kleine Pension für's Nichtsthun nicht

verkümmern wollte. Im Gegentheil fühlten sich die Rommy's fast heimathlich wohl in dem Schoos einer ebenso reichen als milden Natur, die allerdings des excentrischen Zugs der Polargegenden oder tropischen Breiten ermangelt, deshalb grade aber auch wieder frei ist von deren beengenden und erschlaffenden Monotonien von jenen scheinbar ewig wählenden Geißeln eines anhaltenden Winters oder Sommers. Dies Klima bot ihnen eben jene Mannichfaltigkeit von Eindrücken und Schönheiten, nach denen sie lüstern sind: vorübereilende, aber glänzende Bilder eines starren, schneeprangenden Winters, eines brennenden, gewitterschwülen Sommers, und zwischen beiden eines lachenden Frühlings, eines hoheitvollen Herbstes. So gingen sie keines der besonderen Eindrücke der entschiedensten Temperatur-Gegensätze verlustig und konnten sie nach Herzenslust genießen ohne Furcht vor einer sengenden Wüsten-sonne oder den giftigen unbezwinglichen Koftgängern einer tropischen Vegetation, ohne auch wiederum der tödtlichen Langweile endloser nordischer Nächte erliegen zu müssen. Hier mochten sie Behagen darin finden in den Tagen des Frostes ihre Verwegenheit, ihre Abhärtung zu üben um dann, und bald nachher, Licht und Gluth der Hundstage aus erster Hand zu genießen. Dazwischen hatten sie dann wieder grauen dunstigen Himmel, Nebel und Regentage. Weil sie aber unter allen Reizen der Natur ihre Gaben plötzlichen Wechsels am Höchsten schätzen und sich dann am Meisten in sie vernarren, wenn sie, ein Proteus, beständig ihre Formen ändert, so mußte ihnen ein Land

höchlich zusagen, wo sie sich in den unaufhörlichsten Wandlungen bewundern läßt. Da hatten sie weite Ebenen, breite Ströme, mächtige Wälder, endlose Einöden, wechselnde Berge und Hügel, Heerden und Weingärten, undurchdringliche Wildniß und reichbelebte Städte und zu dem allem ein heldenkühnes, herzliches Volk. Da ließen sie das Leben bald lustig, bald schmollselig über sich ergehen, immer aber im trunkenen Bewußtsein der beweglichen Unabhängigkeit mit welcher sie ohne vermittelnde Übergänge in der Kunst wie in der Wirklichkeit sich den leidenschaftlichen Anfällen eines düstren Humors, eines prickelnden, gegenstandlosen Kammers, den Alles erregt und den Nichts verursacht, ungehindert überlassen durften, wenn ihrem mächtigen Sinnen der unheimliche Ruf des Käuzchens antwortet und das Sehnen ihres Tages den Schatten der Wolken auf der Ebene folgt oder stundenlang sich am mystischen Glanz des Glimmers und Quarzes nährt. Wenn der Winter wie ein barbarischer Eroberer abzieht der dem Sieger nur ein verheertes Land überläßt und die verwirrte Natur jene Überschwemmungen schaut, welche die Ufer verheerend und Schrecken verbreitend mit einer höhnischen Heuchelei ihre crySTALLnen Tafeltücher ausbreiten in denen die Frühlingssonne wie in immensen venetianischen Spiegeln über welche man hin und wieder eine Hand voll Brillanten gleiten ließe ihr lächelndes Bild erblickt; wenn die gleich einem schnaubenden Renner dampfende Erde mit einer herben belebenden Feuchtigheit die Lüfte erfüllt; wenn der Schrei der Angst

und des Todes sich ungehört im vollen Aufjubeln der das Joch ihrer Thatkraft abschüttelnden Erdgewalten verliert; wenn, eine strahlende Überwinderin, die Natur unberührt an dem Verzweiflungskampf der Menschen mit diesem Befreiungstaumel der Elemente vorübergeht — dann mag der Zigeuner mit allen Poren diese schmerz- und siegestrunkene Luft einsaugen, wo alle Trauer im Kampftruf der entfesselten Mächte verhallt, wie er selber seinen Gram in Klänge excentrischer Lust zu tauchen gewohnt ist. Er mag gänzlich aufgehen in all' diesen Peripetien wo soviel Dunkel von soviel Glanz überhüllt wird, um sich dann auf's Neue den Zeiten einer scheinbaren Fühllosigkeit, einer an Stumpfsein gränzenden Faullenzerei hinzugeben, wenn es ihm genügt zweck- und ziellos über Brachfelder zu schweifen, wo Herbstnebel ihn mit ihren feuchten Liebkosungen umfassen, oder die Nadelwälder nach allen Richtungen zu durchirren, und ohne je zu summiren die Myriaden von Streiflichtern zu zählen, oder auch verwundert die Strichwolken zu betrachten, welche dem sinkenden Tag gleich langen schmalen Schwertfischen zum Untergange ruhig nachschwimmend folgen; oder sich in einer engen Laubeskuppel behaglich hinzustrecken, und den frühen Tag mit einem grünlichen, milden Licht sich leise zitternd durch die kaum erschlossnen jungen Blätter stehen zu sehen; oder von irgend einem Hügelabhang dem in sanftem Winde wie ein flüssiges Goldmeer wogenden Weizenfelde zu lauschen, oder zu schauen, wie der Himmel mit seinem tiefen, fleckenlosen Blau sich in einem schlammigen Pfuhl

spiegelt, ganz wie, kraft einer erhabenen waltenden Gnade das Gefühl des Schönen auch aus einer getrübbten Seele wieder zu scheinen vermag, aus der Seele eines elenden Zigeuners, der als Zigeuner sich mehr zur Natur als zur Menschheit gehörig fühlt.

Dank der Art von Gottesfrieden, den sie hier genossen, konnten die Zigeuner ihre Eindrücke und Geistesanlagen genugsam concentriren und sammeln, um die geheimen Gründe ihrer ausschweifenden Anhänglichkeit an das freie Naturleben, an ihr räthselhaftes Geschlecht, an ihren dunklen Ursprung poetisch auszusprechen. Sie konnten sich selbst singen, und doch dabei fortfahren mit stolzer Trauer ihre Traditionen, wenn sie deren besaßen, die Sagen von ihrer Niederlage, vom Verlust ihres Herdes, ihres Vaterlandes zu verbergen, deren sie sich nicht schämen, da sie ja beharrlich verweigern ihr Ungedenken durch eine Vermischung mit glücklicheren Geschlechtern auszulöschen, und unerschütterlich vorziehen zu bleiben was sie sind: Zigäns und Pariaß. Hier hatten sie in gefahrloser Muße in einer von Hunger und Verfolgung selten gestörten Unthätigkeit hinlängliche Zeit zu träumen; ihre Einbildung konnte sich lange genug dichterisch bethätigen, daß ihr instinktiver Aufschwung sich in Begeisterung wandelte, bis ihr wesenloses Träumen einen Halt gewann. Hier durften sie ungehindert sich phantastischem Brüten überlassen, in süßem Müßiggang ihre Tage hinbringen, bis ihre Empfindungen eine Form annahmen deren langsame aber beständige Vervollkommenung eine ganz besondre, von allen Gährungen

ihrer leidenschaftlichen Seele erfüllte Kunst hervorbrachte. Die Sicherheit furchtloser Ruhe, freien Umherirrens in den Wäldern die Attila mit seinen Schaaren durchzogen, die Arpád erobert hatte, ohne die dringende Nothwendigkeit mühsamer Lebenserhaltung durch Betrug und List, gewährte ihnen die Möglichkeit in einer andern Sprache als der des Nothleidens zu den Menschen zu reden, sich nicht immer ihnen gegenüber auf Späße und Fabeln zu beschränken, Lüge auf Falschheit zu häufen. So waren sie zufrieden wenn auch elend, friedlich wenn auch ohne jeden andren Überschuß als die Beseitigung der dringendsten Bedürfnisse erheischte, und fanden Vergnügen daran sich einen unschuldigeren Pfennigverdienst auszufinnen als die Märchen der Chiromantie und die Prellereien des Pferdehandels. Da sie ein ergriffenes und empfängliches Publikum für ihre Sagen vom Wahren und Schönen in der Sprache der Kunst fanden, griffen sie gern zu diesem Mittel, sich selbst noch mehr als durch Varentänze zu erbauen, und das Publikum durch schwungvoll rhythmische Ergüsse ihrer Freude und Wehmuth zu entzücken. Der Beifall gewährte ihnen ein Echo, ein Rückstrahlen ihrer eignen Gefühle und spornte sie an, dieselben noch gewählter auszudrücken, und sie in so weit zu objectiviren als der Künstler es thun muß, um sich ein Urtheil darüber zu bilden, ob die Form dem Gefühl adäquat ist. Je mehr und besser sie sangen, desto mehr Liebe, Verständniß und freigebigen Dank ernteten sie ein und desto besser strebten und lernten sie zu musificiren.

Die von Natur reflexible Kunst kann nur in einem

reflektirenden Medium gedeihen. Ihr Germinationsverfahren geht nur in einer ununterbrochenen Bewegung unter dem Einfluß eines fortwährenden Kreislaufs des sympathischen Fluidums zwischen Künstler und Publikum vor sich. Ihr Wachsthum entwickelt sich nur unter der Bedingung, daß ihre ersten Triebe sich unter mannichfachen Strahlen geistiger Wärme vervielfältigen. In Zeiten und Umgebungen wo sie schon zu großartiger Entfaltung gediehen ist, finden sich oft Künstler welche augenblickliche Erfolge, leicht errungne Lorbern, banale Applause verschmähend, sich mehr auf die Bewunderung ihrer Nachfolger als ihrer Zeitgenossen berufen, wenn sie zu ihrem Gesang Gegenstände wählen die ihren Auditorien noch nicht geläufig sind oder den langsamen Fortschritten ihrer Kunst vorausseilen, um ihre unvermeidlichen Umwandlungen zu beschleunigen. Ehe die Kunst aber diese Periode erreicht, wo ihre Lebensfähigkeit ausdauernd genug geworden ist um weder unter dem Frost der Verkennung noch unter den Stürmen der Mißgunst, noch von der drückenden Opposition zäher Gleichgültigkeit zu leiden, vermag sie die Gebrechlichkeiten ihrer ersten Kindheit nur dann zu überstehen wenn sie in auffassungsfähigen Gemüthern ein fruchtbares Erdreich findet: denn sie gleicht auf dieser Entwicklungsstufe dem Feigenbaum Indiens, der nur dort eine reiche Vegetation erlangt, wo jeder der Zweige die er zum Boden senkt Wurzel fassen und selber wiederum ein Stamm werden kann. Der Boden ist die menschliche Seele und die Erzeugnisse der Kunst

bilden jenen symbolischen Wald dessen Bäume alle durch die obersten Zweige verbunden sind um durch ihre lebendigen Arkaden Schatten und köstliche Kühle zu gewähren. Ein Volk oder Land kann von dem Glanz der Kunst nur dann erhellet werden, wenn beim Erscheinen ihres ersten Phanal's auf der Höhe sogleich auf allen Gipfeln antwortende Leuchtfener sich entzünden. Die Kunst, diese unnütze Ausgelassenheit in den Augen des Positivismus, erfordert, als wäre sie eine exotische Pflanze in der Menschheit, vollkommen günstige Verhältnisse um sich in ihr zu acclimatiren. Sie besteht nicht für den Einzelnen sondern für die Gesellschaft, und so reich sie den Einsamen zu nähren vermag, mit so vielen Gestalten sie die Zurückgezogenheit dessen bevölkert, der sich liebend ihr hingiebt, kann sie dennoch an dem schwachen Hauch des isolirten Menschengestes nicht gesunden. Dieser trägt virtuell die Fähigkeiten zum Künstler in sich, die aber nur im Zusammenstrom mit andren lebendigen Quellen sich Luft machen können. Der Enthusiasmus der Gesamtheit ist der Kunst nöthig, wie ein fruchtbarer Schooß, der den Samen der Inspiration, des Genies empfängt und ausbildet. Ohne die Belebung desselben durch ihre mütterlichen Kräfte ist die Fehlgeburt unvermeidlich.

✓ In seinem träge hingelebten, ungeselligen Dasein (denn wiewohl in Gemeinschaft, lebt er nicht in Gesellschaft) ist der Eigener zu sehr von sich selbst erfüllt, um im Stande zu sein im Gefühl eines Andern aufgehen zu können; er kann das seinige als Künstler aussprechen,

aber nicht sich als Zuhörer das eines andern Künstlers assimiliren. Er ist sein ganzes Leben lang blind dem unmittelten Zug seines Herzens gefolgt, sein Wesen ist so ausschließlich affirmativ geworden, daß er sich nicht mehr in ein andres zu versetzen vermöchte, selbst um auch nur in der Kundgebung seiner Eindrücke sich das anzueignen, was sich der seinigen identisch erweist. So konnte der Zigenner nicht dem Zigenner als Publikum genügen. Er bedurfte überlegtere Zuhörer, die sich Rechenschaft von dem Gehörten geben konnten, damit, indem er sein Gefühl in eine Kunstform übertrug, er von ihnen den elektrischen Gegenschlag empfing, der zu öfterem Produziren reizt. Die Ungarn waren für ihn jene verständigen Zuhörer ohne welche seiner Kunst eine Apophthese gedroht haben würde. Die ungarische Civilisation verhielt sich dem Zigenner gegenüber nicht ungeschlacht erniedrigend*), sie machte sich nicht mit rigoristischen Kleinlichkeiten breit, erlaubte dem

*) „Ungarn ist die einzige Nation Europa's, welche die Zigenner „nicht gleichsam in eine Art Humanitätsacht erklärt hat. In diesem Lande, wo sich jede Klasse durch Privilegien von der andren unterschied, hatten auch die *Ezigány* die ihrigen. König Sigismund bewilligte ihnen 1423 einen aus ihrem eignen Schoos zu erwählenden „Magistrat und später war es der Großwürdenträger Palatin selbst, welcher ihr erstes Oberhaupt zu bestimmen hatte“ (Ungarn und die Walachei von Thouvenel). Man kann leicht denken daß diese Magistratswahl und Oberhauptsernennung wenig Bedeutung erlangte und beides mehr als ein Beweis von Rücksicht gegen dies Volk, eine Art gesetzliche und ausdrückliche Anerkennung seines Rechtes in Ungarn zu sein und zu bleiben anzusehen war.

Künstler ohne Paß und Taufschein von Stadt zu Stadt, von Feld zu Feld, von Wohnung zu Wohnung zu wandern und empfing ihn überall liebenswürdig ohne ihm von dem reichlichen Lohn, den Bewunderung seiner kräftig accentuirten Poesie spendete, etwas abzwacken zu wollen. Niemand verschloß ihm die Thüre; die Hütten nahmen ihn auf, die Paläste luden ihn ein; er wurde bei den Hochzeiten im Wirthshause willkommen geheißen und zu den Festen der Fürsten herbeigerufen. Die Civilisation entzog ihm nicht länger den Anblick ihrer Pracht, sie ließ sich im ganzen Glanze ihres Luxus vor ihm schauen, ließ ihn alle ihre Vorzüge in der Nähe betrachten. Wenn also die Czigany ihre Kunst zur vollkommenen Blüthe entfaltet haben, so verdanken sie dies der sympathischen Intuition mit welcher die Ungarn dem Werth und Gefühl derselben entgegen kamen.

XIV.

Wollte man versuchen ihre Musik zu zergliedern, auseinanderzusetzen, um ihr Gewebe zu beurtheilen und mit dem der unsrigen zu vergleichen, so müßte man zuerst den Hauptunterscheidungsnerb zwischen Beiden bloßlegen und es wäre in diesem Fall vor allen Dingen zu erwähnen, daß ihr Modulationsystem auf einer Art gänzlicher Verneinung jedes bestimmten derartigen Systems beruht. Die Zigenner erkennen so wenig in der Kunst wie im Leben irgend ein Dogma, Gesetz, eine Regel oder Disciplin an.

Alles ist gut, Alles erlaubt, wenn es ihnen gefällt. Sie scheuen vor keiner musikalischen Kühnheit zurück, wenn sie nur ihrem kühnen Trieb entspricht, wenn sie eine treue Spiegelung ihres Wesens in ihr erkennen. Die Kunst ist für sie keine lernbare Wissenschaft, kein handthierliches Geschäft, keine gleich der Gaukelei durch gewisse Griffe zu erringende Geschicklichkeit, keine Hexerei die man durch eine Formel wie nach einem Recept ausüben kann. Die Kunst ist ihnen eine vergeistigte Sprache, ein mystischer, nur den Eingeweihten verständlicher Gesang, sie ergreifen sie nur vom Bedürfniß eines mitzutheilenden Inhalts getrieben und lassen sich in der Vermittlung durch keine äußerlichen Rücksichten bestimmen. Sie erfanden ihre Musik und erfanden sie zu ihrer eignen Lust, um die eigne Seele zu sich selbst reden und singen zu lassen, um in tiefen, ergreifenden Monologen das Ich dem Ich kundzugeben. Wozu also hier Gesetz und Schranken, welche sie nirgends anders dulden? Sie besitzen eine uranfängliche Tonleiter und Sprache und haben nie eine religiöse Schene und Treue als in Bewahrung dieser beiden gezeigt. Im Übrigen kennen sie keine Kunstvorschrift, am wenigsten für das Verhältniß der Tonarten untereinander. Die vermittelnden Übergänge sind bei ihnen so wenig bindend, daß man sie eine äußerste Seltenheit nennen und selbst wo sie vorkommen eher für einen Anhauch moderner Composition, für ein Verwischen und Verwittern des ursprünglichen Geistes halten darf. Übergangsaccorde sind, mit geringen Ausnahmen bei dem festen Ergreifen einer Tonalität nach der

andern in der ächten Zigeunermusik ein ungekannter Zug. Und vor solchen Salto mortale's sperren dann meistens unsre Musiker den Mund gewaltig auf. Oft überrumpelt, meist gepackt und überlegen, wissen sie nicht was sie dazu sagen sollen, bis sie etwa auf den Ausweg gerathen möchten: „Ja, das wäre ganz schön, wenn's nur auch richtig wäre!“ und dabei vergessen, daß unter gewissen Bedingungen das Schöne nur in dem Maße als Schönes erscheinen kann, als es sich gewisser eingebildeter Fesseln entledigt, welche nicht von Anfang und überall bestanden haben und sich nicht bis in alle Ewigkeit erhalten werden. Meist fangen unsre Musiker, gut geschulte und gebildete Leute, damit an, alles Verständniß dieser Art plötzlichen Untertau- chens in ein zugleich glühendes und eifiges Element von sich abzuweisen, nicht die mindeste Auffassung für dies Stürzen aus einer Tonalität in die entfernteste, aus einer Weise in eine ganz verschiedne zu verrathen, weil sie eben dergleichen nicht gelehrt worden sind und keine Ahnung davon haben, wie der Kommy sich ebenso aus einem Seelenzustand in den andren ohne jede Vermittlung hinreißen läßt, ohne das mähliche Schwinden und langsame Werden der Gegen- sätze, die aufscheinend ganz ohne Verwandtschaft sind. Der Musiker von Fach ist demnach bei der ersten Begegnung von der theoretischen Ungereimtheit der Kunsterscheinung betroffen, die den unbewußten Zuhörer in ihren Zauber- kreis zieht, ohne daß er sich von der kühnen Seltsamkeit hrer Wirkung Rechenschaft zu geben vermöchte.

Nach Hervorhebung dieses Hauptpunktes ließe sich das

über ihre Musik zu Bemerkende am besten zusammenfassen, wenn wir drei Elemente näher betrachten welche ihren Charakter bestimmen: ihre in der europäischen Harmonie gänzlich ungewohnten Intervalle, die wesentlich zigennerischen Rhythmen und eine hervortretend orientalische, sehr üppige Fioritur.

Ihre Mollscala enthält meistens die übermäßige Quarte, die verminderte Sexte, die große, übermäßige Septime. Durch die übermäßige Quarte erhalten die Harmonien oft einen seltsamen Schimmer, ja einen blendenden Glanz. Die Musiker werden gleich herausfühlen, wie sehr diese dreifache und gleichsam unausgesetzte Modifikation der Intervalle diese Harmonie von der unsrigen unterscheidet. Dem *Fait accompli* einer so großen Popularität gegenüber, wie deren die Zigeunermusik sich rühmen darf, ist es nicht mehr gerathen sie von vornherein zur Cacophonie stempeln zu wollen, was gewiß mehr als ein gelehrter Contrapunktist auf die bloße Darlegung einer solchen Verletzung geheiligter Traditionen zu thun geneigt sein möchte. In den Künsten vermögen alle Reden und Gegenreden nimmer zu dem Schlußbeweis zu führen, daß eine Sache an und für sich gut oder schlecht sei. Es weht eine ungreifbare Flamme, ein Prinzip tiefer Ausgleichung zwischen Gefühl und Form eines Kunstwerks und das Vorhandensein oder Fehlen dieser Flamme würde immer in letzter Instanz über Werth und Rang einer künstlerischen Produktion entscheiden. Aber diese Flamme, dies Prinzip läßt sich nicht beschreiben, unmittelbare Auffassung muß

ihr Walten empfinden. Wir enthalten uns demnach jedes umständlichen Eingehens auf diese „Quarten, Sexten und Septen“ und überlassen es ihrer eignen Wirkung sich die Berechtigung ihres excentrischen Daseins zu erkämpfen. Unmusikalischen Lesern auch nur annähernd eine Idee ihrer Stellung und Wichtigkeit zu geben wäre uns kaum möglich, und die zu musikalischen Musiklehrenden werden nicht einmal ihren eignen Ohren glauben, falls sie der imposanten Majorität von Musikern angehören, welche nur Ohren haben, um nicht zu hören.

Der gebildete Musiker ist über diese Intervalle anfangs meist so erstaunt, daß er gemeiniglich seine Überraschung mit dem Gedanken beschwichtigt der Ausführende greife eben falsch. Diese ungeschlachten Modulationen verwirren ihn ebenso sehr, als sie seinen Gewöhnungen zuwider sein müßten, wenn er das für Ernst halten sollte. Dagegen wird aber zum Glück andrerseits der eindrucksfähige Zuhörer, der den unschuldigen Vorzug genießt, ohne Clavierunterricht aufgewachsen zu sein, zuerst durch ein Element angezogen welches ihn ergreift und reizt und dessen Sinn er am leichtesten zu fassen versteht. Was ihn mehr als alles Andre für diese Musik einnimmt ist die Freiheit, der Reichthum, die Mannichfaltigkeit und Geschmeidigkeit ihrer Rhythmen, wie sie in demselben Grade nirgend anderswo vorhanden sind. Sie wechseln unaufhörlich, verwickeln, kreuzen, superponiren sich, und schmiegen sich den verschiedensten Nüancen des Ausdrucks von der wildesten Heftigkeit bis zur einwiegendsten Dolcezza, bis zum

weichsten Smorzando an, von kriegerischer Bewegung zum Tanz, vom Triumphmarsch zum Leichenzug, von dem im Mondschein auf Wiesen geschlungenen Elfenreigen zum bacchischen Gesang übergehend. Durch ihre Folge, Verbindung, Theilung und Verschmelzung sind diese Rhythmen ausnehmend geeignet, poetische Anschauungen im Geiste zu erwecken. Sie sind alle charakteristisch, voll Feuer, Biegsamkeit, Schwung, Wellenbewegung, voll Erfindung und phantastisch wunderlichen Einfällen. Bald treten sie scharf hervor, wie herausfordernder Liebreiz, bald senfzend hingehaucht wie klagende Herzensgeständnisse; bald stürmen sie einher gleich einem Vollblutrenner, bald hüpfen sie zierlich dahin, wie kleine Vögel im vollen Sonnenstrahl, bald gleichen sie dem hastigen bestürzten Lauf des die Meute fliehenden Hirsches, oder dem dumpfen Gebrüll des in sein Dickicht zurückgeschenkten Ebers; brünstig klagend wie ein Liebefrauer, oder prahlend und trabend wie ein zu neuen Kämpfen eilender Sieger; geschwähig und rasch, wie ein Trupp sichernder Mädchen, und wieder gespornt und schnaubend wie der Galopp eines Reiterhaufens der eine Schanze zu stürmen dahinsfliegt.

Diese Rhythmen sind biegsam wie die im Abendwind wehenden Zweige einer Trauerweide; ihre Regel ist Regellosigkeit und sie gehen annuthig oder kraftvoll von binärer zu ternärer Bewegung über, jenachdem wildbewegte oder gemilderte Eindrücke es erfordern, jenachdem sie die Sturzfuth der Leidenschaften und ihr wirbelndes Aufstürmen oder die weiche Last der Seele schildern. Sie haben nichts

von dem Beben, von dem zögernden, verwirrten Schwan-
 ken, wie es den Rhythmen des Walzer und Masurek eigen
 ist. Dagegen ist ihre Verschiedenheit unendlich und erin-
 nert manchmal an die wechselnden Windungen und Bie-
 gungen der Asklepias, welche ungleich sich fortschlingend
 bald am Boden kriechen, bald in kühnem Bogen sich auf-
 richtend eine ferne Stütze erreichen und dabei ihren Weg
 mit Blättern und Blumen bestreuen. Man kann die aus
 diesem Reichthum des Rhythmus erwachsenden seltenen
 Schönheiten und ihre Wichtigkeit in Betreff einer genauen
 Schätzung der Zigeunermusik nicht genug hervorheben.
 Wir kennen keine andre, an der die europäische Musik so-
 viel Reichthum rhythmischer Erfindung und deren rechtzeitige
 Anwendung lernen könnte, als von ihr. Diese rhythmische
 Fülle ist unberechenbar. Es scheint als ob jedes neu auf-
 gefundene Fragment von Zigeunermusik eine neue rhyth-
 mische Form, irgend eine sinnreiche unerwartete Wendung,
 irgend ein Brechen des Rhythmus von ungeahnter Wir-
 kung enthalte. Dieser Zug ist um so bemerkenswerther,
 als die Originalität anderer nationaler Musikstücke oft
 grade in der Einförmigkeit ihres Rhythmus besteht, durch
 welche sich das in ihnen herrschende Gefühl offenbart.
 Übrigens ist diese Verschiedenheit sehr begreiflich, wenn
 man bedenkt, daß der Zigeuner die Intensität der Leiden-
 schaftlichkeit reproduzirt, mit welcher er sich oft innerhalb
 eines sehr engen Zeitraums den entgegengesetztesten, wider-
 sprechendsten Eindrücken hingiebt, in Folge seines fort-
 währenden Zusammenlebens mit der Natur und ihren

wechselnden Bildern, ganz im Gegensatz zu andren Völkern, die nur eine Leidenschaft, nur ein Gefühl, nur eine bei ihnen vorherrschende Form der Seelenstimmung in Tönen wiederzugeben sich gedrungen fühlen.

Dieser vielgestaltigen Üppigkeit der Rhythmen entspricht andererseits die Überfülle von Ornamenten, mit welcher der Künstler, Virtuose, Improvisator, Poet das Thema immer schmückt und verziert. Die Meister der so hervortretend inspirirten, den Gesetzen des Nachdenkens und Zwanges so wenig unterworfenen, spontanen, von der Improvisation unzertrennlichen Zigeunerkunst sind Diejenigen, welche sich allen Wellenlinien, allen Launen einer in's Blaue hinein in Paraphrasen sich tummelnden Phantasie durch die seltsamsten Schlangenwindungen, die verschlungensten Kreise, das abenteuerlich verworrenste Zickzack folgen, es sind diejenigen, welche sie auf syncopirten Rhythmen wie auf leichter Schaukel sich wiegen lassen, ihre Bewegungen cadenziren als sollte sie dem Reigen der Sterne vorantanzten, ihre Funken in Trillerraketen emporjenden, ihr den ernststen scharfen oder weichen lieblichen Mordent leihen, sie in einen listigen Kobold verwandeln, dessen kleine spitze Zähne das Ohr zu ritzen scheinen, wenn es von winzig kleinen Noten geprickelt wird. Der ächte Zigeunerkünstler ist derjenige, der ein Tanz- oder Liedmotiv nur als Motto einer Rede, als Epigraph eines Gedichtes aufnimmt und während einer fortgesetzten Improvisation die Idee, die er nie ganz verläßt, umschweift und umschreibt. Der wird am meisten bewundert, der

sein Sujet mit einem solchen Ueberstrom von Läufen, Vorschlägen, Tonleitern, Arpeggien, diatonischen und chromatischen Passagen, Tongruppen und Gruppetchen zu umgeben weiß, daß unter der Hülle dieser Stickerien von dem zu Grunde liegenden Gedanken nicht viel mehr zum Vorschein kommt, als von dem braunen Tuch seines Uplandärmels unter dem dichten, buntscheckigen Netz der künstlich verschlungenen Vortearbeit zu sehen ist.

Diese Eingebungen des Augenblicks haben meist etwas Stoßweises, Abgebrochnes. Sie entfalten sich auf unermutheten Orgelpunkten, auf irgend einem Halt wo sie uns die Spur unsres gewohnten Gleises ganz verlieren lassen, nichts desto weniger aber von pikantester Wirkung sind. Wie sie ganz unmotivirt ohne Regel und Vorbereitung eintreten erinnern sie an das Geflatter scheinbar junger Vögel, die eben ohne jeden andren Zweck als der Bewegung, des Lebens froh zu werden hier und dort in Lüften schweben, so wie die plötzlich eintretenden Ruhepunkte uns unversehens ergreifen und uns die Pausen zurückrufen die zwischen den tollen Sprüngen der Damhirsche und Rehe eintreten wenn ein unsren Sinnen nicht wahrnehmbares Rauschen im Laub des Dickichts sie in jähen Schreck versetzt, daß sie mit vorgestrecktem Hals, hochgespanntem Ohr und groß geöffneten klaren Augen einen Moment lauschen und dann mit einem elastischen Sprung ihren Lauf über Schluchten und Hügel wieder aufnehmen.

Bei diesem üppigen Ausblühen von Tönen ist die Melodie oft auf die Rolle eines durch die Guirlande sich

schlingenden Golddrahtes beschränkt, der hinter Blättern und Blumenkronen versteckt bleibt. Oft ist die Hauptphrase nur wie ein feenhaftes Antlitz hinter der prismatischen Hülle eines perlenstäubenden Wasserfalles oder einem mit vielblüthigen Mustern durchwebten Glitterschleier wahrzunehmen. Die Fiorituren sind wie Blumensträußen welche aus einem überquillenden Füllhorn in holdem Wirrwar niederfallen. Auf jedem Orgelpunkt erhebt es sich wie Myriaden gestirnter Atome, die sich gleich entzündetem Blumenstaub in die Lüfte zertheilen. Sie sind wie ein irisfarbner duftiger Regen oder wie der schneeige Schaum einer Welle die gleich einer verliebten Nixe sich aufrichtet und in einem Kuß verhaucht. Es klingt wie vom Fall eines Perlenhalsbandes in ein Gefäß von waudelfarbigem Opal, wo jedes Körnchen hundertfach zurückprallt. Bald dünkt es uns wie das rauschende Auffliegen flügge gewordner Anseln, bald wie der dumpfe Flügelschlag des über einem breiten Fiord im Frost erstarrenden Eidervogels. Jetzt gleichen sie dem Rascheln welker Blätter über die eine Procession am Allerseelentag hinwandelt; jetzt dem Knistern des Feuers im Strohdach einer Hütte oder dem trüben Schall der Sturzfluthen die das Meer wie den Refrain eines düstren Liedes an den Strand schleudert. Es ist Alles was die Phantasie in den Arabesken an Kurben, Schweifungen, Laubwerk, fliehenden, verfolgenden und umschlingenden Linien ersinnen kann. Die Zigeuner sind unübertreffliche Meister in dem Talent dem Ohr alle Genüsse zu bereiten und zu geben, welche

die maurische Architectur dem Auge bot, wenn sie auf jeden Ziegel ein Gedicht in Miniatur zeichnete. Hier wie dort genügt ein enger Raum zur Entwicklung einer Menge von Linien die sich kreuzen und durchbrechen, sich suchen und verfolgen, sich berühren, drängen und wieder trennen, Linien die manchmal gepaart und weich abgestuft, manchmal sich fremd und feindlich sind, immer aber ein bezauberndes Ganze bilden vor dem man Stunden träumend verbringt, wie man ein ganzes Leben verbringen möchte. Das Überwiegen der Fiorituren knüpft diese Kunst fühlbar an einen orientalischen Ursprung und macht den ersten Geiger nothwendigerweise zur Hauptperson des Orchesters, welches im Grunde nur da ist um ihn zu unterstützen, die Klangmassen zu verstärken, den Rhythmus schärfer hervorzuheben und die Redeb Blumen seiner Improvisation zu schattiren und zu färben. So ist er es auch der über das Tempo entscheidet; sobald er einen Streifzug der Phantasie antritt, wartet das Orchester ruhig bis die letzten Funken der Raketen niederträufeln. Die Eingebung des Augenblicks entscheidet über die Dauer und schreibt die Figuration des Schwarms von Noten, dieses Büschels duftiger Töne vor, dieser Läufe die emporsteigen gleich den verschlungenen Ranken einer Rebe, dieser Töne die tröpfelnd niedersinken wie ihre Thränen im Herbst. Das Orchester ist von der Gluth und Bewegung seines Führers so ganz hingenommen, daß wenn dieser endlich von seinem Flug durch die Unendlichkeit sich wieder zurückwendet, nachdem ihn die Phantasie, wie ein wilder Knabe den

Drachen, lange genug an dem melodischen Faden in den Lüften hat schwimmen lassen, die kleine Cohorte sich mit ihm so identificirt, so gleichsam aus seinem Munde athmet, daß sie im Augenblick des Niedersinkens ihn nie die Erde berühren läßt, sondern ihm durch den kräftigen Hauch ihres Aufschwungs so wacker wieder emporhilft, so innig alle Leidenschaft und Sturmestlust seiner Seele theilt, daß kein ungarischer Zuhörer kalt bleibt und die Masse sich unfehlbar in einen gemeinsamen Strom der Begeisterung hineingezogen fühlt.

Es ist sehr schwer die Zigeunermelodie von den beiden ihr gleichsam angewachsenen Elementen, Rhythmus und Ornamentation, zu trennen, weil es sich schwerlich ereignen möchte, daß ein Zigeunervirtuose sie in ihrer ganzen Einfachheit vortragen, sie mit wenigen Strichen zeichnen möchte, und weil außer den Passagen die er zwischen jeder Note auf jedem Halt einstreut, die Endungen der Perioden natürlich unter seinem Bogen nach dem Vorschlag, dem Mordent, den Gruppetti streben und unveränderlich mit einem m, n oder x bezeichnet sind. Dennoch läßt sich erkennen, daß diese Melodie einem tiefen Gefühl entströmt, daß sie wie von Leidenschaft gesättigt ist, daß ihre Rundung immer das Gepräge der Noblesse an sich trägt, daß sie ebenso imponirend ist in ihrem Schmerz wie sie im rauschendsten Gewühl der Lust nichts von ihrer Vornehmheit einbüßt. Selbst wenn sie nur gesungen, also des bunten Gefieders ihrer Fiorituren beraubt wird, entgeht sie durch die erstaunliche Mannichfaltigkeit der Rhythmen

jener Monotonie wie wir sie an den Dumki (Liedern) der Ukraine bemerkten, die selbst das anfangs von der melancholischen Gewalt ihres Ausdrucks lebhaft ergriffene Herz schließlich ermüden. Außerdem haben diese Lieder nicht die den Zigeunermelodien durch ihre pikanten Intervalle verliehene Steigerung welche diese wie eine Feuerfärbung über sie verbreiten.

Der Zigeunervirtuose suchte eine Form die allem Ungestüm seiner Lustigkeit übereinstimmte und seiner Trauer den klagendsten Ausdruck verliehe. Diese beiden Gefühlsströmungen haben in den beiden, anfangs ernstern dann lebhaften Tanzweisen ihr Bett gefunden. Hat sich der Tanz nach diesen von der Musik bewirkten Formen gebildet oder fand die Musik die Tanzformen vor und bildete die übrigen nach ihnen? Wie dem auch sei, die Zigeunermusiker haben die drei Hauptelemente der Melodie, des Rhythmus und der Ornamentation in eine Form verschmolzen, die man jetzt „Ungarischer“ *) zu nennen übereingekommen ist, unter welcher man ein in zwei Theile zerfallendes Stück versteht, zweifelsohne um ursprünglich dem langsamen Tanz welcher dem lebhaften vorausging zu entsprechen. Die Tänzer machten schon seit geraumer Zeit von der ersten Hälfte keinen Gebrauch mehr, während die Musiker, die eine Art Introduction zur zweiten Hälfte aus ihr gestalten, ihr immer größere Wichtigkeit beilegen.

*) Der Zeitpunkt an welchem man zwei Stücken Zigeunermusik diese Benennung verlieh, die übrigens sehr anwendbar ist, da sie weder die Andantes noch Allegros ausschließt, bleibt noch festzustellen.

Ihr wenn nicht vorherrschender doch mindestens gleichbedeutender Werth ist ganz insbesondre dem poetischen Genius des Zigeuners zuzuschreiben, der hier frei und fessellos alle zurückgehaltenen Thränen seines Herzens ausweinen, alle Traumbilder schauen und Büge ganzer Welten in Pracht oder Trauer an uns vorüberführen konnte. Das in sehr langsamem Tempo gehende Stück heißt *Lassan* (*lassù, lassan*) nach einem Worte welches Langsamkeit bedeutet und läßt sich durch „*Maestoso*,“ „*Dolente*,“ „*Pomposo*“ bezeichnen. Hierher gehören die feierlichen, nationalen Märsche. Unter der Benennung *Friskka* (einem aus *Friss*, *Frissen* corrumptirten Wort) begreift man die zweite Hälfte der *Hongroise*, die in sehr schnellem Takt plötzlich oder allmählig zu einem Rhythmus sich steigert, dessen Raserei und hinreißende Gewalt kein auf unsren fashionablen Bällen üblicher Tanz gleichkommt. Die *Friskkas* haben etwas *Briskques*, Stoßweises, Unregelmäßiges, Unterbrochenes, und scheinen wie von plötzlichen Sprüngen begleitet. Man findet deren nie im Dreivierteltakt geschrieben und sie erhalten durch die Beständigkeit des $\frac{3}{4}$ oder einfachen C-Rhythmus eine Festigkeit der Betonung die sich bis zum Furchterlichen steigern kann. Die *Friskkas* gehen meist aus *Dur*, während die vorhergehenden *Lassans* gewöhnlich in *Moll* gehalten sind. Oft kommt es vor daß dieser Übergang durch die Combination ihrer Rhythmen von je drei zu drei Tacten bewerkstelligt wird, ein entzückender und doch feierlicher Eindruck!

Die Ungarischen welche nur aus einem der beiden Theile bestehen sind meistens in Folge ungleichen Werthes von einander abgelöste Hälften. Wo eben auf ein vorzugsweise schönes Adagio ein banales Allegro folgte, ließ man die Ausführung dieses letzteren bei Seite, so wie man ihm, wenn es besser als das Andante gelungen war, das letztere nicht mehr voraussandte. Dies mochte um so eher geschehen, als man sich nach und nach daran gewöhnt hatte mehrere Passans zu vereinigen um längere Zeit in derselben düstren Gefühlseinstimmung schwelgen zu können, worauf man dann wieder ausschließlich Frisches spielte welche Freude, Lachen und Leben zurückriefen und zur vollsten Stimmhöhe steigerten. Zu Bihary's Zeiten war dieser Gebrauch fast eingewurzelt. Er hatte es eingeführt dem Ball eine Art Concert von Passans vorhergehen zu lassen, während welchem es keinem Paare einfallen durfte Miene zum Tanzen zu machen.

Der Ungarische ist gleichsam ein „Gesang“ der großen Zigeunerepopöe in Form einer Ode. Die Strophen sind in einem tockirten Ton, das Colorit hat in seinem Glanze selbst eine gewisse primitive Rohheit behalten. Die entgegengesetzten Eindrücke folgen sich so abgebrochen wie Gipfel und Abgrund. Dies kann nicht wohl anders sein. Die poetischen Fragmente eines so bittren Stimmungen gänzlich überlassenen Volkes, das über den schwarzen eisigen Fluthen des Lebens schwimmend das tragende Element nur mit dem an der Leidenschaft der Sensation fortwährend entzündeten Feuerwerk erhellt, der häufige

Taumel von tausend Trunkenheiten, die Phantasmagorien einer Art von chronischem Somnambulismus konnten nicht zu ähnlichen Kunstwerken gedeihen wie wir sie einer gehaltneren Inspiration verdanken. Alle diese Gesänge gleichen sich durch die Kraft ihres Schwunges, alle sind durch ihren Gegenstand verschieden und malen irgend ein andres Moment der Seele, welches nicht genau das des vorhergehenden noch des folgenden Gesanges ist. Manche athmen die anmuthigen Scherze einer Runde aus der man eine Galathea entfliehen und in's Schilf eilen zu sehen glaubt; andre sind kriegerisch, hallen von Fanfaren wieder und sind mit übermüthig prahlender Bravour erfüllt. Über manche lagert sich tiefe Mattigkeit gleich einer dunklen Nacht die in ihrem Schoos Alles betäubt und ersticht und ihr Zerstörungswerk unter dichtem Schleier verhüllt; in andren wird das Übersprudeln einer Freude laut welche wie Wein über den Rand des Bechers schäumt; man vernimmt die Widerhalle unendlichen Jubels, das Lachen einer gewaltigen Lust in ihnen, wie die Bewohner der jugendlichen Erde in der Betrachtung aller Wunder einer vorfindfluthlichen Natur sie empfinden mochten. Aus jenen tönt eine tiefste Ermüdung, eine an Verzweiflung und Verachtung genährte Schwermuth, aus andren eine von Thränen so geschwellte Trostlosigkeit, daß man bei ihrem Anhören der antiken Medaillen gedenkt auf welchen Suda, diese Königin der gefallnen Städte und unterjochten Völker, auf Ruinen sitzend in majestätischer Trauer ihre Krone von ringmauerlosen, gestürzten Thürmen trägt. Hier überkommt uns ein

Schauer tiefsten Sinnens welches wie eine steigende Fluth mehr und mehr die Seele umwogt und sie zuletzt in träumerisches Hinbrüten versenkt; dort sind wir wie von der jähen Entfaltung der unmittelbaren, unbegreiflichen Gewalt eines Gottes betäubt und geblendet, von der beredten Fülle seines Werks, von der Welt deren Baumeister, dem Bilde dessen Maler, der Symphonie deren Schöpfer, der Dichtung deren Dichter er ist. Das Entzücken höchsten Jubels und das erschlaffte Schmachten unbeweglicher Apathie begegnen sich, wie in dem Leben ihrer Sänger, fortwährend in diesen Melodien. Sie bilden unausgeglichene Contraste unter allen Formen welche die Seele in ihrem Oscilliren zwischen Orgie und Ekel annimmt, zwischen dem stolzen Dünkel des Lebensrausches und der schauerlichen Leere der Übersättigung. Aus diesen unaufhörlichen Widersprüchen ergiebt sich ein dem Maalstrom des Nordens zu vergleichender Sturm wo zwei Fluthungen sich gegeneinander aufrichten und mit ihren Klauen ein unglückliches Fahrzeug fassend es vom Abgrund zu den Wolken schleudern, seinen Kiel mit zerrenden Wogen peitschen, daß das zerrissne, zerschellte, in allen Seiten von offenen Rissen kassende Schiff lang eh' die Tiefen es verschlingen nur noch wie eine ungestalte Masse zwischen den kämpfenden Fluthen zittert.

Während dem lärmendsten Jubel toller Trunkenheit muß man jeden Augenblick eines halb erstickten Stöhnens gewärtig sein, welches daran erinnert, daß hier ein unendlicher Schmerz nur durch die Lust verkappt ist, daß nur

seine Oberfläche von dieser vulkanischen Erde bedeckt erscheint von welcher Freudenfeuer sich erheben, durch die aber unversehens, wie unterirdische Flammen durch unmerkliche Spalten, unerhörte Leiden dringen können. In der Zigeunerkunst bilden die mannichfaltigen Fiorituren eine Art dichten Laubs in dessen Tiefe die großen Erregungen, wie mächtige Vögel zwischen dornigen blühenden Gebüsch verhüllt liegen.

Wie Viele welche der glänzenden Beredsamkeit, der üppigen Rhetorik dieser Kunst entzückt und erstaunt gelauscht haben, schauten im Geiste den Brennpunkt von welchem diese Melodien und Gesänge ausstrahlen? Wie Viele fannen dem Leid nach welches Millionen Herzen erdulden mußten ehe die Zahl angstvoller Eindrücke zu dem Strom anwachsen konnte den wir eine Kunst nennen? Wie Viele ahnen aus dem Reiz der Erzählung dieser bezauberten Träume den Stolz, den sie ohne sich selbst zu vernichten nimmer verläugnen können? Wie Viele sind fähig das Hochgehende gewisser Wünsche selbst dann zu erkennen, wenn sie sich in Unflath wälzen; weil sie sich nicht in Purpur hüllen können? Wer vermöchte die ganze Größe von Leiden zu ermessen, die sich die kleine Münze wörtlicher Klagen vorenthalten, auf den Wehruf verzichten und nur in Einkleidungen an's Licht gelangen, welche ihre Narben verhüllen? Und doch offenbart diese unter Festen und Hochzeiten, feierlichen Gelegenheiten und Gastmählern erwachne Kunst verborgne unaussprechliche Leiden, riesige Kraftanstrengungen nach Momenten der

Entmuthigung, Eitel und Ermüdung deren düstre Färbung weit mächtiger ist als aller Glanz des Entzückens und der Raserei ihrer bis zur Ohnmacht und zur Lust getriebnen wilden Freuden. Wenn man diese frenetischen Elegien lange anhört und sich dem inhaltlichen Gefühl identificirt, glaubt man einen unheimlichen Maskenzug an sich vorüberwandeln zu sehn in welchem bei dem Ausstrom der wirbelndsten Lustgefühle, des gigantischsten Lachens, der athemlosesten Tänze die Melancholie als unsichtbare Königin das Scepter schwingt.

XV.

Das Costüm, wie wir es von den Zigeuner Virtuosen banden am öftesten haben tragen sehen bestand aus einem langen Oberkleid von braunem oder dunkelblauem Tuch welches mit einer Menge bunter Stickereien emailirt war, deren mehr oder minder verwickelte Muster einen höheren Grad von Reichthum oder Eleganz bekunden. Wie alle orientalischen Racen, alle sinnreichen müßigen Naturen, verlieren die Zigeuner nie die Vorliebe für lebhafteste mit Zierrathen durchschlungne Farben welche sogleich den Blick auf sich ziehen. Sie lieben funkelnde Ringe an Ohren und Fingern zu tragen, das Hemd am Halse durch ein rothes oder blaues Band, wohl auch durch einen Metallknopf zu schließen und entlehnen den Frauen etwas von

ihrem Gewirre von Halsbändern aus Amber, Corallen, Glaskügeln, selbst aus getrockneten rothen Beeren, an denen sie überdies geweihte Amulette und beehrte Talismane, Gold- oder Kupfermünzen und Säckchen von der verschiedensten Heilkraft tragen. Herr Maréchal in Metz hat ganz herrliche Pastellskizzen der Zigeuner in den Bogen nach der Natur gezeichnet. Wir haben nie einen Dichter oder Künstler getroffen der in unsrem Sinn das Poetische des Zigeunerwesens in so schlagender Wahrheit erfaßt und wiedergegeben hätte. Viele Andre halten sich nur an den Zigeunertypus und das Pittoreske in ihm. In seinen Zeichnungen, deren er eine ganze Sammlung besitzt und uns einiges vom Trefflichsten daraus mittheilte findet man Köpfe in denen die Natur auf der That ertappt ist, und die man nach Originalen gezeichnet glauben muß die erst gestern in Europa angekommen wären, so rein ist das Gepräge der indischen Race das sie an sich tragen. Da sind Frauenköpfe von einem ovalen Schnitt wie er uns gänzlich fremd ist: lang, fein, zart. Und eine Form der Augen die unwillkürlich an die schöne Damajant erinnert, so viel üppige Weichheit athmet in den Wimpern. Dann wieder Männerphysiognomien in denen Sarkasmus grinst, in denen die Kraft über dem Zorn zu brüten, der Schmerz über das Nichts zu sinnern scheint. Ein Maler der in ähulicher Weise wie Maréchal für diesen asiatischen Gesichtsbau, für diese fahlen, erdigen, verschwimmenden, weissagungsvollen Physiognomien eingenommen wäre könnte in der Gruppe eines Ziganhordes

sterns mehr als einen seines Pastels würdigen Gegenstand finden. Der Anblick dieser Menschen müßte ihn frappiren, die sich gewöhnlich wie Söhne einer Mutter ähnlich sehen, mit ihren sonnenverbrannten Gesichtern und unbeschornen schwarzen Flechten, die sich wie Nattern um den orangegelben Hals ringeln. Ihre Augen leuchten wie Kohlen eines Meilers, deren Glanz gleichsam von einem innerlichen Hauch aufleuchtet und wieder erlischt. Ihre Stirn ist faltenlos, ihr Mund ohne bestimmten Ausdruck. Die Lippen bleiben, wie aus einer Gewohnheit des Seufzens, gern geöffnet. Die grade oder gebogene Nase, die Haltung des Hauptes verkünden Stolz, den nur ein gleichgültiges Hängenlassen der Schulter verhindert zum gebieterischen Ausdruck zu werden. Ihre Stellung bewahrt immer einen Charakter der Unabhängigkeit ohne in die Grandezza oder die Aufgeblasenheit zu verfallen wie sie den Herzögen, Grafen oder Häuptern ihrer Stämme selten mangelt, ohne aber auch die Noblesse zu erreichen welche den Bauern der Ukraine eigen ist, diesen Abkömmlingen der Kosacken, deren Neigungen nicht ohne Analogie sind mit der Liebe des Zigenners zur Freiheit, zum Gaudeleben, zu Tanz, Musik und Ernst.

Das Zigennerorchester bestand früher aus mehreren ad libitum gewählten und zusammengestellten Instrumenten, deren Bass und Spitze jedoch immer Violine und Cymbal blieb, eine Art länglich viereckigen Bretts etwa wie Tafelclaviere mit Saiten bezogen welche mit Klöpfeln geschlagen einen sehr durchdringenden Ton ge-

ben. Nach den Mustern zu urtheilen, welche wir von Saiteninstrumenten östlicher Länder besitzen, ist das Cymbal augenscheinlich morgenländischen Ursprungs. In Ungarn wird es nur von Zigeunern gespielt. Gleich der Violine eignet es sich zu Fiorituren, Mordenten, Tremolos und den auf jedem Orgelpunkt eingestrenten Raseten. In den ersten Chroniken in welchen von den Zigeunern die Rede ist finden sich sehr genaue und mit den heute noch gebräuchlichen Instrumenten übereinstimmende Beschreibungen. Schon im fünfzehnten Jahrhundert geschieht ihrer Erwähnung. Noch jetzt finden wir das Cymbal bei den Bauern in Kleirussland, welche es gewöhnlich an einem um den Nacken geschlungenen Riemen tragen, um es spielen zu können ohne es auf einen Tisch niederzusetzen, was die Resonanz merklich erhöht. In Geige und Cymbal ruht das Hauptinteresse des Zigeunerorchesters, die andern Instrumente dienen nur zur Verdopplung der Harmonie, zum Markiren des Rhythmus, zur Begleitung. Meistens sind es einige Holz- und Messing-Instrumente, ein Violoncell, ein Contrabaß und soviel zweite Geigen wie möglich. Die erste Geige durchläuft alle Schlingwege der Laune des Virtuosen. Des Cymbalisten Rolle ist es diesen Lauf zu rhythmisiren, Beschleunigung und Verzögerung, Energie oder Weichheit des Tactes hervorzuheben. Er handhabt die kleinen Holzhämmer, durch welche bei dieser primitiven Skizze des Claviers die complicirtere Mechanik ersetzt wird, indem er die Messing- und Stahlsaiten durchläuft, mit einer merkwürdigen Behendigkeit,

einer jongleurhaften Schnelle. Er theilt mit dem ersten Geiger das Vorrecht, gewisse Passagen zu entwickeln, gewisse Variationen jenachdem er sie improvisirt, nach Gutdünken auszu dehnen. Sie sind die Solisten der Bande. Dann und wann trifft es sich auch, daß ein tüchtiger Cellist oder Clarinettist mit ihnen alternirt und ein Mitgenießender des Privilegiums unbeschränkter Improvisation wird. Einige solcher Virtuosen haben sogar vielen Ruhm geärntet, sind aber nichts desto weniger nur als Ausnahmen zu betrachten.

Die Zigeunerkunst gehört mehr als jede andre dem Gebiete der Improvisation an, ohne welche sie nicht zu bestehen vermag. Nun kann aber weder Gewinn- noch Gefallsucht jemals dem improvisatorischen Geist einen wirksamen Zug verleihen. Habsucht und Eitelkeit können Fleiß und Arbeit in einer Weise auspornen, daß sie alle Vorzüge des speculativen Talents zur Geltung bringen: wer aber seine Empfindung ohne Nachsinnen und Vorberereitung mit zu theilen hat, im ersten Aufstrahl, im ersten Erguß wie sie aus seiner Seele hervorgeht, muß sich an höhrem Reiz begeistern wenn sein Gefühl sympathisch sein und jene Anziehung üben soll welche ein Gedränge gespannter Zuhörer um den Virtuosen versammelt. Wenn er nicht singt um zu singen, wenn er nicht etwas zu sagen hat, so mag er in den tonangebenden Musikstädten immerhin mit wechselndem Erfolg den alten Concertschwindel treiben, das Volk wird ihn mit seinen frostigen Kunststücken allein lassen.

Wenn die Zigeunerkunst auch nur sich selbst Zweck war, sie bedurfte wie jede andre einer ehoreichen Atmosphäre, eines verständigen Publikums, durch welches zahlreichen Musikern die Möglichkeit geboten ist sich ihr ausschließlich zu widmen; der Zigeunervirtuose jedoch, dessen Melodie eine in ihm lodernde reine Flamme verräth, deren Glanz sein nothwendigerweise verschlossener Geist in keiner andren Sprache leuchten lassen konnte, ist nur von dem Verlangen beseelt Alles was seine halb stolzen halb wilden Triebe von edlen Gefühlen bergen in bereedte Strophen zu ergießen; er ist gegen Alles gleichgültig was sein gänzliches Aufgehen in der Kunst die er für sich geschaffen in der Poesie die er für sich erdacht, stören und trüben könnte. Sobald er die Violine an die Brust legt als wollte er alles Blut und alle Schläge seines Herzens in sie ausströmen und in ihr widerhallen lassen, beschäftigt er sich so wenig mit dem umgebenden Kreis, daß er schließlich kaum mehr sich des Auditoriums bewußt ist. Sein Blick bemerkt kein Bilden und Auflösen von Gruppen mehr. Erst wenn die Ermüdung dem geheimen vertraulichen Kosen mit seinem Instrument ein Ende gemacht, wenn er seinen Bogen, sein Scepter, niederlegt, mit dem er düstre Phantome heraufbeschwor oder Freuden herbeiwinkte, scheint er in's Leben zurückzukehren und eine kindliche Eitelkeit zuckt aus seinem Blick wenn er mit dem Kästchen umhergeht und Goldstücke oder Banknoten hineinfallen sieht welche die ungarische Aristokratie so reichlich spendete, daß er die Gaben auf goldnen Tellern in Em-

pfang nehmen konnte: eine Freigebigkeit, die indeß niemals Vermögen oder Lust am Besitz bei diesen gleich den alten Minnesängern umherwandernden Musikern eingeführt hat.

Wenn ächte Zigeuner musciren liegt ihnen vor allem daran, sich selbst zu genügen und man kann dies an der vollständigen Sorglosigkeit um beifälliges oder tadelndes Urtheil über ihre Leistungen bemerken. Sie können nur den Enthusiasmus begreifen welcher der eignen Erregung bei ihrem Ausüben der Kunst gleichkommt, sie verstehen nur das Lob welches sich durch die von ihnen hervorbrachte Erschütterung, Rührung, Überwältigung kund giebt. Alles Übrige ist ihnen gleichgültig. Es hieße sie aufs Empfindlichste langweilen, und sie sind nicht die Leute das lange auszuhalten, wollte man sie frostig loben oder tadeln, ihnen die Vorzüge und Mängel ihrer Virtuosität auseinander setzen, ihnen den Unterschied ihrer Auffassung mit der unsrigen begreiflich zu machen suchen. Sie legen nur auf die ihren Concerten folgende Sammlung Gewicht, denn von ihr hängt die Art ihres Nachtessens oder des morgenden Mittagbrots ab, und sie schätzen nur wirkliche Gefühlsbewegung die von ihrem Feuer entzündet wurde und die dann rückwirkend ihre innre Flamme schürt, mit ihrem glimmenden Funken sie neu auflodern macht. Wenn sie die Symptome eines Gegenschlags von Gefühlen den sie hervorbringen gewohnt sind nicht wahrnehmen, fahren sie darum nicht weniger fort glänzend zu improvisiren, zu ihrem eignen Vergnügen. Sie

fürchten nicht, daß uneingeweihte Ohren irgend ein Bruchstück der geheiligten Formel erfassen um ihre Offenbarung zu mißbrauchen, denn sie haben zu wenig Bewußtsein davon, wie innig sie ihr die Geheimnisse ihrer leisesten Pulsschläge mittheilen. Sie denken nicht daran daß man ihre Klänge nur zu gut verstehen könne, denn sie glauben nicht voraussetzen zu dürfen daß in unsrer, von der ihrigen so verschiednen, Welt noch viele Herzen im Einklang mit den ihren schlagen könnten. Zu ihrer eignen Freude vor Allem führen sie den Bogen, der ihnen den Traum vorzaubert von der Wiedererhebung eines Pariaſtammeß, deſſen vollſtändige Erniedrigung ſie in ſolchen Augenblicken ſich ſelber weglängnen.

In den Jahrhunderten während welchen ihre Epopöe ſich durch die Agglomeration einer Menge von Fragmenten langſam bildete, waren ſie in dem glücklichen Fall keine Ahnung von dem Beſtehen einer andren Muſik zu haben, deren Töne man nach einem andren Prinzip als dem ihrigen miſchen, cadenziren, vermählen und trennen, nähern und entfernen könne. Sie hätten große Mühe gehabt ihren Kunſtgeiſt unberührt, ihre Leidenschaft unvermengt zu erhalten, wenn eine andre Form des Schönen ihre Imagination verwirrt, eine Rivalität ihr unbefangenes Selbſtgenügen wankend gemacht, ihre Anſtrengungen abgeſpannt oder die Sympathien welche dieſelben allein hervorzurufen im Stande waren ihnen entfremdet hätte. Das traurige Ergebniß ihres gegenwärtigen Verfalls, welcher damit begann daß ſie fremde Künſtler nachzu-

ahmen strebten, gewährt die hinlängliche Überzeugung, daß sie in Ungarn die einzigen Herrn des musikalischen Reiches waren. Von dem theoretischen Theil der Kunst hatten sie gar keine Kenntniß. Nach der Notation fühlten sie nie ein Bedürfniß, weil sie nur das Spielen aus dem Gedächtniß übten welches der Einbildung auf dem Felde der Improvisation freien Lauf läßt, bei der sie aber dann wieder den Typus des zu Grunde liegenden Gedankens mit großer Treue beibehielten. Es wäre eine irrthümliche Meinung, wollte man glauben daß ihre Neigung sich den Eingebungen des Augenblicks zu überlassen die Erinnerung der ursprünglichen Formeln, der Grundmelodien in ihnen verwißchte. Durchaus nicht! Diese sind wesentlich für sie, denn sie enthalten den Ausdruck des Gefühls das sie zur Kunst hinzieht, und sind außerdem so beschaffen daß sie der individuellen Freiheit des Umschreibens und Ausschmückens den nöthigen Spielraum lassen. Auch werden die authentischen Versionen und ihre Lesart oder vielmehr Vortragsweise mit Pietät bewahrt; die Reinheit des Textes wird unter den üppigsten Verzierungen und längsten Abschweifungen sorgsam erhalten. Wir haben noch manche Eigennervvirtuosen gekannt die vor dem Gedanken gebebt hätten die überlieferten Themen irgendwie zu verderben und die sich als Schüler ebenso gewissenhafter Lehrer in Streitigkeiten über solche Angelegenheiten zu Schiedsrichtern aufwarfen und sich energisch gegen jede apokryphe Einschaltung verwahrten: ein Beweis daß geschichtliches Bewußtsein von der Bedeutung ihrer Kunst

in ihnen lebte und daß es ihnen Herzens- und Ehrensache war, sie in ihrer Unversehrtheit zu erhalten. Die Traditionen ihrer Kunst pflanzten sich, durch dasselbe Verfahren welches ihre Sprache übertrug, mündlich und mit Treue fort ohne im Lauf so mancher Generationen und Wandrungen die Hülfe der Schrift, der Grammatik oder irgend welcher Regeln zu bedürfen, ohne ein Studium ihrer Konstruktionen zu erheischen. Ihr Dasein wird durch Empirismus erhalten und verlängert; es ist eben eine einfach bestehende Thatsache. Ein Musiker lehrte den andren, wie die Mütter ihre Kinder im angeborenen Idiom unterrichteten und sie dann aus der Fülle des Herzens reden ließen.

In der neuesten Zeit wurden die geschickteren Zigenervirtuosen mit den europäischen Ideen und Dingen vertraut genug um die Vortheile der Notation einzusehen und sie werth zu halten. Sie machten den Versuch die schönsten der erhaltenen Melodien zu sammeln und selber neue zu komponiren, das heißt, ihre Improvisationen niederzuschreiben, denn eine weitergehende Handhabung des musikalischen Stoffes blieb ihnen fremd. Nur muß man dabei bedenken daß sie die längste Zeit der Notation unkundig oder doch sehr ungeschickt in ihr geblieben waren, daß also bei dem Dictando ihre musikalischen Gedanken zweifelsohne entstellt wurden, indem man sie unrichtig wieder gab ohne daß sie bei ihrer Schülerhaftigkeit im Lesen gegen diese Verfälschungen Einspruch thun konnten, und eben fortführen das Geschriebene in ihrer Weise

zu spielen. Die niederschreibenden Aufertiger dieser Stücke mußten schon in Folge ihrer musikalischen Erziehung nothwendig zahlreiche Veränderungen in die Ausgaben derselben sich einschleichen lassen, weil sie (wie wir es oft selbst gesehen haben) Intervalle, Modulationen, Dissonanzen einfach als Fehler betrachteten, die mit unsrem harmonischen System allerdings im Widerspruch stehn, aber grade der Zigeunermusik ihren bezeichnenden Charakter verleihen. Man glaubte Melodien und gewisse Arten notirter Variationen zu reinigen, indem man sie, aus bester Absicht aber aus völliger Unkenntniß der Zigeunermusik in der That nur verfälschte und ihnen den Haupt-Charakter ihrer wilden Inspiration benahm. Überhaupt kann der tobtste Buchstabe wie wir ihn heutzutage auf jedem Schritt oder vielmehr in jeder Notenhandlung Ungarns finden nur sehr entfernt eine Idee von dem Brio der Ausführung zigeunerischer Virtuosen, von den fortwährenden Modificationen ihrer Rhythmen, der beredten Fülle ihrer Phrasen, dem Accent ihrer Deklamation geben. Man kann alles dessen nur inne werden wenn man ein Orchester von wahren Kindern Asiens hört, sei es ein berühmtes oder, was oft noch vorzuziehen ist, ein halb nackt und hungerleidend umherziehendes.

XVI.

Vielleicht werden ungarische Gelehrte und Sachverständige sich veranlaßt fühlen die Frage an uns zu rich-

ten, wie es kommt daß wir die Musik auf welche Ungarn als auf ein Nationaleigenthum stolz ist, so ausschließlich den Zigeunern zuschreiben? warum wir, nach ihrer Ansicht die Begriffe verwechselnd, die ganze Ehre der Erfindung denen zusprechen welche gemeiniglich nur als Ausübende, als Deklamatoren einer Poesie gelten, deren Verfasser sie nicht selber sind?

Bevor wir die eigentliche Frage einer näheren Betrachtung unterziehen möchte vielleicht nicht unersprießlich sein, zu erwägen seit welch' einem bedeutenden Zeitraum Ungarn diesen Gästen Obdach gewährt die der Reihe nach Romano (oder Romny, Rommitschel etc.), Sind-hi (mit Bezug auf Indien), Chai, Caloro, Kârâchen, Fâra wni (will sagen Pharaoni gentes), Chingani's, Tssingi, Titano's, Zincali (Söhne von Zend-Indien), Gypsies, Zigeuner, Eingeser, Ezigany, u. s. w. hießen und noch heißen, jenachdem man sie in Asien, Europa oder Afrika nach ihrem Ursprung, ihrem Handwerk, ihrem äußern Erscheinen bezeichnete. *) Wir verkennen nicht, daß es ein Irrthum wäre die jetzt im Lande wohnenden Zigeuner für direkte Abkömmlinge derjenigen halten zu wollen, welche damals zuerst den ungarischen Boden betraten. Die Romny's fassen nirgends, und auch in Ungarn nicht, vollständig Wurzel. Die verschiedenen Stämme lösen in gewissen Zeiträumen einander ab, deren etwaige Dauer vermuthlich eine sehr

*) Siehe Bott.

unregelmäßige ist. Selbst da wo sie seit Jahrhunderten nie verschwunden sind kann man als gewiß annehmen daß ihr Personalbestand sich durch Auswanderung der ältesten und Ankunft neuer Familien mehr als einmal verändert hat. Nach einer Gesetzbestimmung die uns eben so unerklärlich ist als die gewissen Naturerscheinungen zu Grunde liegenden, wie etwa den Wandlungen und dem Aussterben gewisser Thiergattungen, dem Schwinden und Vermehren von Pflanzenarten, u. s. w. von denen wir ebenso den Grund nur vermuthen können, verlassen die Zigeuner selbst die ihrer Lebensweise zusagendsten Gegenden, um auch den leisesten Anschein von Niederlassung zu vermeiden. Da sie aber die wohlthätigen Stellen nur verlassen um sie Brüdern einzuräumen die gleichfalls Paria's, Verbannte, Unherirrende sind, so bewerkstelligen sie diese Art Veränderungen (die sie auch in der Walachei, wo sie der Einregistrierung und Leibeigenschaft unterworfen sind, ausführen) auf eine für uns nicht wahrnehmbare Weise, denn man möchte glauben, daß sie nicht eher weggehen als bis sie den Nachfolgern alle ihre Ortskenntnisse mitgetheilt haben. Dem Lande und ihren Bezügen zu seinen Bewohnern gegenüber ist also ein solcher Wechsel durchaus nicht fühlbar und eigentlich gar nicht vorhanden. Die neuen Ankömmlinge sind in alle Verhältnisse der im Stillen Abgezogenen eingeweiht und das Faktum der zeitweiligen Erneuerung ihrer Horden, so anerkannt fest es steht, kann an den Beobachtungen zu welchen ihr länge-

res Verweilen in einem Lande Veranlassung geben mag nichts ändern.

Zunächst möchten wir sodann darauf hinweisen, daß wir Andeutungen über ein Verweilen der Zingari in Ungarn vom dreizehnten Jahrhundert an, also zwei Jahrhunderte vor ihrer Einwandring in das übrige Europa, besitzen, wohin sie sich dann mit den oft angeführten und bekannten Geleitbriefen unsres König Sigismund begaben. Die Richtigkeit dieser Zeugnisse ist um so wahrscheinlicher, als die Zigenner schon früher, da ihre Horden östlicher gelegene Länder betraten, die fromme Fabel ausgedonnen hatten nach welcher sie ein Theil der ägyptischen Nation zu sein vorgaben und daß sie verdammt wären eine bestimmte Zeit zu wandern um das Verbrechen ihrer Vorfahren abzubüßen, welche der heiligen Familie, als sie in jenes Land kam, die Gastfreundschaft verweigert hätten. Die Ähnlichkeit dieser Geschichte mit der Legende vom ewigen Juden und die Gegenwart der Israeliten deren Verbannung man gleichfalls für eine Strafe des Himmels hielt, verschaffte ihr trotz aller Haltlosigkeit Glauben und Aufnahme. Um eine mit den religiösen Überzeugungen, den unklaren Volksbegriffen, dem Aberglauben des Mittelalters so übereinstimmende Fiktion auszudenken mußten so ungebildete Menschen wie die Ezigany gewiß schon mehrere Generationen lang unter Bevölkerungen gelebt haben bei welchen der christliche Glaube seit geraumer Zeit Eingang gefunden hatte. Sie konnten unmöglich im Lauf weniger Jahre das

herrschende Colorit der damals lebendigen Sagen erfassen und die Art so trefflich erfinden mit der sie die Unwahrscheinlichkeiten ihrer Erzählung bemäntelten um sie mißtrauischen Ohren einigermaßen plausibel zu machen und aus Umständen die sie dem allgemeinen Unwillen hätten aussetzen sollen, sich ein gleichsam schützendes, fast in Ehren gehaltenes Gewand zu bereiten. Fremd und umhergetrieben gleich den Juden war ihre erste Aufnahme eine fast wohlwollende zu nennen, da sie sich in den Ländern die sie aus jetzt unbekannten Gründen zu besuchen gedachten, durch eine verstellte Reue, durch anscheinende Demuth insinuirten welche im Gegensatz zu der Verhärtung der kreuzigenden Gottesmörder stand.

Wenn man also annehmen kann, daß die Zigeuner schon im dreizehnten Jahrhundert sich in Ungarn aufhielten, so ist uns andererseits keine Thatsache bekannt welche beweise, daß sie nicht schon früher dort gewesen wären. Beim ersten raschen Vordringen dieser braunen Menschen in Deutschland lieferten die Chroniken Beschreibungen von ihnen mit den kleinsten Details und mit jener naiven Leichtgläubigkeit welche, auf jede Erklärung verzichtend, Alles zuläßt, und sie mit einer Pest, einem Meteor, einem Erdbeben in einer Reihe aufzählte. Dank der damaligen Richtung der Gemüther auf das Wunderbare und Unerhörte ist es uns vergönnt die ersten Halteplätze in Deutschland fast Schritt für Schritt verfolgen zu können. Stellt man sich aber ihren Eintritt in ein Land vor welches noch nicht mit solchen Bürgern versehen ist, die alle Müße

darauf verwenden das ihnen zu Ohren kommende Merkwürdige niederzuschreiben und dabei mehr auf Anhäufung absonderlichen Materials denn auf Prüfung des Authentischen achten, so wird man leicht begreifen daß die Gegenwart der harmlosen Zigeuner welche für den die Nationen spaltenden und befeelenden Kampf der Intressen so gänzlich passive Zuschauer blieben, zu wenig die Aufmerksamkeit angezogen haben mag als daß man Spuren ihres ersten Erscheinens wieder aufzufinden hoffen dürfte. Gewiß ward man in Ungarn bald mit ihnen vertraut und ihr Umgang konnte kein Beweggrund der Überraschung sein. Geben wir selbst zu daß in verhältnißmäßig sehr frühen Zeiten sich ein Geschichtschreiber gefunden hätte, wie sollte er daran gedacht haben sich mit einer für Geschick, Ruhm, Krieg und Noth seiner Nation so gleichgültigen Sache zu beschäftigen. Da nun zu jener Zeit die Zahl der Schriftsteller in ganz Europa und besonders in Ungarn eine sehr beschränkte war, so wird es mehr als schwierig den positiven Beweis zu liefern, daß die Zigeuner nicht lange vor der Epoche in welcher einige erste und schwache historische Andeutungen Licht über ihre dortige Existenz zu verbreiten beginnen schon in einem hinreichend innigen und beständigen Verkehr mit den Magyaren lebten, um diese unmerklich und fast unbewußt in den Besiß ihrer Melodien gelangen zu lassen, denen sie ihre Tänze anpaßten, ihrer Monodien, denen sie Worte ihrer Sprache unterlegten.

Durch die Philologen ist der asiatische und besonders

tartarische Ursprung der Ungarn unter die von der Wissenschaft errungnen und nicht mehr zu bezweifelnden That-
sachen aufgenommen. Ohne uns in eine wissenschaftliche
Untersuchung vertiefen zu wollen ohne mögliche neue Ent-
deckungen in Abrede zu stellen, halten wir an dieser Vor-
aussetzung fest und glauben daraus folgern zu können daß
zwischen den afasiatischen Wahrnehmungen indischer und
tartarischer Organisationen grade soviel Abweichendes
und Analoges vorhanden sein mußte um sie, als der Zu-
fall zwei diesen Racen entstammende Völker auf einem
Boden zusammenführte, zur Annahme einer und dersel-
ben Kunst zu veranlassen. Wären sie mit gleich produk-
tiven und glänzenden Fähigkeiten begabt gewesen, so ist
es wahrscheinlich daß sie, nebeneinander lebend, jedes seine
eigne Kunst, nach der Verschiedenheit ihrer Gefühlsweise
sich gebildet hätten, denn es wäre irrationell, diese bei so
ungleich gestellten und mit so abweichendem Charakter be-
gabten Völkern als identisch voraussetzen zu wollen. Noch
willkürlicher schiene es, die Kunst eines Volks einer an-
dren Ursache zuschreiben zu wollen als dem Bedürfniß ge-
wohnte Eindrücke poetisch wiederzugeben. Wenn anderer-
seits keine Analogie des Gefühls und der Organisation
unter ihnen bestanden hätte, so würde die von einem der
beiden Völker geschaffne Kunst keine Vorliebe in dem
andren erweckt haben und die Kunstanlagen der in dürf-
tigem Dunkel wandelnden Race wären todt zur Welt ge-
boren worden. So war es denn zum Hervorbringen des
heute zu Tage liegenden Resultats nöthig, daß eines der

Beiden in dieser Hinsicht eine überlegene Erfindungskraft, eine außerlesnere Feinheit, einen schärferen Formensinn besaß, während das andre Verständniß, Geschmack, Empfänglichkeit mitbringen mußte um das Wirken des ersten zur Blüthe zu entwickeln.

Wie nutzlos auch die Conjecturen sein möchten die man über den Zustand der Kunst in jenen fernen fernen Ländern, aus welchen die Nummy's kamen, bilden könnte, in jenen alten alten Zeiten wo sie am eignen Herd sangen, so fühlt man sich unwiderstehlich versucht, ihre Musik als die höchste Formel, als das Ideal alles dessen zu betrachten was Reisende von der orientalen, arabischen und indischen Musik erzählen. Man hat unsres Wissens den Ähnlichkeiten und Verwandtschaften noch nicht nachgeforscht, die zwischen Prinzipien, Endungen, Abstammungen, Modulationen, Metren und Rhythmen der Zigeunermusik und der Musik Hindostans bestehen könnte, wie man es in den beiden Sprachen gethan hat. Wenn sich Männer fänden welche das consequente Wollen und die unermüdliche Beharrlichkeit der wissenschaftlichen Vorkämpfer auf die Kunst anwendeten, sie würden vermuthlich ebensowohl Beziehungen der Construction der musikalischen wie in jenen der articulirten Töne auffinden. Die Hineigung zu außerordentlich zarten und für unsre weniger geschärften Sinne kaum wahrnehmbaren Nüancen, wiewohl sehr gemäßigt durch die gegenwärtige Beschaffenheit der Zigeunerinstrumente, durch klimatische Einflüsse und wir möchten sagen occidentalisirte Zuhörer,

ist heute noch fühlbar, und das Vorhandne genügt, uns die durch ihre Virtuosität bewirkte Aufregung begreiflich zu machen. Welche Meinung man auch über die Entwicklung der Musik bei den in der Nachbarschaft des Gangesstrandes wohnenden Völkerschaften hegen möge, jedenfalls scheint sie eine viel bedeutendere gewesen zu sein, als die der mongolischen Tartaren. Wer möchte aber entscheiden ob die Natur dieser letzteren nicht Verwandtschaftliches genug mit den Anbetern des dreimal heiligen Flusses gehabt haben mag um im Stande zu sein in einer Art Erziehung durch Gewohnheit sich mit ihrem musikalischen Gefühl zu identificiren? Man würde sich auf diese Weise ohne Mühe erklären können, wie gewisse Charakterzüge der indischen Musik willig von den Abkömmlingen tartarischer Race aufgenommen wurden, deren Ohr bisjezt nur an den Sensationen durchdringender Rhythmen und Intonationen Gefallen gefunden hätte, die aber für die feinere Auffassung der Vocalise, der Verziernng, der Fioritur, des plöglichen Tonalitätenwechsels und anderer Vorzüge einer von Geburt hindostanischen Kunst nicht unempfindlich war.

Alle einheimische ungarische Musik zerfällt natürlich ursprünglich in das gesungne Lied und in die Tanzmelodie, zwischen welchen eine nahe Charakterverwandtschaft, um nicht zu sagen Identität herrscht. Auf den ersten Blick möchte es scheinen als hätten die Zigeuner auf die Vocalmusik keinen Rechtsanspruch, denn die Lieder haben ungarischen Text, werden nur von Magyaren gesungen

und gemeiniglich Schäfern oder Kriegern dieser Race und Sprache zugeschrieben. Über die Tanzmelodien erhebt sich, in Ermangelung von Argumenten ad rem und ad hoc, mindrer Streit. Woran sollte sich in der That eine Erörterung darüber stützen, ob die Ungarn ihre choreographischen Übungen nach der von den Zigeunern mitgebrachten Musik einrichteten, oder daß die Letzteren unzweifelhaft weder eigne Tänze noch eigne Musik besaßen und Beides, wenigstens Melodien und Rhythmen von den Ungarn entlehnten? Unseres Wissens existiren keine ausreichenden Beweise, nach denen eine dieser beiden Meinungen auf anerkannten Thatfachen fußen könnte. So bleibt es denn immer möglich der einen oder andren Meinung anzuhan- gen jenachdem man eine Folge von Behauptungen annimmt welche dazu bestimmen können sich für eines oder das andre zu entscheiden. Musik und Tanz bilden integrierende Theile der Zigeunervergnügungen. In keinem Lande fehlen einige Instrumente ihrem lagernden Zug und man hat bemerkt, daß ihr berauschendes wirbelndes Tanzen manchmal an die unter ähnlichen Formen von den Derwischen gepflognen Andachtsübungen erinnert und sich immer an einen bei ihnen traditionellen Typus hält. Seine Hauptbewegungen finden wir bei den entferntesten Stämmen wieder und in den Beschreibungen der Gebräuche selbst bei den elendesten Bettlern dieser Race wie sie zwischen den Sümpfen der Walachei haufen dieselbe Bezeichnung der Tänze wie bei den eleganten Zigeunern Moskau's. Sie sind den Nationaltänzen der

Ungarn nicht ganz identisch. Die Vermuthung scheint uns aber möglich, daß die Ungarn, indem sie sich der Zigeunermusik bedienten, ihrerseits in die Zigeunertänze von Anfang an kriegerischere, gymnastischere Bewegungen einführten, wie sie im magharischen Charakter lagen, wie sie ihren kriegerischen Sitten entsprechend waren und die, wenn man das Ähnliche ihrer Tänze mit denen der Rosen erwägt, die Annahme nicht ungegründet erscheinen lassen, daß Beide dieselben aus Asien mitgebracht. Wenn die Ziganen traditionelle Tänze hatten so ergiebt sich die dazu gehörige Musik von selbst. Wäre es denn nun so gar zu seltsam und unmöglich daß die Magyaren, aus dem überlegenen Talent ihrer Gäste Nutzen ziehend, unmerklich ihre Tänze mit Eintheilung und Takt der Zigeunermelodien in Übereinstimmung gebracht hätten und mit der Zeit ihre Aneignung eine so vollständige geworden wäre, daß jede Spur dieser Verschmelzung sich verloren, und beide nun wie unzertrennliche Zwillinge erscheinen? Wer vermag heute zu entscheiden, ob die Zigeuner ihre Melodien bei den Ungarn gelernt um sie ihnen aufzuspielen, oder ob das magharische Volk sich nach den Zigeunermelodien gerichtet hat? Ist es aber nicht wahrscheinlicher daß diese Melodien von denen kommen welchen die Tanzmusik (wie wir, in Ansehung ihrer Beständigkeit, aus ihren jetzigen Sitten auf die früheren schließen dürfen) zur Begleitung ihrer Aufzüge unentbehrlich war, wenn sie Bären und andre seltne Thiere zu Schau führten, in viele Städte mit dem Orchester an der Spitze wie im

Triumph einzogen und vor dem Wahrsagen und den chiromantischen Künsten ihrer Frauen Kraft- und Geschicklichkeitssprünge ausführten? Der von der Musik unzertrennliche Tanz vereinigt sich auch, besonders bei primitiven Völkern ganz natürlich mit dem Gesang. Die Civilisation hemmt und beeinträchtigt diese Richtung, indem sie das Maas der Forderungen an jede einzelne Kunst erhöht und diese zur Isolirung, behufs einer größeren Vervollkommnung zwingt; die Vereinigung besteht aber gewöhnlich so lange eine Scheidung nicht durch verfeinertes Bedürfniß herbeigeführt wird. In mehr als einem Lande hat sich der Gebrauch noch bis heute erhalten gewisse Tanzbewegungen mit halbgesungenen, halb gesprochenen Chören zu begleiten, wie bei den Krakowiafi's, Tropaki's u. s. w.

Wir verhehlen uns nicht, daß die Hypothese eines rein zigeunerischen Ursprungs der ungarischen Lieder noch viel gewagter wäre, als den Rommy's die Composition ihrer Tanzmelodien zuschreiben zu wollen, unter den Gründen jedoch die uns für sie entscheiden ist mehr als einer welcher in unsren Augen peremptorisch erscheint. Bedenken wir jedoch daß die sogenannten Volksmelodien nicht vom ganzen Volke, sondern nur von einzelnen Gliedern desselben componirt sind, und daß die Ähnlichkeit in den Eingebungen dieser Verschiednen, sowie ihre Popularität, den Sammlungen ihrer Melodien einen nationalen Charakter verleiht. Wenn die Summe der unter einer Nation verbreiteten Gefänge ein durch sein Gefühl und

seine Form sich auszeichnendes Monument bilden, müßte es doch gewiß überraschen, daß in einer solchen keine hervortretende Individualität die allgemeine Aufmerksamkeit durch ihre Überlegenheit in Anspruch nähme. Nun ist aber, während die Zigeuner von frühester Zeit an wegen ihren musikalischen Anlagen und virtuoson Leistungen geschätzt und berühmt waren, nie von einem Ungarn die Rede gewesen welcher sich gleichfalls Ruhm nach dieser Seite hin erworben hätte. Das Gedächtniß des Volkes hat vom sechzehnten Jahrhundert an berühmte Namen von Zigeunern bewahrt und wir sind überzeugt, daß uns frühere bekannt wären, wenn Geschichtschreiber gelebt hätten um sie aufzuzeichnen. Ungarische Namen dagegen sehen wir erst in neuester Zeit auftauchen, seit die glänzende Blüthe dieser Kunst im achtzehnten Jahrhundert Passion und Geschmack für sie verbreitet, sie zur Mode gemacht haben. Man muß daraus schließen daß sie eine Frucht des Volkes ist, welches sie gehegt und zum Ruhm gebracht hat, und daß die mit den Tanzmelodien (und diese bildeten den Cannevas zur instrumentalen Ausföhrung) in unverkennbarer Verwandtschaft stehenden Gesänge derselben Quelle entströmt, obgleich sie als Lieder ausschließlich durch Magyaren verbreitet wurden und sich durch ihre Verbindung mit der ungarischen Sprache hauptsächlich erhalten haben; denn man darf nicht vergessen daß sie gerade in den mit den Zigeunern am nächsten in Beröhrung stehenden Theilen Ungarns, besonders unter den Bewohnern der Haiden und Steppen, bei Soldaten,

Schäfern und Hofsirten sich so eingebürgert haben daß man sie den Letzteren als Eigenthum zuschrieb. Trotz den bei den ungarischen Zigeunern so bedeutend entwickelten musikalischen Fähigkeiten haben sie sich in diesem Lande nie durch Schönheit der Stimme oder überhaupt durch Vorliebe für den Gesang ausgezeichnet; diese Kunst wurde unter ihnen wenig gepflegt, blieb in einem gänzlich embryonischen Zustand. Bei den Frauen welche sich manchmal des Gesanges befleißigen, ist die Bemerkung nahe liegend daß ihr angestrengtes Wandern und ihre ermüdende Lebensweise die Frische des Organs schnell zerstört. Ähnliche Ursachen werden auch die Männer hindern irgend welchen Grad von Vortrefflichkeit hier zu erlangen, und es ist nicht unwahrscheinlich daß das Gefühl ihrer Unvollkommenheit in diesem Zweig ausübender Kunst, besonders im Vergleich zu der Geschicklichkeit welche sie im Instrumentalen erlangen, zu ihrer Vernachlässigung von Talenten beiträgt, deren sie vielleicht nicht gänzlich ermangeln. Warum aber nicht zulassen daß der gegen die Mängel seines Gesanges minder empfindliche, überdies mit kräftiger Stimme begabte ungarische Landmann sich die vom Zigeuner zuerst gehörten Motive später ausschließlich zu eigen gemacht habe? Diese Motive erhielten und verbreiteten sich dann leicht unter den Seinigen, während man jene die sich ungarischen Texten nicht anpassen ließen vollständig beseitigte oder weil sie bei jener friedlichen Ausbeutung unberücksichtigt blieben, in ihrer Liederform wenigstens, nicht im Schwang erhielt. Im Übrigen haben die

Instrumente welche man als eigenthümlich ungarische betrachtet und auf welche man die Conjectur gründet daß die anfangs nur gesungenen Melodien auf ihnen zuerst gespielt worden wären, wie der Farajala, der Kust, der Taragaso-sip und die Duda nie einen Theil des Zigeunerorchesters gebildet und haben nie das Reich ihrer Pusta's (Steppen) überschritten, in welchen sie noch heute die Einsamkeit des fleißigen Landmanns oder Schäfers erheitern. Die ungarischen Gesänge, wie sie auf unsren Steppen gesungen oder vermittelt dieser dürftigen Instrumente vorgetragen werden, können auf die Ehre allgemeiner Anerkennung keinen Anspruch erheben und nicht mit kunstpoetischen Erzeugnissen auf gleiche Höhe gestellt werden, während die von den Zigeunerorchestern ausgeübte und verbreitete Instrumentalmusik durch Größe und Kühnheit des Gefühls wie durch Ausarbeitung der Form, Feinheit der Gestaltung wie wir es nennen möchten, es mit jeder Concurrenz aufzunehmen vermag.

Das älteste Monument ungarischer Musik welches wir besitzen und welches offenbar von einem Ungarn componirt ist, sind die Melodien von Tinódy Stephens, die derselbe 1554 zu Klausenburg gesammelt herausgab. Diese Sammlung hat mit ihren farblosen Reproduktionen oder Compositionen nur die Bedeutung einer historischen Seltenheit. Wäre die Begabung, der musikalische Sinn wie ein Volk sie braucht um eine so vollständig originelle Kunst zu schaffen wie die mit welcher wir uns be-

schäftigen, deren Gefühlsinhalt, deren Form nicht die mindeste Ähnlichkeit mit einer gleichzeitigen europäischen Kunst hat, eine Mitgift der ungarischen Nation gewesen, ließe sich dann nicht voraussetzen, daß wie bei den Zigeunern sich auch unter den Ungarn vor unsren Zeiten befähigtere Künstler gefunden haben würden, welche die Kunst zu immer größerem Glanz entwickelt hätten? Ganz gewiß würden wir mit Recht berühmte Virtuosen oder Componisten unter den Ungarn aufzuweisen haben wenn diese Kunst im ungarischen Blut Wurzel gefaßt hätte. So sehr auch in unsren Tagen die Ungarn als Dilettanten diesen Zweig der Kunst ausbeuten, zur Zeit seiner ersten Bildung finden wir kaum Einen der sich darin hervorgethan hätte. Erst seitdem diese Musik ihren Höhepunkt erreichte, haben Ungarn in ihrem Genre componirt und dasselbe als Künstler mit Ehre und Erfolg angebaut. Im Ganzen bleiben sie jedoch eine verhältnißmäßig geringe und wenig einflußreiche Schaar der Masse von Zigeunervirtuosen gegenüber, die diese Musik seit Jahrhunderten pflegen und im Vergleich zur Bedeutung der unter den ungarischen Zigeunern allgemein verbreiteten Virtuosität welche durch ihre Weise der Auffassung und Wiedergabe den von ihr verherrlichten Musikwerken das Gepräge eines besondern Genres, einer bemerkenswerthen Einheit, einer seltenen Homogenität aufgedrückt hat. Der Styl (und wäre es nur der Styl des Vortrags) wird dieses besondre Gepräge nicht geltend machen können, wenn er nicht unmittelbarer Ausdruck der Seele des Künstlers ist,

und der Styl der Ziganen eignet sich dem Zigeunergefühl in zu adäquater Weise an, um nicht auch seinem Ursprung und dem Glanz nach, welchen er einzig der Zigeunervirtuosität verdankte, eine Zigeunerkunst zu heißen.

In einer zu Wien 1775 mit obrigkeitlichem Privilegium erschienenen politischen und statistischen Zeitschrift findet sich in einer höchst sorgfältig gearbeiteten Notiz über die Ziganen Folgendes: „Wir können eine Menge Beispiele anführen und verschiedne besondre Fälle anzeigen, wo sich Zigeuner mit ihrer Musik besonders hervorgethan haben und noch bis heute ihre Geschicklichkeit darin erweisen, wenn wir nicht befürchten müßten daß unsere geehrtesten Leser durch derlei Abschweifungen zu leicht ermüdet werden könnten. Wir werden uns begnügen einige Beispiele von Personen die sich durch ihre Kunst berühmt gemacht und deren Meister geworden sind, anzuführen, um damit zu erweisen, wie dieses Volk zu der Musik ganz besonders von der Natur geneigt und angelegt ist.“ Dies möchte wohl als ein weiterer Beweis gelten, daß die Ungarn im vorigen Jahrhundert, und namentlich im Jahr 1775 noch nicht daran dachten die Zigeunermusik als die ihrige anzusehen, denn man hätte zu jener Zeit wo sie von der Regierung in Wien so behutsam behandelt, man möchte sagen gehätschelt wurden, gewiß nicht daran gedacht ihnen diese Ehre streitig machen zu wollen um ein damals so gering geachtetes Volk damit zu belehnen. Ebenso wenig können wir uns erinnern daß ältere Schriftsteller der Naturgabe erwähnten

welche den Zigeunern eigen ist und dabei zugleich die magyarische Nationalität und ihre Volkslieder erwähnten, somit die Zigeuner zu bloßen Ausführern ungarischer Melodien machten. Der gelehrte und berühmte Pesther Bibliothekar Herr Gabriel Matray, welcher diesem Zweig der musikalischen Literatur durch seine Forschungen und Herausgaben wesentliche Dienste leistete, und der sich zu der jetzt herrschenden Annahme hinzuneigen scheint, schrieb uns darüber gelegentlich Folgendes: „Die gebildeten Ungarn geben sich überhaupt mit der ungarischen Nationalmusik nicht ab, wenigstens nicht mit der Composition selbst, daher konnte die ungarische Musik nur durch Zigeuner aufrecht erhalten und verbreitet werden.“ Und weiter: „Es wäre eine Seltenheit in Ungarn wenn eine gut bevölkerte Ortschaft nicht ihre eigne Zigeuner-Musikbande besäße würde.“ Das Zeugniß unsres geehrten Landsmannes den man in dieser Beziehung wenigstens nicht im Verdacht der Parteilichkeit für die Zigeuner haben kann, bestätigt mindestens unsre Meinung von dem beträchtlichen Antheil der ihnen an der Erfindung dieser Kunst zukommt.

Demnach haben zwei Thatfachen für uns gleiche Beweiskraft um die Meinung derjenigen zu unterstützen, welche die von den Zigeunern ausgeübte Musik für ein Produkt halten dessen Verdienst ihnen allein unbestritten zukommt. Erstens hört man seit den ältesten Zeiten deren Angedenken in ungarischen Chroniken aufbewahrt ist schon von Zigeuner-Musikern sprechen, niemals von andren;

zweitens ist es anerkannt, daß die Zigeunerrace überall musikalisch begabt erschien, daß die Musik immer einen Theil ihrer höchsten Vergnügungen gebildet und nie bei ihren Festen gefehlt hat, woraus augenscheinlich hervorgeht, daß ihre Begabung nach dieser Seite sich nicht allein auf eine reproduktive Fähigkeit beschränkt.

Hätten die Zigeuner auch nur einen viel geringeren Grad von Virtuosität als ihn ihre Musik verlangt in welcher Sticerei und Colorit einen so beträchtlichen Antheil am Werthe des Gewebes haben, wären sie nur textuell Ausführende, wie unsre Virtuosen, gefeiert, berühmt und zum Enthusiasmus hinreißend wie sie sind, wird man ihnen den Namen Künstler und die Hälfte des Ruhmes an der von ihnen verherrlichten Kunst nicht streitig machen dürfen. Wer dies aber dennoch möchte, den fragen wir: Was ist denn der Virtuose? Ist er wirklich nur eine geistlose Maschine? Verrichten seine beiden Hände nur das Amt einer doppelten Kurbel am Leierkasten? Braucht er zum vorgeschriebenen Ausführen seiner mechanischen Aufgabe nicht zu denken, nicht zu fühlen? Hat er dem Ohr nur eine Photographie der betrachteten Gegenstände zu liefern? Wir wissen nur zu gut, wie Viele unter ihren Gefeiertsten, unfähig das vor ihnen auf dem Pult liegende Original auch nur dem Buchstaben nach zu übersetzen, seinen Sinn verstimmen und die Kunst nur als Handwerk betreibend selbst das Handwerk nicht verstehen. So siegreich aber immerhin der That nach eine Usurpation sein mag, sie zerstört die Rechte der Erben nicht, und die

des Dichter-Virtuosen, des berufenen, sind von einer Ausdehnung von welcher ein unter illegitimen unwissenden Herrschern entartetes Publikum keine Ahnung hat.

Das Wort Virtuosität und virtus stammt von dem lateinischen vir ab; die Ausübung Beider ist ein Akt männlicher Kraft.

Der Virtuose ist kein Maurer, welcher mit der Kelle in der Hand die Zeichnung des Architekten treu und gewissenhaft in Stein ausführt. Er ist nicht das passive Werkzeug welches Gefühl und Gedanken Andrer, ohne ein Eignes hinzuzufügen reproducirt. Er ist nicht der mehr oder minder geschickte und erfahrene Leser von Werken die keinen Rand für seine Glossen haben, keine Paragraphen zwischen den Zeilen nöthig machen. Die von Begeisterung diktierten musikalischen Werke sind im Grunde nur die tragische oder rührende Inszenirung eines Gefühls welches der Virtuose berufen ist sprechen, weinen, singen, seufzen zu lassen, zum Bewußtwerden seiner selbst zu bringen. Er schafft somit ebenso gut als der Componist selber, denn er muß die Leidenschaft in sich tragen, welche er im ganzen Glanz ihrer Phosphorescenz zur Geltung bringen soll. Er haucht dem in Lethargie befangnen Körper den Athem ein, giebt ihm Glanz des Blickes, durchströmt ihn mit Feuer, belebt ihn mit dem Pulsschlag der Anmuth. Er macht aus der Lehmform ein lebendiges Wesen, indem er es mit dem Funken durchdringt, welchen Prometheus dem Blißstrahl des Jupiter entriß. Er muß sie wandeln machen in durchsichtiger Lufthülle, sie mit

tausend geflügelten Pfeilen bewaffnen, Duft und Blüthe aus ihr entwickeln, die Flamme ihres Athems entfachen. Von allen Künstlern offenbart vielleicht der Virtuose am unmittelbarsten die überwältigenden Kräfte des pythischen Gottes, er, der in glühenden Umarmungen der stolzen Muse die verborgensten Geheimnisse entlockt.

Die Zigeunervirtuosen haben die Melodie mit jenem blühenden Schmuck umkränzt, der wie ein Regenbogen um jeden Gedanken seine vielfarbige Schärpe wirft. Die Zigeunervirtuosen haben die Liedrhythmen durch kräftiges Auftragen oder weiches Cadenziren leicht beflügelt oder träumerisch einwiegend gestaltet. Nur sie haben die Kunst als Künstler interpretirt, mochten auch Schäfer und Hirten dieselben Melodien auf ihren Schalmeien spielen oder sie pfeifen und singen, nur die Zigeunervirtuosen haben ihnen durch das insundirte Gefühl Kunstwerth, Geltung und Ruhm verschafft. Was wäre aber aus dem Zigeunerkünstler ohne die Ungarn geworden? Sind nicht sie die Einzigen welche den Zigeunern Ruhe gönn-
ten, sie nach ihrer Weise leben ließen, ihr Gehen und Kommen ohne Mißtrauen und Feindseligkeit ansahen, ihnen Aufnahme an ihrem Herd boten ohne sie gleich wilden Thieren zu scheuen oder sie gleich Lastthieren zu unterjochen? Die mit ihnen tranken und in derselben Scheune mit ihnen schliefen, ohne ihren Gang zu den Freuden der Natur zu verdammen, ihre zügellose Freiheitsliebe zu hemmen, ohne sie mit Schmähungen zu überhäufen? Weil sie die Intuition des Zigeuner-

gefühls hatten, achteten sie den Typus, liebten sie die Kunst des Zigeuners. Sie schlugen in die Hände, bewunderten und hegten die Träger dieser Kunst, gaben keinem Neid in ihrem Herzen Raum, verboten ihnen nicht ihre Lieblingsgefänge zu verschönern, ihre Tanzlieder zu veredeln, ihren Festen Reiz zu verleihen, ihre Seele zu rühren und verjagten sie dann nicht wie abgerichtete Hunde oder elende Possenreißer wenn man sich über ihre Sprünge und Kunststücke müde gelacht hat. So gehört die Zigeunerkunst den Ungarn wie ein Kind seiner Mutter, denn ohne sie existirte sie nicht. Sie gaben ihr Lust, Raum und Helle, freundliches Lächeln, sympathische Thränen, Alles was eine Kunst zum Aufblühen und Gedeihen bedarf.

Wozu endlich sich darüber beunruhigen ob der erste Grund zu diesem gemeinschaftlichen Monument, ob der erste Liebeskuß dieser Verbindung von Diesem oder von Jenem gegeben worden ist? Die Kunst besteht, und sie hätte weder ohne den Einen noch ohne den Andreu wachsen, sich ausdehnen und leben können. Es wäre in der That ein müßiges Beginnen, das Halbdunkel welches durch eine Art Gerechtigkeit des Geschicks um die Fortpflanzung dieser Kunst gehüllt ist, zerstreuen, die obschwebende Ungewißheit aufheben zu wollen, besonders da man in Ermanglung unwiderleglicher Beweise, constatirter historischer Thatfachen, die Frage nicht erschöpfend zu behandeln vermag.

XVII.

Schon seit Andreas II. Rückkehr von Jerusalem im Jahre 1219 sprechen die Schriftsteller welche die näheren Umstände erzählen von den im Lande befindlichen Ziganen. Unter Ladislaus Regierung (1272—90) bemerkt man eine beträchtliche Vermehrung ihrer Anzahl. Die ersten Schriftsteller welche sich mit ihnen beschäftigen schildern sie in einem Nomadenleben begriffen, sprechen von ihrer zeitweiligen Beschäftigung mit dem Schmiedehandwerk, vor Allem aber von ihrem Ruf als ausgezeichnete Musiker. Dies könnte die Vermuthung begründen daß sie damals schon herbeigezogen wurden um die zu Feierlichkeiten und Festen gewünschten Orchester zu bilden. Selbst das Stillschweigen der Chroniken, welche ja nicht alle Virtuosenfahrten erwähnen, könnte durch die erwiesene Allgemeinheit dieser Thatsachen erklärt werden, weil sie später, ohne das geringste Erstaunen zu verrathen, von der ungetheilten Bewunderung erzählen, welche die Zigeuner auf den von Emmerich Thurzo im 15ten Jahrhundert gegebenen Festen erregten, die in Tokay drei Tage dauerten und in Biken auf einen ganzen Monat ausgedehnt wurden, so wie später auf den Reichstagen zu Rákos und Hatvan im Jahr 1525. Tinödy erwähnt einen Zigeuner von Lippa, Namens Demetrius Karman, als einen Virtuosen von erstaunlichem Talent, den sein Gönner und

Beschützer Beg Ulman (1550) aus Bewundrung seines Genies mit Reichthümern überhäufte, und fügt hinzu daß, obgleich zu dieser Zeit vortreffliche Geigenspieler unter den Zigeunern häufig gewesen wären, Keiner von ihnen sich mit diesem *Karman* hätte messen können. Es wäre gewiß von großem Interesse zu untersuchen, wann und wie die Violine bei den Zigeunern zuerst Eingang fand.

Als im Jahr 1559 der Wojwode der Walachei, Michel, mit einem von den Historiographen umständlich beschriebnen und lange in der Erinnerung bewahrten, asiatischen Pomp und Luxus seinen Einzug zu Karlstadt in Transylvanien hielt, gingen den festlichen Reihen zehn Zigeuner voran und spielten einen Triumphmarsch dessen Berühmtheit dem übrigen bei dieser Gelegenheit entwickelten Prachtaufwand entsprach. Es scheint auch daß um diese Zeit und später noch die Zigeunervirtuosen, gleich den Skalden des Nordens, ungarische Anführer in den Kampf begleiteten.

Das achtzehnte Jahrhundert war die große Ära der Zigeunermusik und ihre bedeutendsten Repräsentanten wurden damals mit Schmeicheleien überhäuft die hinter den enthusiastischen Beifallsbeweisen die einem Paganini oder Rubini in unsren Tagen widerfuhren wenig zurückstehen. Einer der berühmtesten Coryphäen im Anfang dieser Epoche war Michel Barnu, der sich als Virtuose im Gefolge des Kardinal Esaky befand, welcher von ihm ein schönes lebensgroßes Portrait mit der Inschrift: „der ungarische Orpheus“ anfertigen ließ. Es

geschah dies in Folge eines dem Wartburgfest ähnlichen Wettkampfes, zu dem man zwölf der besten Violinisten jener Zeit ausgesucht hatte um Varnu die Palme zu entreißen oder streitig zu machen. Sie waren alle in Diensten großer Herrn, die den Ehrgeiz hatten in dieser Hinsicht nicht schlechter als der Cardinal bestellt zu sein. Varnu ließ sich aber nicht überwinden, im Gegentheil vermehrte sich sein Ruhm beträchtlich. Der Cardinal hieß den besten Maler des Landes kommen um die Züge des Wettstiegers der Nachwelt aufzubewahren und bestand darauf daß dieser in seinem Hofcostüm, in den Farben seines Hauses gemalt werde, weil er es sich zur Ehre schätzte, ihn in seinen Diensten gehabt zu haben, sein Mäcen gewesen zu sein. Das Bild wurde in einem Residenzsaal (auf der Burg Radkau, Comitat Zips) aufgehängt, wo es sich heute noch befindet. Das Faktum eines solchen Sängerkrieges wie sie in früheren Jahrhunderten öfter stattfanden, spricht hinlänglich für die Wichtigkeit welche der Zigeunerkunst damals beigelegt wurde und wie ausschließlich die Zigeuner selbst diese Kunst ausübten, da man sie allein berief um sich bei einem solchen Wettstreit zu messen. Wenn hohe Personen mit Wohlgefallen das Richteramt bei solchen Kämpfen übernahmen, mußte man diese für dessen würdig halten und die Talente mußten zahlreich sein, wenn man ihrer zwölf auffand die es wagen durften mit diesem Hochbegünstigten es aufzunehmen, dessen Vermögen durch die reichen Gaben seiner verschiedenen

Gönnern in der That ein bedeutendes geworden zu sein scheint.

Gegen das Jahr 1772 finden wir eine Frau im Auf großer Virtuosität auf der Violine: Esinka Panna. Sie spielte seit früher Jugend mit glänzender Fertigkeit dieses Instrument und heirathete mit vierzehn Jahren einen Zigeuner, der so wie seine beiden Brüder gleichfalls Musiker war und auf diese Weise ein kleines Familienorchester gründete, welches alsbald großen Ruf erwarb. Esinka Panna hatte eine kleine Unebenheit des Wuchses aber ein sehr hübsches Gesicht und zeichnete sich ebensosehr durch liebenswürdige Rechtschaffenheit, Sittlichkeit und Adel ihrer Manieren als Nettigkeit und Anmuth persönlicher Erscheinung aus und nicht weniger durch größeren Hang zur Niederlassung als man bei ihren Stammesgenossen gewöhnlich findet. Sie war aus Gömör und der Ortsherr, Langi, der ihr frühzeitiges Talent bemerkte, ließ ihr sehr frühe Unterricht ertheilen in welchem sie schnelle Fortschritte machte. Nach ihrer Verheirathung baute er ihr ein bequemes, wohleingerichtetes Haus an den Ufern des Sajo; sie bewohnte es und hielt es in guter Ordnung, obwohl sie nur die härtesten Wintermonate darin zubrachte und den Sommer mit den Ihrigen in Zelten zu verleben vorzog, die sie unfern dem Hause aber mehr in der Nähe des Flusses aufschlug. Ihr Tod erregte allgemeine Trauer. Es wurden unzählige lateinische und ungarische Verse verfaßt welche diesen Verlust beklagten, und den hohen Vorzug der Hingeschiednen als Frau und Künstlerin

rühmten. Man legte sogar Werth genug auf den dichterischen Ausdruck dieses von Allen empfundenen Leid's, um einen großen Theil dieser Gedichte welche nach der ersten Kunde des vielbeklagten Ereignisses das Land förmlich überflutheten, bis auf unsre Zeit zu erhalten.

Die verschiedensten Untersuchungen stimmen darin überein, daß zu jener Zeit alle Virtuosen Componisten waren, weil eben schon der zum Styl ihres Vortrags so nothwendige Erfindungsreichthum an improvisirter Ornamentik diese Doppelbegabung bedingte und weckte. Leider verhinderte ihre Unwissenheit in der Notation das Aufschreiben und Erhalten ihrer Werke, so daß wir keine authentischen Dokumente dieser, nach dem durch sie bewirkten Enthusiasmus zu schließen, kostbaren Produktionen besitzen. Hiripi, Sugar, Galantear, Baczar und zahlreiche Andre sind als berühmte Nachfolger dieser Linie zu nennen welche noch heute in den berühmtesten Bandenführern Ungarns einem Boká Patricarius, Sarközy, Kecskeméthy u. ihre Repräsentanten findet.

Der bekannteste, gefeierteste und populärste Held des Zigeunervirtuosenthums war der im Raaber Comitat geborne und 1827 im acht und fünfzigsten Jahr seines Lebens gestorbne Bihary. Wir erinnern uns noch diesen Virtuosen gesehen und gehört zu haben, dessen männlich schönes Äußere alle Unterscheidungszüge der Race an sich trug. Wir vermögen noch uns den gebieterischen Zauber zurückzurufen den er ausübte, wenn er mit zerstreuter und zugleich melancholischer Fahrlässigkeit, die mit der anschei-

nenden Lustigkeit seines Temperaments, mit dem lebhaften Blick, den er gleichsam sondirend in die Seele des Zuhörers warf, contrastirte, seine Geige zur Hand nahm und ihr nun stundenlang, als vergäße er daß die Zeit auch verfließe, Tonastladen entlockte, welche bald wie in wildem Fall hinstürmten, bald wie über sammetweiches Moos hinrieselten. Wir waren nicht mehr so ganz Kind als wir 1822 diesen großen Zigeunervirtuosen hörten, um nicht die bestimmteste, deutlichste Erinnerung an die Eindrücke seines Spiels zu bewahren. In Erinnerung an das damals Vernommene dachten wir in der Folge manchmal daran, daß die Wirkung jener geheimen Elixiere welche die Alchymisten des Mittelalters in ihren verborgenen Laboratorien brauten und deren heilkräftiges Raß neue Lebensfähigkeit in die Adern gießen, mit Kraft, Männlichkeit, Tapferkeit, Stolz, Unverwundbarkeit und Unverwesbarkeit begaben sollten, dem sie Genießenden eine ähnliche Sensation erweckt haben mögen, wie wir sie in jener Stunde empfanden. Wie Tropfen einer geistfeurigen Essenz schlugen die Töne der bezaubernden Geige an das Ohr. Wäre unser Gedächtniß aus weichem Thon und jede seiner Noten ein Demantnagel gewesen, sie würden nicht fester darin haften. Wäre unsre Seele ein von dem in sein Bett wieder zurückgekehrten Flußgott erweichtes Erdreich gewesen und jeder Ton des Künstlers ein befruchtendes Samenkorn, er hätte nicht tiefer in uns wurzeln können.

Bihary brachte den Ruf der Zigeunerkunst auf den

höchsten Gipfel. Schon seit geraumer Zeit war sie von der ungarischen Aristokratie hoch gepriesen worden, nun aber bildete sie gleichsam einen integrierenden Theil der Nationalrepräsentation und ward gewissermaßen unzertrennlich von dem Ceremoniel des Preßburger Reichstages, figurirte als nationale Kunst bei den Krönungsbällen, wurde mit einem Wort als ein Kleinod des Reichschatzes, als ein patriotischer Stolz betrachtet. Zwischen den Jahren 1820—30 gelangte sie durch Bihary zu solchem Glanz, daß selbst Wien sich für sie enthußiasmirte. Das von ihm dirigirte Orchester wurde mehrmals an den Hof berufen; es spielte dort bei mehreren Festen sowie bei solchen welche von fremden Gesandten, unter andren vom englischen, gegeben wurden. Seine Aufführungen in den verschiednen Theatern waren sehr Mode und zogen fortwährend das Publikum an. Man erzählt sogar daß der Kaiser im Sinn hatte Bihary, der die Aufmerksamkeit einiger der hochgestellten Glieder des Hofes besonders auf sich gezogen hatte, ganz ausnahmsweise Gunstbezeugungen angedeihen zu lassen, daß aber eines Abends, als er ihn fragte was er sich etwa von seiner kaiserlichen Gnade erbitten würde, Bihary die wohlgeneigten Absichten Sr. Majestät verscherzte, indem er Adelsbriefe für sein ganzes Orchester forderte. Mochte es nun aus edlem Wohlwollen für die Seinigen, oder aus zähem Paria-Stolz geschehn, der Bedingungen an das Aufgeben seiner bürgerlichen Nichtigkeit knüpft, oder war es ein schlauer Ausweg um einer Wohlthat zu entgehen, die seiner Un-

abhängigkeit lästig fallen konnte, es war ein ächter Zigeunerzug.

Die Persönlichkeit Bihary's war eine in seiner Epoche zu berühmte, und die Erscheinung, einen Künstler dieser Race in der vornehmen Welt unsres Jahrhunderts, in welcher die ursprünglich bestandnen Sympathien zwischen Ungarn und Zigeunern, bei der vorherrschenden, ganz von denen des übrigen aristokratischen Europa durchdrungenen Anschauungsweise und Sitten nur noch sehr schwach vorhanden sein konnten, populär werden zu sehen, ist eine zu merkwürdige, als daß seine Biographie nicht von besonderm Interesse sein müßte. Wir können ihre Hauptzüge nicht besser wiedergeben, als indem wir eine kürzlich über ihn von Herrn Matray, den wir schon oben anführten, veröffentlichte Notiz zur Grundlage nehmen.

„Johann Bihary, einer der berühmtesten Violinisten Ungarns, geborner Zigeuner, kam 1769 zu Nagy Abony (im Preßburger Comitat) zur Welt, als Sohn eines in seiner Heimath wohlbekannten tüchtigen Violinspielers. Er brachte seine Kindheit und erste Jugend bei Verwandten väterlicher Seits in Böngö (Raaber Comitat) zu, wo er mit achtzehn Jahren Eva Banhaf heirathete, welche fünfzehn Jahre zählte und Tochter eines sehr berühmten Cymbalisten in Szerdahely war.

„Er hatte damals schon hinreichende Studien gemacht, um sich als erster Geiger an die Spitze eines Orchesters zu stellen, in welchem sein Schwiegervater beschäftigt war. Nach dessen Tode, 1802 begab er sich nach Pesth

„als Chef der Bande von Franz Bakoß und erlangte hier
 „in kurzer Zeit großen Ruf. Er warb mehrere sehr ge-
 „schickte Instrumentalisten an, unter ihnen Bakoß Laczi
 „(Sohn des Franz) der, obwohl nur zweiter Geiger, mit
 „ihm zu rivalisiren versuchte. Ficsur (auch unter dem
 „Namen Ujvari bekannt) ein guter Violoncellist, wurde
 „von Bihary nach Pesth berufen, der hier seine Studien
 „noch leitete und ihn in sein Orchester aufnahm, sowie
 „die gleichberühmten Joseph Bakoß und Emmerich Mun-
 „gyi. Alle diese Künstler starben noch zu Bihary's Leb-
 „zeiten in Pesth. Nur der von ihm 1815 angestellte Jo-
 „hann Sarközy überlebte ihn und fristete später in Pesth
 „ein ärmliches Dasein. Seine Bande war meistens nur
 „aus vier Bogenvirtuosen und einem Cymbalisten zu-
 „sammengesetzt.

„Bihary fand in Pesth bald die zur Vervollkomm-
 „nung und Entwicklung seines seltenen Talents nothwen-
 „digen Verhältnisse. Er versäumte nicht sie zu benutzen
 „und wurde für die Anstrengungen seines Fleißes durch
 „die ungetheilte und zunehmende Bewundrung aller un-
 „garischen Künstler und Mäcene belohnt. Man achtete
 „ihn als König aller nationalen Musiker, und bald wagte
 „man kaum mehr eine Hochzeit oder irgend ein öffentliches
 „oder privates Fest vorübergehen zu lassen ohne ihn ein-
 „zuladen. In Ofen spielte er häufig bei Erzherzog Pala-
 „tin, dem Statthalter des Königreichs, und man darf
 „versichern, daß der durch seine Virtuosität erregte Enthu-
 „siasmus den Glanz der Krönungsfeste erhöhte. In seiner

„Blüthezeit ging er wenigstens einmal des Jahres nach Wien, wohin man öfters seine Truppe zu Hof-Ceremonien berief. Im October 1814 war er dort, als man die Ehrenkrenze nach der Schlacht bei Leipzig ertheilte. Während dem Wiener Congreß hielt er sich fast ein Jahr daselbst auf und hatte die Ehre vor allen gekrönten Häuptern Europa's zu spielen und von ihnen applaudirt zu werden.

„Als Marie Louise ihn zu einem am 23ten December 1814 stattfindenden Hofkonzert geladen hatte, bemerkte sie die Beharrlichkeit mit welcher seine Blicke eine Prinzessin von Geblüt verfolgten, die ihm ganz absonderlich zu gefallen schien. Einer seiner Freunde versicherte, daß es die Königin von Neapel gewesen sei, deren Schönheit ihn so angezogen, da aber die Königin Karoline zu jener Zeit nicht mehr lebte, konnte es nur eine Czarewna von Rußland oder Maria Ludovica von Parma sein, wenn nicht die Kaiserin selbst es war, die ihn so bezauberte. Die Letztere näherte sich bald, und frug ihn, ob er verheirathet sei. Ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, antwortete Bihary bejahend und sagte, daß seine Frau ihn nach Wien begleitet habe. Ihre Majestät verlangte, daß sie ihr sogleich vorgestellt würde. Bihary ging sie zu holen und erschien bald in Begleitung seiner Eva wieder, die sich in glänzender Weise in ihr pittoreskes Nationalcostüm gekleidet hatte. Sie war noch jung, von hohem Wuchs, ziemlich kräftig, von brennem Teint und imposant in Haltung und Geberden. Die Kaiserin

„empfang sie mit vieler Güte und lobte sie sehr darum,
 „daß sie sich nicht von ihrem Gemahl getrennt habe.
 „Dann wandte sie sich zu Bihary und sagte ihm, da ihm
 „der Himmel eine so schöne Frau gegeben habe, müsse er
 „sich nicht so empfänglich für die Augen der Prinzessinnen
 „zeigen, und empfahl ihm in dieser Hinsicht größere
 „Gleichgültigkeit, als er diesen Abend bewiesen hätte.
 „Nach dieser Unterhaltung ließ sie seiner Frau ein Ge-
 „schent von fünfzig Dukaten zustellen und beide in ihrer
 „Hofcarosse nach Hause bringen.

„Aber die hohe, mächtige Dame, die Bihary so ange-
 „starrt hatte, wollte ihn wieder sehen und bei sich noch-
 „mals hören. In dem Concert welches sie ihm zu Ehren
 „veranstaltete übertraf er sich selbst und setzte alle Zuhörer
 „in Erstaunen. Auch sein Schüler, der Violoncellist
 „Hiesur zeichnete sich hier aus, und als er, um ein neues
 „Stück zu beginnen, einen Stuhl erwartete, trat ihm die
 „Prinzessin den ihrigen ab. Ehe sie Beide verabschiedete,
 „überreichte sie selbst in der anmuthigsten Weise Jedem
 „eine goldne Medaille.

„Bihary war die Seele des zwischen Pesth und Ofen
 „auf der Margarethen-Insel von Alexandra Paulowna,
 „der ersten Gemahlin des Palatin Joseph, ihrer Schwe-
 „ster, der Erbgroßherzogin von Mecklenburg Katharina
 „Paulowna gegebenen Empfangs. Dies herrliche Fest
 „fand im Freien statt. Junge ungarische Aristokraten
 „führten Nationaltänze auf zu denen die Militärmusik
 „des Regiments Esterhazy mit dem sehr undisciplinirten

„aber mit um so hinreißenderem Feuer spielenden Orchester Bihary's abwechselte.

„Ein Vierteljahrhundert lang feierte dieser einen Erfolg nach dem andren und besuchte die bedeutendsten Städte von Ungarn, Transylvanien, Croatien, Slavonien und Galizien. Vom 29ten November bis 4ten December 1824 war er in Erlau, und indem er diese Stadt verließ stürzte zwischen Gyöngyhös und Hatvan sein Wagen um, und er verrenkte sich im Fallen den linken Arm. Mit diesem Zufall begann eine Reihe von Unglücksfällen, eine neue und traurige Ara für ihn. Trotz der sorgfältigsten Behandlung des berühmtesten Arztes von Pesth, Georg Stahly's, blieben die Muskeln dieses Arms immer geschwollen und Bihary sah sich plötzlich seiner Substanzmittel beraubt, die ihn bis jetzt an behagliches Leben, selbst an Luxus gewöhnt hatten. Da er nur noch Nebenparthien im Orchester ausführen konnte, übergab er Johann Sarközy die Leitung und erschien nach der Ovation die ihm 1825 beim Preßburger Landtag zu Theil geworden war, nicht mehr in der Öffentlichkeit. Er verfiel in eine tiefe Traurigkeit über dieses Unglück, das ihn zur Unmacht zwingend den Künstler in ihm tödtete, und der früher Heitere, Soziale wurde nun mürrisch, melancholisch. Da die besten Kräfte seiner Bande ihn nach und nach verließen kam es bald so weit mit ihm daß er mit den Überbleibenden nur noch kärglich sein tägliches Brot verdiente.

„In dieser Zeit der Noth trifft er zufällig eines Tages

„in einem Hôtel einige reiche Edle, die seine Veränderung
 „und die Mühe mit der er einige Stücke langsam hervor-
 „brachte, die er sonst wie mit einem Bajonettsturm an-
 „griff, auf's Tiefste rührte. Einer von ihnen, dem Trieb
 „jenes tief nationalen, poetisch liberalen Zugs folgend,
 „der dem ungarischen Blut eigen ist, und mit jenem Zart-
 „gefühl des Herzens welches den Beschenkten auf die
 „Wohlthat stolz macht, statt zum Vergessen derselben zu
 „treiben, unwickelte den kranken Arm reichlich mit Bank-
 „noten. La Rochefoucauld sagt mit Recht, daß die Un-
 „dankebarkeit öfter die Schuld des Gebers als des Em-
 „pfängers ist, weil der Zweite nie vergißt, sich das Em-
 „pfangne als eine Ehre anzurechnen, wenn der Erste sich
 „eine Ehre aus dem Geben macht. Bihary kam mit
 „Thränen in den Augen zu seiner Frau zurück und in
 „ihrer großen Armuth erschien diese unverhoffte Unter-
 „stützung ihnen wie ein unerschöpflicher Schatz. Aber sein
 „Stern war im Sinken und er hörte keine Anspielung auf
 „seine glänzende Jugend mehr ohne nasse Augen an.

„Wie alle ächten Künstler war er in den Zeiten seiner
 „Triumphe zu unbedacht, zu freigebig gewesen, um an's
 „Sparen zu denken. Als nun Alter und Krankheit zu-
 „gleich sich meldeten, mußte er seine Gold- und Diamant-
 „ringe, seine werthvollen Dosen, seine herrlichen Pfeifen
 „eine nach der andern veräußern. Nur seine Geige wollte
 „er nie von sich lassen, selbst als er kaum mehr auf ihr
 „spielen konnte. Jedesmal, wenn er sich von einer seiner
 „Kostbarkeiten trennen mußte, die ihm wegen den Ruh-

„messerinnerungen theuer waren, die sich an sie knüpften,
 „war er sehr schmerzlich ergriffen. Endlich machte der Tod
 „diesen Leiden, die täglich unerträglicher wurden ein Ende.
 „Nachdem er in seinen letzten Tagen furchtbar an Gicht
 „und Wassersucht gelitten, starb er am 26ten April 1827
 „in dem Hause eines gewissen Sanoghi. Er wurde den
 „folgenden Tag auf dem Kirchhof der Vorstadt des heiligen
 „Franziskus bestattet auf Kosten einiger ungarischer
 „Edlen. Die Journale zeigten seinen Tod an.

„Sein einziger Sohn, 1791 in Bönghi geboren, war
 „ein talentvoller Geiger und wirkte in der Bande seines
 „Vaters mit. Leider starb er schon mit dreißig Jahren
 „am 12ten Mai 1821 eines plötzlichen Todes, den er sich
 „durch unmäßiges Trinken zugezogen. Er hinterließ eine
 „junge Wittve, Theresie Lakatos von Komorn, und einen
 „Sohn, Franz, 1816 in Baja geboren. Dies Kind erzog
 „der Großvater, der es im Alter von fünf Jahren leichte
 „Melodien lehrte um durch mitleidige Spenden dessen
 „Unterhalt zu erwerben.

„Die Wittve Bihary brachte den Rest ihrer Tage bei
 „ihrer Tochter Helene, der Frau des Farkas Joseph von
 „Raab zu. Sie starb 1850 im Alter von siebenzig Jahren;
 „die Kosten ihrer Beerdigung, zwanzig Gulden,
 „hatte sie zu diesem Zweck mühsam zusammengepart.

„Bihary war von großer, starker Natur, seine immer
 „groß geöffneten Augen gaben seiner Physiognomie etwas
 „Eigenthümliches, seine Züge waren sehr markirt, sein
 „Charakter freimüthig, sorglos und lustig. Das zarte

„Geschlecht war ihm sehr gefährlich und besonders die
 „Schönheit vornehmer Damen zog ihn an. Da sein ge-
 „schmeidiger Geist ihm gute Aufnahme in den Salons
 „verschaffte und sein ganzes Wesen den feinsten Takt ver-
 „rieth, war er durchaus nicht linksch wenn er den Hof
 „machte. Seine Galanterie spielte ihm in der Jugend
 „einige Streiche, ohne daß sie zu schlimme Folgen gehabt
 „hätten. Für den Ehrenpunkt war er empfindlich und
 „leicht verletzlich. Starke Spirituosen liebte er wenig,
 „trauf nur aus Kameraderie und hielt selbst in dieser und
 „andren Beziehungen die Mitglieder seiner Bande sehr
 „streng. Er trug gleich ihnen ein ihm zuerst vom Oberst
 „Karl Kubinyi gegebenes Kostüm, dessen immer offene Börse
 „Bihary manchen Dienst geleistet hatte. Dies Kostüm
 „bestand aus dunkelblauen Hosen von ungarischem Schnitt,
 „mit Treffen und schwarzen Franzen, aus rothem, mit
 „Schwarz und Dunkelblau verbräutem Dolman mit
 „lammpeizbesetzten Ärmeln. Die Kopfbedeckung war ein
 „Kalpag von Secotter mit einer weißen Feder. Sie be-
 „stritten später diese Kleidung, die stereotyp blieb, aus
 „eigenen Kosten. Nur Bihary trug goldne Treffen. Jetzt
 „tragen die Zigeunervirtuosen dies Kostüm nur bei außer-
 „ordentlichen Gelegenheiten und gehen gewöhnlich im ele-
 „gantem schwarzen Atila.

„Bihary war besonders durch den virtuosen Vortrag
 „nationaler Musik ausgezeichnet, die er frei interpretirte,
 „und sie jedesmal neu zu improvisiren schien. Wiewohl
 „sein Spiel voll von jenem Ungeßüm war, ohne welches

„man kein ungarisches Auditorium mitreißt, überlud er es
 „nicht mit schwülstigen Verzierungen und spielte gewisse
 „Melodien ganz einfach, aber mit einem Ausdruck der
 „jedes Herz ergriff. Die Frischkas trug er mit gewalti-
 „gem, berauschemdem Feuer, die Lassans mit einer tiefen,
 „elegischen Melancholie vor, die selbst auf Fachmusiker,
 „die sie nur vom Standpunkte der Fäktur beurtheilten,
 „einen tiefen Eindruck machte. Damals pflegte man so-
 „wohl Frischkas wie Lassans zu wiederholen; jezt scheint
 „man die ganze nationale Musik in den Szardas kon-
 „centrirt zu haben.

„Bihary besaß in hohem Grade eine den Zigeunern
 „angeborene Gabe des schnellen Aneignens und Umbildens
 „von scheinbar fremden und unverträglichen Elementen.
 „Jedem Thema, das er vortrug, gab er eine Betonung,
 „die dessen Natur seinem Gefühl nach veränderte und
 „prosodirte es in neuer und ganz eigenthümlicher Weise.
 „Er lernte nie in seinem Leben die Noten, aber einmaliges
 „Anhören eines Motivs genügte ihm, um es augenblick-
 „lich und zwar in der eben bezeichneten eigenthümlichen
 „Weise zu reproduciren. Wenn ein mit dem feinigem
 „alternirendes Orchester auf einem Balle Contretänze und
 „Allemanden spielte, nahm er sobald es geendigt hatte
 „dieselben mit neuer Kraft wieder auf. Auf den regel-
 „mäßigen Bällen die in den sieben Kurfürsten, einem
 „damals den Vereinigungspunkt der Pesther schönen Welt
 „bildenden jezt zum Privathaus umgestalteten Hôtel
 „stattfanden, begann er gewöhnlich um Mitternacht zu

„spielen. Er richtete von Anfang eine Art Concert ein, welches meist Stücke von ernstem, traurigen Charakter enthielt, während welchen Niemand tanzte. In dem zweiten, lebhafteren Theil begannen einige Paare sich auf dem Parket zu versuchen, worauf er dann die Kalamaska, später Quadrillen, Ecoffaisen, Menuette anstimmte, die mit ganz besondrem Feuer getanzt wurden. Nach zwei Uhr zog er sich zurück.

„Bihary's Bedeutung als Componist ist unsrem Urtheil entzogen. Zum Nachdenken und Aufschreiben seiner Eingebungen hatte er weder Zeit noch Geduld. Um sie der Nachwelt aufzubewahren hätte man sie ohne sein Wissen stenographiren müssen, denn viele Talente verlieren durch den bloßen Gedanken, ihre augenblicklichen Einfälle zu Protokoll genommen zu sehen, alle Unmuth und Ungezwungenheit des Unmittelbaren. Es ist sehr zu bezweifeln ob er mehrere unter seinem Namen gedruckte und verbreitete Stücke wirklich componirt hat. Die Werke von Lavotta und Csermak trug er in einer bewundernswerthen Weise vor.“

XVIII.

Lavotta *) und Csermak sind die berühmtesten der Un-

*) Wir begnügen uns damit, Lavotta, dessen Lebenslauf wenig Besondres darbietet, einfach als einen bedeutenden Meister dieser Kunst anzuführen, den man aus seinen Werken kennen lernen muß. Sein Ende war wenn nicht so tragisch doch nicht minder beklagens-

garn welche sich bemüht haben den eigenthümlichen Zug der Zigeunervirtuosität nachzuahmen. Wie sollten wir nicht von Csernak, ruhmvollen und unglücklichen Andenkens, sprechen? Von allen denen, die nicht unter dem zerrissnen Linnen einer Sator geboren sind hat er allein die wahre Mine, die reine Ader dieser Inspiration aufgefunden. Es ist schwer jetzt begreiflich zu machen, welche Stimmhöhe der Ton der Bewundrung bei denen erreicht hat, die ihn gekannt und gehört haben und welcher Hyperbeln sie sich bedienen um den Eindruck zu schildern, den sein Talent hervorbrachte. Man versteht und theilt aber diesen Enthusiasmus wenn man seine Werke durchgeht, welche die hervorragendsten Eigenthümlichkeiten der Zigeunermusik so unverkennbar an sich tragen, daß wir uns manchmal die Frage aufgeworfen haben ob nicht in Folge unbekannter Verzweigungen wirkliches Romany-Blut in seinen Adern flösse, weil nur an solchem die Inspiration des größten Componisten in diesem Genre sich entzünden konnte. Es ist wohl anzunehmen daß Jemand durch völlige Aneignung dahin gelangt diese Melodien nach dem ihnen innewohnenden Gefühl zu deklamiren, zu verbinden, vorzutragen; um sie aber gleich einem unsrer Natur angeborenen Arom auszuhauchen, dazu muß die Natur, welcher dies Arom eigen ist, die unsre sein.

werth als das Csernak's. Das Zigeunerthum führte ihn nicht zum Wahnsinn, leider aber zur Trunksucht und durch sie zum Stumpfsinn, was im übrigen ein höchst seltner Fall unter den alten Zigeunern ist, die trotz allen Ausschweifungen meist frisch und rüstig bleiben.

Von einem unsrer Freunde, dem Grafen Stephan Jay, der als leidenschaftlicher Verehrer der Zigeunermusik in Ungarn bekannt ist, mehrmals Kapellen von Zigeunern in seinen Diensten hatte und zu ihrer Erhaltung, sowie zu Sammlungen ihrer besten Stücke keine Kosten schente, erhielten wir eines Tages einige Zeilen über den armen Cserma, welche seine Hauptlebensumstände enthalten und einen Begriff von der Art Kultus geben können den man seinem Andenken widmet, sowie von dem pathetischen, vollbrüstigen Ton, den man in Ungarn immer anstimmt, wenn von ihm die Rede ist.

„Cserma! mit diesem Namen wird Ungarns größter, „genialster und unsterblicher Nationalcomponist benannt. „Ungarn und Nichtungarn, gelehrte Musiker und Profane, Alle bewundern den tiefen Sinn, das eigne Originelle, womit er kunstmäßig Musikalisches und wahrhaft „echt national Ungarisches gepaart hat. Welche erstaunenswerthe Fülle der Empfindung, welch' blendenden „Reichthum wußte sein Bogen jeder unsrer Melodien zu „verleihen! Seine wehmüthigen Lässen, seine feuer- „sprühenden, sporenklingenden Frischkä, seine eleganten „Csardas, der klare reine Musiksaß seiner Compositionen „bei dem ahnungsreichen, schmerzvollen Mysticismus „ihres Inhalts haben ihn für alle Zeiten zum Abgott der „ungarischen Nation gemacht.

„Ungelichtetes Dunkel ruht über seiner Geburt. Er „selbst behauptete in Böhmen geboren zu sein und pflegte „sich Anton von Cserma, Nobilis et Luidi et Rohans

„zu zeichnen, und nahm alle Privilegien des Adels in
 „Anspruch. Andre versichern daß er ein natürlicher Sohn
 „des Grafen Stephan Illshazy, Erbobergespan des Tren-
 „csiner und Uptauer Comitats, wäre. Herr von Roby,
 „bei welchem Esermaß vier Jahre lang zu Iszif im Zemu-
 „pliner Comitats wohnte, sagte mir eines Tags, daß seine
 „Mutter eine böhmische Dame von Stande sei. Soviel
 „ist gewiß, daß Esermaß gegen den Grafen Illshazy im-
 „mer eine kindliche Ehrfurcht bewahrte und daß man ihn
 „dann und wann erröthen sah, wenn der Name des Gra-
 „fen genannt wurde. Wie es auch sei, soviel ist gewiß,
 „daß nur der ächteste Ungar so fühlen konnte, wie er.
 „Das Jahr ist nicht bekannt, wann er zuerst in Ungarn
 „erschien. Er gab anfangs in Wien, dann in einigen un-
 „garischen Comitaten die nicht fern von der Hauptstadt
 „liegen Violinunterricht. Später kam er nach Pesth,
 „woselbst er einige Monate als Orchesterdirigent fungirte.
 „Hier war es, wo er den berühmten Labotta zum ersten
 „mal hörte. Obgleich schon damals für ungarische Musik
 „entflammt spielte er doch nur die schwierigsten Violin-
 „konzerte und Quartette zur allgemeinen Bewunderung
 „der Kenner. Eines Tages lud ihn Fürst Grasalkowich
 „zu sich nach Gödöllö ein, um als Zuhörer einem Con-
 „zert des damals noch jugendlichen Bihary beizuwohnen.
 „Esermaß bricht während dem Spiel in Thränen aus,
 „stürzt dem jungen Zigeuner an die Brust, und widmet
 „sich von diesem Augenblick an ausschließlich der Natio-
 „nalmusik. Seitdem wurde er auf allen Landtagen und

„Schlössern der ungarischen Aristokratie bewundert, spielte
 „öfters in Wien bei Hofe und machte selbst eine Kunstreise
 „nach Rußland. Ganz Ungarn staunt ihn an, man reißt
 „sich mit Wuth um seine Compositionen. Er geht von
 „Wald zu Wald, von Dorf zu Dorf, besucht die Pusten,
 „Zigeunerhütten, die Haideschenken, die Szallásen, Kanás-
 „zen, verschmäht selbst die Gesellschaft der Räuber nicht,
 „um überall zu lauschen, die Volksmelodien zu sammeln.
 „So gerüstet tritt er nach Jahren der Forschung und
 „Übung wieder in die Öffentlichkeit und blendet Alles
 „durch den Glanz seines im Culminationspunkt strahlen-
 „den Genies. Noch hatte Ungarn keinen Componisten-
 „Virtuosen besessen den man ihm auch nur entfernt ver-
 „gleichen durfte, und verwegen wäre es, von der Zukunft
 „einen Nachfolger seiner Begabung zu erwarten, der sei-
 „nen Kranz zu tragen würdig wäre. Sein Strich war
 „kräftig und majestätisch wie bei Spohr, kühn und heraus-
 „fordernd wie bei Lipinski, leicht und zierlich wie bei
 „Rhode; selbst auf der schlechtesten Zigeunervioline ent-
 „zückte er jeden Hörer. Es ist unglaublich, wie er den
 „ungarischen Nationalcharakter aufzufassen und wieder-
 „zugeben wußte. Die Jugend des Landes ließ ihn viele
 „Meilen weit auf ihre Välle holen, nur um in den Ruhe-
 „stunden einige seiner köstlichen Ungarischen zu hören. So
 „strahlte dies Meteor in seinem vollen Glanze und Un-
 „garn war stolz darauf, ihn zu besitzen.

„Bald aber gab ein unerwartetes Ereigniß seinem
 „Lebenslauf eine unheilvolle Wendung und machte sein

„Geschick für immer unglücklich. Während einem flüch-
 „tigen Aufenthalt in Erlau machte er die zufällige Be-
 „kanntschaft des Herrn von Noby aus Sziz im Bempliner
 „Comitat, und nahm dessen Einladung an, bei ihm zu
 „wohnen. Er verweilte vier Jahre bei demselben und ver-
 „liebte sich in dieser Zeit in ein bildschönes ungarisches
 „Mädchen, die nach Einigen von hohem Stande, nach
 „Andren eine Bäuerin gewesen sein soll. Leider vermochte
 „der Zauber seines Genies und die Hefigkeit seiner Lei-
 „denschaft nicht ihr Herz zu rühren, er fand keine Gegen-
 „liebe. Dies Leid wurde für seine reizbare Seele ein tödt-
 „liches. Heftiger Kummer bemächtigte sich seiner und eine
 „verzehrende Melancholie lag täglich schwerer und drücken-
 „der auf seinem Gemüth. Er sucht Zerstreuung, Betäu-
 „bung im glühenden Ungarwein, und sein zarter Geist
 „vermag nicht den Streit dieser beiden zerstörenden Ge-
 „walten zu ertragen — er wird wahnsinnig. Bei alledem
 „fuhr er fort, erhabne Tongebilde zu schaffen, und man
 „kann sagen, daß er in dem wundervollen Ungarischen
 „aus a moll, den er Szerencsétlen szerelem (Un-
 „glückliche Liebe) betitelte, dem bewußten Leben und
 „Weben seines liebenden Herzens einen tönenden Lei-
 „denstein gesetzt hat. Herr von Noby gab ihm die rüh-
 „rendsten Beweise von Liebe und Freundschaft, aber un-
 „sonst; Esermaß entsprang ihm und irrte wahnwitzig, in
 „Bettlerlumpen, barfuß und mit zerrauten Haaren im
 „Lande umher. Allen menschlichen Regungen und Gefüh-
 „len abgestorben, lebte nichts desto weniger sein Talent

„in wunderbarer Weise fort. Furchtbar drangen die
 „schmerzlichen Accente in's Herz, die sich den Saiten sei-
 „ner Geige entzogen, und nur wenn das Instrument
 „seinen zitternden Händen entfiel, nahm man mit Schau-
 „der wahr, daß man im Innersten ergriffen den Tönen
 „eines sinnlosen Unglücklichen gelauscht hatte, der nur
 „noch das innigste Mitleid einflößen konnte.

„Es sind ungefähr dreißig Jahre, daß ich mit meh-
 „reren Musikern einer Messe unter Leitung des Grafen
 „Franz Dezsöfy, der selbst vortrefflich die Orgel spielte
 „zu Edelin im Vorsoder Comitath beiwohnte. Während
 „der Feierlichkeit trat plötzlich ein in Lumpen gehüllter
 „Mensch mit wildrothendem Blick und heftigen Geberden
 „ein, stürzte auf das Orchester zu, entriß dem ersten Gei-
 „ger sein Instrument und spielte zu Aller Erstaunen die
 „ganze Partie vom Blatt, wie verückt in innern Eingebun-
 „gen lauschend. Nach Beendigung dieses sonderbaren
 „Auftritts fragte man ihn wer er sei, und als er den
 „Namen Eszermak nannte, drängte sich Alles um ihn her;
 „man kniete vor ihm nieder und beneßte seine Füße mit
 „Thränen. Der Graf Dezsöfy ließ ihn alsbald in ein seines
 „großen Namens würdigere Gewand kleiden; nach einer
 „halben Stunde erschien er wieder, in vornehmem Anzug
 „aber mit unverändertem Gesichtsausdruck, und sah mit
 „stolzem Blick auf uns herab. Er weigerte sich weiter zu
 „spielen, und gab vor, die Mutter Gottes habe es ihm
 „untersagt. Mit einigen Gläsern herrlichen Meneser
 „Ausbruch und Tokayer gelang es jedoch ihn diese Esku-

„pel vergessen zu machen. Er ergreift die Geige und
 „spielte — spielte mit einem Ton, einer Nührung, deren
 „nur Paganini fähig war, Rhode an Kraft des Tons
 „überwindend. Nie hat mich ein Spiel so ergriffen; mit
 „der sogenannten Figura czifraság führte er Sachen in
 „Doppelgriffen aus, die Lipinsky bewundert haben würde.
 „Und dabei immer in höchster Wahrheit das ächt nation-
 „al Ungarische! Es ist unglaublich, wie er mit der höch-
 „sten Kunstausbildung das tiefstschmerzlichste Gefühl der
 „Zigeunermusik zu verbinden wußte.

„So irrte er bittend von Wohnung zu Wohnung
 „umher, und wie oft hat man ihn nicht am Thor eines
 „Schlosses ein paar Stiefel oder ein Kleidungsstück for-
 „dern sehen, wo er dann empfangne Gastfreundschaft oder
 „Almosen mit den göttlichsten Melodien vergalt. Leider
 „ist auf diese Weise der größte Theil seiner herrlichen
 „Compositionen für uns verloren gegangen, ohne daß
 „Jemand daran dachte, diese kostbaren Fragmente aufzu-
 „zeichnen. Wenn er mit der Aufnahme zufrieden war,
 „pflegte er wohl länger an einem Ort zu bleiben, höch-
 „stens aber auf die Dauer von zwei Tagen, und nichts
 „auf der Welt hätte ihn vermocht, seinem Nomaden-
 „leben zu entsagen. Er starb in einer armseligen Schenke
 „und schrieb noch wenige Stunden vor seinem Tode die
 „unter dem Namen Csermák' halála (Csermáks Tod) so
 „bekannte und allgemein verbreitete Melodie. Seine rasch
 „erlöschenden Lebensgeister erlaubten ihm nicht, seinen
 „Schwanengesang zu beenden, er fühlte den Tod heran-

„nahen, und nahm die letzte Kraft zusammen um auf den Rand des Blattes zu schreiben: Folytassa Bihary (Bihary soll's beenden). Einige Stunden darauf war er verschieden. Seine sterblichen Überreste sollen auf dem Beszprimer Friedhof ruhen.“

Das Geschick dieser beiden Menschen bietet ein eigenthümliches Bild. Ist nicht Bihary der vollkommne Repräsentant seiner Race? Zu den Arbeiten und mühsam zu erwerbenden Kenntnissen welche aus den Kunstwerken Monumente machen, ihre Dauer verlängern und den Ruhm ihrer Urheber verewigen war er weder geschickt noch gelehrt genug, noch trug er Verlangen danach. Er hatte keine andre Bildung als die man durch fortwährende Berührung mit der civilisirten Welt erlangt, wenn man mit feinem, subtilen Takt die Gefühlsweise erfäßt welche das Schicksliche bedingt. Mit lustigem, cordialem, offenem Humor begabt liebte er Veränderung, Wandern, schöne Frauen, Enthusiasmus, Beifallklatschen, Feste, Aufregung, Rausch der Imagination und der Sinne, ohne dabei das angeborne Gefühl tiefer, untröstlicher Traurigkeit aufzugeben. Er freute sich seiner Popularität in einfacher, edler Weise. Ihm gefiel die mit Eitelkeit geschwängerte Atmosphäre die er durch seine Melodien um sich verbreitete, die Augenblicke in denen er, selbst ergriffen, seine Erregung auf Andre übergehen sah. Er beschwor den König seiner Seele, den Schmerz, in den Zuhörern herauf und entlockte Thränen ihren Augen; dann hauchte er die trübe Vision fort und riß Alles zu Tanz und Lust

mit einer Leidenschaftlichkeit hin, wie nur der sie mitzutheilen vermag, der in die Tiefen des Abgrunds hinabgestiegen ist welchen jener finstre Gott im menschlichen Herzen bewohnt. Und als dann die bösen Tage bei ihm einkehrten, hat er sie ebenso sorglos, wiewohl betrübter, verlebt. Er hatte die Noth in seiner Jugend nicht gekannt und deswegen auch nicht gelernt, ihr mit unrechten Mitteln abzuhelpen, so daß er ehrenhaft und vorwurfsfrei blieb. Als ächter Zigeuner war er ohne Groll und Haß gegen die Gesellschaft, aber stolz, freiheitsvoll, seiner Abstammung, seinem Volke getreu welches in glücklichen Umständen, wie die seinigen, wahrscheinlich denselben angeborenen Gefühlsadel, sowie dieselben Mängel der Sorglosigkeit, des Leichtsinns, der leidenschaftlichen Beweglichkeit beweisen würde, und auch dieselben künstlerischen Fähigkeiten, dieselbe Abneigung gegen jene Geistesrichtung die uns zum Nachsinnen, zu spekulativen Betrachtungen hinzieht, denen sie sammt den daraus erwachsenden Vortheilen gern entsagen. In Beiden, in der Race wie in dem sie repräsentirenden Künstler finden wir Scheu vor dem Wissen, vor der Analyse, dem Gedanken; Liebe zur Liebe, Bedürfnis der Leidenschaft, Behagen am Schmerz und maßloses Hingeben an die Freude. Beide verfolgen rastlos ein schimmerndes Ideal, dessen bald verlöschendes bald wieder erstehendes Bild den Luftspiegelungen gleicht welche die Karawanen in die Irre locken, daß sie ihre Schritte nach den Oasen und Quellen, nach den Städten und Seen richten ohne sie je zu erreichen,

ohne aber glauben zu können daß die vor ihnen zurückweichenden, sich lösenden und wieder neu sich bildenden Fernsichten nur Täuschungen sind. Ausschließliches, vorherrschendes Gefühl — das ist der tiefste Zug des Eigennethercharakters und der Eigennerkunst, und er ist auch das eigenste Merkmal in dem Geschick ihres glänzenden Typus, des großen Bihary.

Eserma ist das Opfer der harten Antithese welche entstehen muß, wenn ein in civilisirtem Medium gebildetes Gemüth sich in den primitiven Zustand zurückzuversetzen sucht von dem die Eigennether sich nicht losjagen wollen. Wer ihm nie untreu wird unterliegt einer Überreizung die in unsren Augen an Insanität gränzt, die aber die edelste Faser des menschlichen Wesens, das Gefühl, unverletzt erhält. Wer jedoch, nachdem er anders gelebt und gefühlt hat, dahin zurückkehrt, läuft Gefahr eine völlige Verwirrung aller ausschließlich dem Menschen angehörigen Fähigkeit in sich zu erleben, welche Catastrophe wir mit dem Wort Wahnsinn bezeichnen. Es kann wohl geschehen daß während einige unsrer virtuellen Kräfte ganz in Schlaf gesunken sind, andre zu einer außerordentlichen Entwicklung gelangen, ohne daß eine völlige Störung des zum Erhalten geistigen Lichtes nöthigen Gleichgewichts eintrete. Will man aber, sobald alle erwacht sind, mehrere von ihnen einen gleichen Grad von Intensität erreichen lassen, so ist jenes Unglück unvermeidlich. Es giebt Abgründe, denen man nur mit geschlossnen Augen vorübergehen darf; wenn wir unsren Blick für

geübt genug halten, ihre Tiefen zu messen, all' ihr Grausen und Dunkel wahrzunehmen, bemächtigt sich Schwindel unsrer Sinne und es erlöscht der letzte Schimmer des Geistes, es versagt die letzte Kraft des Willens. Man kann nicht Zigeuner werden, wenn man nicht dazu geboren ist, es zu sein. Wenn unser Sinn für gewisse Gesichtspunkte erloschen ist, wenn wir für gewisse Wünsche und Bestrebungen empfänglich geworden, die dem ursprünglichen Gipsy fremd bleiben, wenn wir gewissen Reizen und Leiden zugänglich wurden die Jener nicht kennt, würden wir vergeblich mit demselben Muth der Schmach und dem Mangel trogen, mit gleicher Leichtigkeit die Last des Bannes und den prickelnden Hunger, die Bürde der Ermüdung, die Erschöpfung des Elends zu tragen versuchen. Wenn in die Liebe Befriedigung der Eigenliebe sich mischt, wenn mit der Heirath sich der Begriff der Haushaltung verbindet, wenn der Liebende in der Gemahlin schon eine Mutter seiner Kinder erblickt, wenn im Künstler mit der Idee des Ruhms sich der Gedanke an ein erbliches Besizthum verknüpft, so wird das Zigennerleben ein Gift, das man nicht zu ertragen vermag. Esermaß war unter uns civilisirten Menschen groß geworden, er hatte unsre Wissenschaft studirt, unsre Freuden genossen, an unsern Tafeln gespeist. Als er Zigeuner werden wollte, um wie ein ächter Rommy zu singen, war der Wille größer als die Kraft und er büßte die Verwegenheit durch sein Unglück; als ob die Freiheit, deren Diener zu sein er nicht mehr berufen war, sich in eine

Furie gegen ihn verkehrt hätte, bewahrte er, da seine Vernunft jeden Zusammenhang verloren hatte nur noch ein verworrenes Gefühl jenes Nomadenlebens, dem er zu spät sich hingab und dessen Schönheiten man nur dann zu genießen fähig ist wenn man mit den verfeinerten Reizen unsres Lebens, unsrer Gesellschaft unbekannt geblieben.

Es war nicht schwer voranzusehen daß die Zigeunermusik, sobald sie eine solche Höhe der Entwicklung erreicht haben würde, fanatische Bewunderer, zahlreiche Nachahmer finden und unfehlbar die vornehme Welt für sich einnehmen mußte. In der That kam eine Zeit in welcher alle Musiker in Ungarn genöthigt waren, sie zu kennen, sich mit ihr zu beschäftigen, weil die Dilettanten nach ihr verlangten, sie zu spielen beehrten. Als bald bestrebte man sich, Vortrefflichkeitsbescheinigungen für diesen Zweig zu erbeuten, sich in dieser Richtung wetteifernd zu bethätigen. Man begnügte sich nicht damit diese Musik in ihren traditionellen Weisen anzuhören, man schrieb einige sorgsam auf und glaubte andre noch sorgsamer zu verbessern oder auszuglätten. Auch die Wissenschaft nahm, von lebhaftem und gemeinsamem Interesse gespornt, an dieser Bewegung Theil. Man machte es sich zur Aufgabe die Traditionen zu sammeln, auf ihren Anfang zurückzugehen, welches Unternehmen ein sehr schwieriges und, wie wir oben andeuteten, von wenig Erfolg gekröntes war. In Ermangelung von Quellen und Materialien griff die Archäologie nach den alten Instrumenten, suchte ihre histo-

rische Entstehung aufzufinden, Ursprung und Geschichte der volksthümlichsten Weisen zu erforschen.

Da es unmöglich ist eine Kunst nach dem Hörensagen zu beurtheilen, und wir uns in keiner Weise eine Vermuthung bilden können, was die Zigeunerkunst vor unsrer Zeit war, weil sie bloß für die Hörer bestand, nicht durch die Schrift sondern nur durch Ausführung vermittelt wurde, können wir nicht entscheiden ob auch hier die Theorie erscheint, wenn die Praxis verschwindet. Ausgezeichnete Künstler wie Bihary und Esfermak können den Verfall einer Kunst nur bezeugen, wie ein Bergkamm das Ziel eines aufsteigenden Weges. Doch möchte die Bemerkung vielleicht nicht ganz unrichtig sein, daß die großen Virtuosen in dem Maße seltner geworden sind als der wissenschaftliche Eifer in diesem Zweige der Musik zunahm. Man sollte denken, daß ihr Leben vor dem Skalpell entflieht. Die Kunst will wie ein Mädchen mit Liebe und Leidenschaft umarmt sein, wenn sie ihre keusche Grazie, ihre glühende, aufreizende Hingebung entfalten soll. Die Anatomie kann nur den todten Körper zerlegen, nicht wieder neu beleben.

Die Zigeunermusik ist in unsrem Jahrhundert mehr und mehr ein Gegenstand ungarischen Stolzes geworden und man bezeichnete sie mit Recht oder Unrecht als nationales Eigenthum, indem man für den Namen „Zigeunermusik“ die Benennung „Ungarische Musik“ annahm. Täglich gewöhnt man sich mehr daran, die Zigeuner bloß als Ausführende anzusehen. Geben sie vielleicht zu diesem

Erlöschen ihres Namens durch das Erlöschen ihres Charakters Grund? . . . Man hat nicht ohne Ursache gesagt daß unter zwei großen Prüfungen die des Glücks schwieriger zu überstehen sei als die des Unglücks. Der europäische Erfolg welchen diese halbwilden Virtuosen auf dem Wiener Congreß feierten ist kein fördernder Sporn für sie geworden. Die beliebtesten Banden wurden nach und nach fade und banal, und wir hatten unsrerseits Gelegenheit zu bemerken, wie günstig der Einfluß einer freien Natur, die Gegenwart ihrer Horden auf sie wirkte, wie sehr sie durch fortwährende Berührung mit andren Kunstformen verloren. Eine unwillkürliche Achtung vor derselben Civilisation die ihre Sitten verschmähren, hindert sie daran sich darüber klar bewußt zu werden, daß grade in der Unkunde ihrer Regeln ihr Lebensprinzip wurzelt. Indem sie ihre Kunst durch Annäherung an die unsre zu verbessern, zu vervollkommen glauben, entziehen sie derselben ihren originellen, seltsamen Charakter, und machen sie zu einer fahlen, individualitätslosen Erscheinung.

Früher hatte jeder Marktflecken in Ungarn seine Truppe Czigany-Musiker, die sich nicht aus einem gewissen Rayon verlor, in welchem sie, wenn sie Wälder und Lagerstätten verließ, hinlängliche Befriedigung ihrer Bedürfnisse fand. Es gab mehr oder minder glänzende unter ihnen, und ganze Comitate waren wegen der Vortrefflichkeit ihrer Geiger oder Cymbalisten berühmt. Die meisten Magnaten hatten Orchester in ihren Diensten deren Virtuosen sich ablösten; sie setzten einen Stolz darein, mittein-

ander zu rivalisiren, sich die Ausgezeichnetsten streitig zu machen. Die Zigeunerkunst war wie eine Vegetation verschlungener blühender Lianen über den ungarischen Boden verbreitet. Die ganze Bevölkerung war so zu sagen von ihr bedeckt, und wohl war sie ein nationales Vergnügen, eine nationale Liebhaberei, denn Reich und Arm, Groß und Klein nahmen genießend an ihr Theil. Die besten Banden begaben sich, wenn sie nicht von der Aristokratie beschäftigt wurden in die beträchtlichsten Städte, blieben aber dort unter denselben Bedingungen wie die andren. Nur sehr ausnahmsweise traf es sich, daß ganz außerordentliche Banden oder Spieler von sehr weit herangezogen wurden.

Heutzutage sind die Zigeunervirtuosen aus Nomaden zu Reisenden geworden. Statt mit ihren Stämmen weiter wandernd ihre Zelte abzubrechen und ihre Kessel in staubigem Wagen mit fortzuschleppen, haben sie es versucht, zu Gesellschaften associirt auf Eisenbahnen von einer Hauptstadt zur andern zu fahren, um Geschäfte im europäischen Sinn zu machen. Seit sie eine neue musikalische Atmosphäre eingeschlürft, und die Kunst aufgehört hat mehr eine Lust als ein Gewerbe für sie zu sein, seit man ihnen die den großen Handelsmittelpunkten eigne Gewinnsucht beigebracht hat, die in weit höherem Grade verderblich und verderbt ist als der Diebstahl, so lange er mit einer Art primitiver Naivität ausgeführt wird, haben sie sich gleich vielen Andren dem Mouvstrum der Spekulation hingegeben, den Ruhm um des Goldes wil-

len gesucht, und in diesem, wenn der Künstler sich ihm widmet, schenßlichen Kultus über der Gäßgier die Kunst vergessen.

Was konnten die blasirten Bevölkerungen der Weltstädte von einer Kunst verstehen die im Schoos der Natur erblüht, im Laufe von vier Jahrhunderten zum Baum erwachsen war der ein großes Land mit seinen Zweigen beschattet? Anfangs versammelte Neugier sie um die Neuigkeit, als sie aber bemerkten, daß die in diesem seltsamen Idiom gesungnen Empfindungen ihnen völlig fremd waren, verlangten sie nach ihren gleichmäßigen Rhythmen und banalen Melodien. Zur Strafe dafür, daß ihnen niedriges Intresse zum Zwecke geworden war, mußten die Zigeuner ihre Kunst opfern und ihre passionirten Klänge und wundervollen Melodien mit Cavatinen, Ouverturen, Potpourri's, die grade Mode waren, vermengen um die Zuhörer anzulocken und zu fesseln. Ihr wahres Verdienst geht bei solchem Gewerbe verloren. Sie entwöhnen sich mehr und mehr ihrer Kunst und spielen an manchen Orten nur noch auf Verlangen und gegen eine besond're Vergütung Zigeunermusik.

Seitdem haben sie sich mit Meyerbeer, Donizetti, Strauß und Lanner vertraut gemacht. Werden sie nicht auch bald Mendelssohn und Schumann, Wagner und Berlioz in ihr Repertoire aufnehmen? Sie, die unmittelbarsten Schildträger der Phantasie, der freien Eingebung stützen sich gewaltsam zurecht, um die Erzeugnisse des denkenden Genius, des überlegt schaffenden zu reprodu-

ziren! Wir sehen sie in organisirten Truppen auf allen Linien die mit dem weißen wallenden Federbusch der Lokomotive geschmückt sind, ihre Reisen machen, in Paris, London, Brüssel und Berlin erscheinen und wieder verschwinden, und fürchten, daß die Zeit nur zu nahe ist, wo die ihren Ruhm rechtfertigende Poesie eine Rückerinnerung geworden sein und die Zigeunerkunst nur noch der Geschichte angehören wird.

Bei diesem Stand der Dinge gereichte es uns zur größten Freude einem jungen Ungarn zu begegnen, der, wenn auch mit der Bildung unsrer Gesellschaft und der Zeit in welcher er lebt begabt, seine Unmittelbarkeit voll genug bewahrt hat um zur Vermuthung zu berechtigen, man werde dereinst von ihm sagen, was man bisjezt nur Esfermak nachrühmt: daß er, ohne Kommy zu sein, sich nichts desto weniger in Zigeunergefühl und Zigeunerkunst eingelebt. Er besitzt einzig unter den lebenden Violinvirtuosen die authentische Tradition der wahrhaften Form wie des esoterischen Sinnes dieser Kunst. Wir konnten Reményi nie hören ohne von einer Bewegung ergriffen zu sein welche zum erstenmal in unsrer Seele die Erinnerung an Bihary wieder aufleben machte. Noch jugendlich verließ er Ungarn um sich ganz der Kunst zu widmen. Seit seinem ersten Auftreten in der Öffentlichkeit erwähnten die Zeitungen seiner mit großen Lobeserhebungen. Man bewunderte ihn zuerst in Hamburg, dann in London, später in Amerika wo er aber ungeachtet der errungenen Erfolge nicht auf die Dauer verweilen mochte, weil

er für seine Kunst zu wenig sympathische Elemente fand. Seit seiner Rückkehr nach Europa machten seine Konzerte noch größeres Aufsehen als die früheren. Trotz dem allseitig genossenen Beifall scheint er sich denen zuzugesellen die einen höheren Zweck verfolgen, als behufs einer reichlichen Einnahme sich ein glänzendes Renommée zu verschaffen, die ihr Vebelang nicht aufhören fortzuschreiten und ohne Wanken nach einem eigenthümlichen Ideal zu streben. Reményi's Ideal ist das des Zigeuners mit seinem ganzen Stolz, seinem Gefühl tiefer Bitterkeit, seiner vielfarbigen und vielgestaltigen Träumerei, seinem lebhaften, zierdereichen Künstler Schwung. Neben alledem treibt er eifrig klassische Studien. Eine zigeunerische Eitelkeit, wie wir es nennen möchten, scheint ihn dazu anzutreiben. Denn während er sich gern in der Chaconne und in den Fugen von Bach, den Konzerten von Spohr oder Mendelssohn bewundern läßt, nimmt er dann mit verdoppeltem Feuer seine Bassans und Frischkas wieder auf, als wollte er spielend seinem Auditorium einreden: Seht, wie viel schöner als das Alles ist doch unsere Musik. Reményi ist grade mit einer jener glücklichen, gegen alle Monotonie sich auflehrenden Organisationen begabt, deren Originalität sich in Allem und trotz Allem an den Tag legt. Sie ist ein Pfand der Lebensfähigkeit seines Talentes und sichert ihm einen ausgezeichneten Platz in der Reihe von Erscheinungen welche einen besondern Zweig der Kunst verherrlicht haben.

XIX.

Wie unzureichend die civilisirten Musiker sich mit dem Genius der Zigeunermusik vertraut zu machen gewußt haben, davon kann man sich überzeugen wenn man Meister wie Beethoven und Schubert die dieser Form wesentlich eignen Züge unsicher wiedergeben sieht. Beide versuchten Fragmente der Zigeunermusik in die Sphäre ihrer Kunst zu übertragen, gleich zerstreuten Samenkörnern einer fremdartigen Blume. Beide lebten in Wien und mochten diese Musik hinlänglich kennen, um von ihr frappirt zu sein. Schubert übertrug während seinem Aufenthalt auf dem Schlosse einer der vornehmsten ungarischen Familien mehrere dieser Themen auf das Clavier und sie bilden unter dem Titel: *Divertissements hongrais* eines seiner reizendsten Werke. Doch ist nicht zu verkennen daß sowohl er wie Beethoven diese exotischen Gewächse mehr bewunderte als aufmerksam betrachtete. Beide durchdrangen sich nicht innig genug mit dem Geist und innern Sinn dieser Klänge, um die abgebrochnen Modulationen, die absichtlichen Wiederholungen, die seltsamen Akkorde, die ungebrauchlichen Vergrößerungen und Verkleinerungen in Harmonie und Melodie, in denen das Besondere dieses Stils besteht, nicht für Barbarismen und Pleonasmen zu halten. Sie gaben nur die breiten und schönen Conturen der Melodie, ohne sich in die Eigenthümlichkeiten des Rhythmus

zu vertiefen, ohne die Wichtigkeit des Ornamentalen hervorzuheben. Aus der Art wie sie die entlehnten Motive behandelten, geht augenscheinlich hervor, daß sie hier nicht mit dem Bewußtsein einer ganz andren, auf verschiedenen Principien und Grundlagen ruhenden Kunst zu Werke gingen. Sie hielten diese Melodien eben für Fragmente, die durch ungeschickte, unkünstlerische Hände entstellt waren, glaubten ihnen durch ein Restauriren nach unjren tonalen Regeln ihren Werth wiederzugeben; sie nahmen diese Kunst mehr auf ihr Feld herüber, als sie versuchten, sich auf ihr eignes Gebiet hinüber zu begeben, und durften es von diesem ihrem Standpunkte für eine genügende Ehre halten, die sie diesen Fragmenten anhaften, wenn sie einige von ihnen der Vergessenheit entzogen und sie als glänzenden Demantstaub, als funkelnde Sandkörnchen in kostbarer Goldfassung aus ihren Händen hervorgehen ließen.

Ein Schriftsteller welcher im Jahr 1853 mehrere Artikel über ungarische Musik in der Leipziger neuen musikalischen Zeitschrift veröffentlichte, bemerkt, und wir glauben mit Recht, daß wir die Ersten und Einzigen gewesen sind, die unter einer Unmasse von Phantasien und Transcriptionen über den Rakoczj-Marsch von einer Menge verschiedner Autoren, die übermäßige Quarte in dieser bekannten Melodie beibehalten, welche den Hauch von dem diese ganze Kunst ausgeht so lebendig fühlbar macht. Und doch ist es unmöglich, der Mollltonleiter der Zigeuner die übermäßige Quarte zu nehmen, ohne ihren Charakter

zu verwischen, ohne ihr gleichsam ein Körperglied zu amputiren. Man kann das so wenig, als man der gothischen Kunst den Spizbogen, oder der maurischen die Hufeisenform zu entziehen vermöchte. Wenn man dieser Musik ihre eigenthümlichen Intervalle nimmt, die allerdings in unsren Styl verpflanzt unser Ohr verletzen müßten, die aber hier von wunderbarer Wirkung sind, so bleibt eben ein Stumpf, eine Statue ohne Kopf, ein Blumenstiel ohne Blüthe, ein Weib ohne Blick übrig. Es fehlt dann die Seele, die Krone der Idee welche das Werk belebt. Wäre die Zigeunerkunst das Erzeugniß eines Einzelnen, wie sie das eines ganzen Volkes ist, so sind wir der Überzeugung, der Autor würde völlige Vernichtung einer solchen Erhaltung vorziehen, denn jede Kunst und jedes Kunstwerk ist nur das Habitaculum eines Gefühls, eines Gedankens, dessen Strahlen grade aus jenen Theilen die sich durch originelle Wendung, besondere Form, typischen Charakter unterscheiden, am intensivsten, unmittelbarsten, am senkrechtesten niederschießen.

Eines Tages befanden wir uns bei einem Bilderliebhaber, bei welchem ein für ihn auf einer Ausstellung, wo es viel Aufsehen gemacht hatte, gekauftes Gemälde eben angekommen war. Er zeigte es uns, und als reicher Banquier legte er eine besondere Betonung auf die Summe, die er es sich hatte kosten lassen, während wir mit bewunderndem Schweigen die am Meer spielenden Fischerkinder betrachteten, welche eine Gruppe bildeten, die etwa ein Dritttheil von der Höhe des Bildes einnahm. Der übrige

Raum war mit einem Himmel von durchsichtigem mildem Azur ausgefüllt, über welchen wenige Flocken weißer Wolken hinstreiften, die gleich den reinsten morgenländischen Perlen erglänzten, in welchen jeder prismatische Strahl mit gleicher Kraft zurückgeworfen war, als tauchten sie alle zu einer gleichen Tiefe in diese schäumende Milch hinab. Nie hatte ein niederländischer Maler das melancholisch Träumerische seines vaterländischen Bodens mit seinen Nebelschleiern und düstern Tinten, mit dem unsäglich Elegischen in's Graue spielender Töne und dunkelrother Schatten so trefflich wiedergegeben als der Meister hier einen schönen Tag im Norden ohne Gluth und Energie, aber mit seinen leichtesten Reflexen, seinem zartesten Anhauch, seinem ruhigen kühlen Glanz besang. Das war jene helle Luft, wie sie dem Sommer unter diesen Breitegraden eigen ist, jene belebende lauliche Wärme, jenes fast silberne Sonnenlicht, und besonders das nicht zu tiefe und nicht zu klare Blau jenes Äthers, welcher von allen Dünsten befreit ein das Auge liebendes ächtes Himmelblau annimmt, wie wir es im Mai und Juni das Gewölbe oben wie mit einer von Asbest durchwirkten Damastdecke überziehen sehen, deren Gewebe das Licht wie feinen Goldsand durchsiebt. Man fühlte hier die Gegenwart einer von sanften Strahlen bekränzten Sonne, ohne unzeitige Einmischung anderswo entliehener klimatischer Nuancirungen, ohne die Erinnerung an andre Jahres- oder Tageszeiten wie sie manchmal kühne Meister mit dem Oker ihrer Palette anbringen, mit welchem sie

gewohnt sind die reichen Farben des italienischen, oder die flammenden des orientalischen Himmels wiederzugeben. Man hatte einen jener schönen Tage unter den nordischen Himmelsstrichen vor sich, wo die klare glänzende Luft von dem kaum wahrnehmbaren Aushauch der Wassermose durchdrungen, und noch etwas Feuchte in ihr zurückgeblieben ist, als hätte sich der Morgenthau verzögert; einen Tag, der mehr Glanz als Wärme entwickelt, weil ein frischer Luftzug die Atmosphäre fortwährend reinigt und durchsichtiger macht. Das Bild enthielt endlich eine neue Darstellungsart gemäßigter Klimate, welche, von denen der größten Meister wesentlich verschieden, in dem Portrait jener Natur den Anhauch träumerischer Trauer selbst im freudigsten Moment durch den Ausdruck eines völlig ungetrübten Glückes ersetzte.

Wir beneideten im Stillen unsren Banquier um den Besitz eines so kostbaren Kunstwerks, als er unsre Betrachtungen mit den Worten unterbrach: „Es ist sehr „mißlich, solche Ankäufe nicht selbst zu machen, und sich „auf die Lobreden der Journale zu verlassen. Ich habe „dies Bild horrend theuer bezahlt, und, ich bitte Sie! „habe ich nun eigentlich etwas für mein Geld? Die kleine „Gruppe im Vordergrund ist doch wahrhaftig nicht von „Bedeutung, und alles Übrige ist eben blaue Leinwand. „Ich habe auch schon an den Maler geschrieben, daß „wenn er mir die Hälfte meiner Summe wiedergeben „will, ich ihm herzlich gern die zwei Drittel seines Bildes „zurückschicken, und das letzte Drittel, als den eigentlichen

„Gegenstand für mich behalten werde. Was it not fair?“ Wir antworteten ihm nicht, daß der Künstler vermuthlich zehn mal mehr Zeit zum Malen dieses Stückes blauer Leinwand gebraucht habe, um ihr diese dunstlose Fröhliche zu geben, als er brauchte um die Kindergruppe auf einem Ufervorsprung zu skizziren. „Glauben Sie, fragte man, daß der Maler auf Ihren Vorschlag eingehen wird?“ „O, wenn er nicht darauf eingeht, werde ich sein Bild so wie so zerschneiden, denn es nimmt mir zu viel Raum unnöthig weg,“ erwiderte der Kunstliebhaber. „In dem Falle schicken Sie mir die blaue Leinwand!“ antwortete man ihm. Da der diese Forderung Stellende die blaue Leinwand nie erhalten hat, so ist anzunehmen, daß der Eigenthümer sich dennoch allmählig daran gewöhnte, sie unnützer Weise einen großen Raum an der Wand einnehmen zu sehn, deren übrige Zierden ihm überhaupt nur zur Ehre gereichten und genugsam bewiesen, daß der Amphitryon kein Ignorant war, den man grober Unkenntniß des Werthes von Kunstschätzen hätte zeihen können. Er wußte mehr von der Malerei, als viele Andre, und besaß eine außerlesne Sammlung. Aber ein Bild auf dem fast nur blaue Leinwand ist, was will das heißen!

Wie Viele giebt es nicht, die an allen Arten Kunstwerke sich ähnlicher Vandalismen schuldig machen. Der Zigeunermusik, zum Beispiel, die übermäßige Quarte nehmen, heißt ganz dasselbe, als vom Bilde des belgischen Malers die blaue Leinwand wegschneiden. Will man diese Kunst erhalten und sie auf den Enkel übertragen, so

muß man sie in ihrer Integrität bewahren und besonders sie keines ihrer Grundelemente berauben: ihrer Intervalle, Verzierungen, Rhythmen. Auf diesen Dreien ruhend gewinnt die Melodie ein ganz andres Aussehen, als wenn man sie auf einem Sockel darstellt, der nicht für sie gemacht ist. Ihr von den drei Grundelementen nur eines oder das andre erhalten wollen, würde so irrig sein; als wenn Jemand ein gothisches Thürmchen auf einen italienischen Palast stülpte, oder einen dorischen Säulengang mit egyptischen Sphingen zierte. Man kann gewisse musikalische Abgeschmacktheiten nicht besser anschaulich machen, als wenn man sie mit analogen Verfahrensweisen in der Baukunst vergleicht, welche die Vorstellung der Massen lebhafter ergreift als unsre Kunst, die sich an einen subtileren Sinn wendet und specielle Bildung weniger entbehrlich macht. Ubrigens ermangeln beide Künste gleichmäßig eines Prototyps, sind nicht an und für sich Künste der Nachahmung und lassen dieselbe nur accessorisch zu. Die Werke Beider müssen behufs einer richtigen Vertheilung in bestimmte Gattungen, nach den Nationen und Epochen, denen sie angehören, eingetheilt werden. In beiden Künsten ist man überein gekommen, die großen Eintheilungen mit dem Namen Schulen oder Style zu belegen. Jeder Styl besitzt Monumente, welche seine Inspirationen am reinsten, seine Gedanken am genauesten wiedergeben, und mehrere solcher Style sind durch Übergangswerke und Epochen aneinander geknüpft, welche als verbindende Kettenglieder dienen, anfangs den Einfluß

des Styls von dem sie ausgehen sehr ausgeprägt an sich tragen und sich später nach dem Styl in den sie übergehen bedeutend modifiziren. In der Musik wie in der Baukunst aber läßt sich behaupten daß es Style giebt, die gleichsam weit von der großen Heerstraße welche die Kunst wandelt, sich entwickelten. Einen solchen weist die Zigeunerkunst auf, deren nebelhafte Entstehungszeit nur Hypothesen zuläßt, die nur von eignen Kräften lebend sich an keinem fremden Stoffe genährt hat, von keiner entfernten Beziehung modifizirt ist, auf keine Blutsfreundschaft, Verwandtschaft oder Annäherung an eine andre sich zurückführen läßt. Bleibe sie denn in der Zukunft wie in der Vergangenheit alleinstehend. Sie würde sich überhaupt an nichts Andres anknüpfen lassen. Wenn sie ihr Leben fortsetzen soll, muß sie alle ihre Besonderheiten bewahren, denn es hieße ihr Dasein vernichten, wollte man sie mit den Produkten europäischer Musik vermengen, weil, sobald sich ihre Werke durch nichts Wesentliches mehr von andren unterscheiden würden, es nur ein untergeordnetes Interesse haben könnte, die wirklich nationalen Melodien von später eingeschobenen zu unterscheiden. Nur unter der Bedingung kann die Zigeunerkunst eine Stellung, einen Namen in zukünftigen Zeiten behaupten, daß sie unverfehrt in ihrem jetzigen Zustande, wie eine selten gearbeitete Monumentalsäule oder Aschenurne erhalten wird.

Der Versuch, die Zigeunerkunst auf das gemeinsame Feld unsrer Musik zu übertragen würde mehr als einem Hinderniß begegnen. Das größte liegt in der

Wichtigkeit welche hier die Virtuosität behauptet und an der Unmöglichkeit unter unsren bürgerlich civilisirten zigeunerisch beschaffne Virtuosen anzutreffen. Auch die Klangmassen unsrer Orchester eignen sich nicht dazu, und diese müßten in ihren gewöhnlichen Instrumentations-Zusammensetzungen manche Änderungen erleiden um den Charakter eines Zigeunerorchesters reproduziren zu können. Wir besitzen zu viel Zwischenstimmen, zu viel vermittelnde Klänge, zu viel sanfte, schimmernde Farbengebung um durch ihre unbehutsame Anwendung nicht zum Verwischen gewisser Härten verleitet zu werden, welche von der Zigeuner-Musik unzertrennlich sind. Die Königin unter den Zigeunerinstrumenten ist die Geige; den nächstwichtigsten Rang nimmt das Cymbal ein. Die isolirte Violine bleibt arm und reicht nicht aus um eine weitere Harmonie zu füllen, welche von den andren Gliedern des kleinen Heeres, deren Haupt, deren Held und Imperator sie natürlich ist, gegeben wird. Das Clavier, obwohl es im Orchester die grelle Klangfarbe des Cymbals nicht ersetzen könnte, vereinigt immerhin mehrere Bedingungen in sich, kraft deren es mehr als andre Instrumente befähigt wird, ein Orchester solcher Nomadenvirtuosen zu simuliren. Es eignet sich zu den reichsten Verzierungen, während es zugleich den Rhythmus durch eine vollständige Harmonie und durch eine Klangfülle hervorheben kann, die hinreicht um an den nöthigen Stellen tiefe Schatten neben glänzenden Lichtstreifen zu geben. Die Melodie bringt es um so eindringlicher zur Geltung, als die eigenthümlichen zigeunerischen

Intervalle sich in seinen Klangwirkungen sehr gut anwenden lassen.

XX.

Der Zauber, den die Musik der Zigeuner seit unsrer Kindheit auf uns ausgeübt hatte, die Vertrautheit mit ihrer eignen, keiner andren zu vergleichenden Art und Weise, dies allmähliche Eindringen in das Geheimniß ihres Lebensnervs, die immer tiefer geschöpfte Einsicht in das Wesen ihrer Form und in die Nothwendigkeit ihres Beharrens auf einer Excentricität, deren Milderung ein Verlängnen ihres Charakters, ein Entäußern ihrer Individualität wäre, führte uns natürlich schon sehr frühe dazu, manche von ihren Bruchstücken dem Clavier anzueignen. Hatten wir aber in guten Stunden bald eine beträchtliche Anzahl solcher Aneignungen gewonnen: es war damit nirgends ein Ziel gesteckt. Weit entfernt unsrem Trieb genug gethan zu haben, unser Interesse sich mindern zu sehn, geriethen wir immer tiefer in die Arbeit, fühlten die Lust nur wachsen die beredten Mahnrufe, die düstern Ergüsse, die Träumereien, Schwelgereien und Überschwänglichkeiten dieser scheuen Muse auf unser Instrument zu übertragen. Aber jeder Fortschritt war nur ein maaßloses Anwachsen der Aufgabe; es war zuletzt kein Halt, keine Gränze mehr zu finden. Eine Wucht von Material lastete auf uns. Da hieß es vergleichen, wählen, feilen,

an's Licht heben! Und mitten in diesen Bestrebungen erwuchs die Überzeugung in uns, daß diese zerstückten, zerstreuten Melodien die irrenden, flatternden, schweifenden Theile eines großen Ganzen seien, daß sie den Bedingungen zur Herstellung einer harmonischen Gesamtheit völlig entsprächen, welche allen Blüthenstoff ihrer wesentlichen Eigenschaften, ihrer eigensten Schönheiten in sich einschlösse und welche, kraft der von uns im Beginnen dieser Blätter versuchten innerlichen Begründung als eine Art Volkepos anzusehen sei, wie es dieses Volk, das in all' seinem Thun einer ungewohnten, ungebräuchlichen Weise folgt, in einer ungewohnten, ungebräuchlichen Form und Sprache gesungen hat.

Von diesem neuen Gesichtspunkt aus mußten wir bald wahrnehmen, daß die fast unzähligen einzelnen Stücke der Zigeunermusik sich wie Oden, Dithyramben, Elegien, Balladen, Idyllen, Chaselen, Distichen, Kriegshymnen, Grabgesänge, Liebeslieder und Trinkreime zu einem homogenen Körper, zu einem vollständigen Werke vereinigen ließen, welches derartig eingetheilt wäre, daß jeder Gesang zugleich ein Ganzes und einen Theil bildete, den man los trennen und an und für sich, ohne Rücksicht auf das Ganze betrachten und genießen könnte, der aber dennoch durch die enge Verwandtschaft des Stoffes, die Gleichheit seines innern Wesens, die Einheit der Gestaltung zum Ganzen gehören würde. Die von uns schon einzeln veröffentlichten Fragmente der Zigeunermusik wurden einer neuen Prüfung unterzogen, sie wurden modifizirt,

verschmolzen, zusammengestellt, jenachdem es unsrer Absicht auf ein Ganzes entsprach, das in dieser Weise seines Aufbau's ein Werk böte, welches unsre Idee eines Eigennerepos, wie sie uns vorgeschwebt hatte, annähernd verwirklichen möchte. Unter der Vollendung dieser Arbeit verhehlten wir uns nicht, daß ein solches Epos in der gebildeten Welt, der wir es vorlegen wollten, wenig Aussicht auf Entgegenkommen und Beifall haben dürfte, so sehr wir uns bemüht hatten dem Sammelwerke die Lebensfähigkeit zu verleihen, ohne welche keine Kunsterscheinung auf dieser Tummelbahn aller erdenklichen Formen einige Dauer zu beanspruchen vermag, ohne jedoch in etwas den Hauch von Wildheit, der diese Musik beseelt, zu schwächen. Wir mußten besorgen, dieses auf heimathlichem Boden so liebgehegte, geschmeichelte Kind an fremdem Herde mit kalten verlegnen Blicken messen zu sehen und hielten es für gerathen, ihm einen guten Paß und Empfehlungsbrief mitzugeben. Wir gedachten unser Epos mit einer Vorrede zu versehen. Doch wie bald wuchs diese nicht weit über den möglichen Rahmen hinaus! Und darüber kam es vor sechs Jahren zu einer ganz ungeharnischten, ohne Sattel reitenden Ausgabe unsrer „Ungarischen Rhapsodien“. Aber siehe da! unsre Befürchtungen zerstreunend und vielleicht Dank einem „je ne sais quoi“ das sich oft genug launenhaft in solche Dinge mischt, schien das Publikum Geschmack an diesen bizzaren Dichtungen zu finden und ihren verschiednen Weisen mit einer gewissen Hingebung zu lauschen. Es stellte sich heraus,

daß die ungarischen Rhapsodien Beifall fanden. Und während dies Gelingen aus der Sache selbst heraus sich geltend machte, kam endlich auch die begonnene Vorrede zu Stande. Sie bietet sich heute den sympathischen Hörern des Zigeunerepos in diesen Blättern dar. Möchten denn unsre Leser verstehen daß wenn wir sie so lange von den Zigeunern und ihrer Musik in Ungarn unterhielten, es in der Hoffnung geschah, diese unsrem Vaterland so theure Musik in jener Sphäre der Kunst einheimisch zu machen welche Gemeingut der ganzen Menschheit ist, in der alle Völker sich an den lebendigen Quellen jeder hohen Poesie tränken und welcher Goethe prophetisch mit dem Namen „Weltliteratur“ die Weihende Taufe gab.

Als wir einen Theil der zahlreichen Materiale die sich uns in andauernden Beziehungen zu ungarischen Zigeunern und den Sammlern ihrer Lieblingsmelodien zu ziemlichen Massen anhäuferten für das Clavier, als das Instrument welches Gefühl und Form der Zigeunerkunst in ihrer Ganzheit am besten wiederzugeben vermag, bearbeiteten und herausgaben, benannten wir unsre Stücke *Ungarische Rhapsodien*. Durch das Wort *Rhapsodie* wollten wir das phantastisch epische Element bezeichnen, welches wir in ihnen erkannten. Wir hielten sie immer für Theile eines poetischen Cyclus, der sich durch die Einheit einer scharf ausgesprochenen nationalen Begeisterung auszeichnet, insofern sie nur dieser Nation angehört, deren Seele und innerstes Gefühl sie vollkommen wiedergiebt, während dieselben in keiner andren, diesem

Volk eignen und von ihm gehandhabten künstlerischen Form ausgeprägt sind. Diese Fragmente erzählen allerdings keine Thatfachen, aber Ohren, die zu hören verstehen, werden den Ausdruck gewisser Seelenzustände aus ihnen erlauschen in welchen sich das Ideal einer Nation verdichtet. Was fragt die Kunst danach, ob diese Nation aus Parias besteht? Sobald sie Gefühle empfunden die einer Idealisierung fähig sind und diese Gefühle in einer Form von bezwingender Schönheit und Eigenthümlichkeit ausgesprochen, hat sie sich Bürgerrecht in der Kunst erworben, sollte ihr es auch sonst allenthalben verweigert sein. Ein ideales Recht in idealem Staat, das nichts beansprucht als — Ruhm!

Wir haben diese Rhapsodien außerdem *Ungarische* genannt weil es ungerecht wäre für die Zukunft trennen zu wollen was in der Vergangenheit vereint war. Die Magyaren adoptirten die Zigeuner als nationale Musiker. Sie identificirten sich vollständig mit dem stolzen kriegerischen Enthusiasmus, mit dem tiefen Schmerz, der so voll aus diesen Klängen ihnen entgegentrat. Sie haben sie nicht allein ihren Freuden und Festen gesellt; als gerührte Zuhörer ihrer Laffans haben sie ihnen sympathische Thränen geweiht. Das Nomadenvolk der Ezigany weithin durch manche Länder zerstreut und überall der Musik pflegend, hat diese Kunst nirgends zu einer solchen Ausbildung zu steigern gewußt wie auf ungarischem Boden, weil sie nur hier die zu ihrer Entwicklung, ihrem Gedeihen nöthige gemüthvolle Popularität fand. Die freigebige

Gastfreundschaft der Ungarn gegen die Zigeuner war zu ihrem Bestehen so unentbehrlich, daß die Kunst Beiden mit gleichem Recht angehört weil sie weder ohne die Einen noch ohne die Andern in's Leben treten konnte. Wenn Jene Spieler brauchten, konnten Diese der Zuhörer nicht entrathen. Ungarn hat also sein gutes Recht eine Kunst die seinige zu nennen, die von seinem Korn, seinen Neben genährt, von seiner Bewundrung gehegt, in seinem Schatten gewachsen ist, die sich durch seine Liebe entfaltet und mit seinen Sitten so innig verwebt hat, daß sie sich mit den zartesten und theuersten Erinnerungen jedes Ungarn verbindet. Möge sie fortan wie eine glorreiche Erobrung unter den schönsten Rechtstiteln unsres Landes glänzen, möge sie wie ein kostbarer Edelstein haften an den Kleinodien seiner alten ruhmreichen Krone!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

M. G.
H. B.
H. S.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

**This book is under no circumstances to be
taken from the Building**

[illegible]

112

